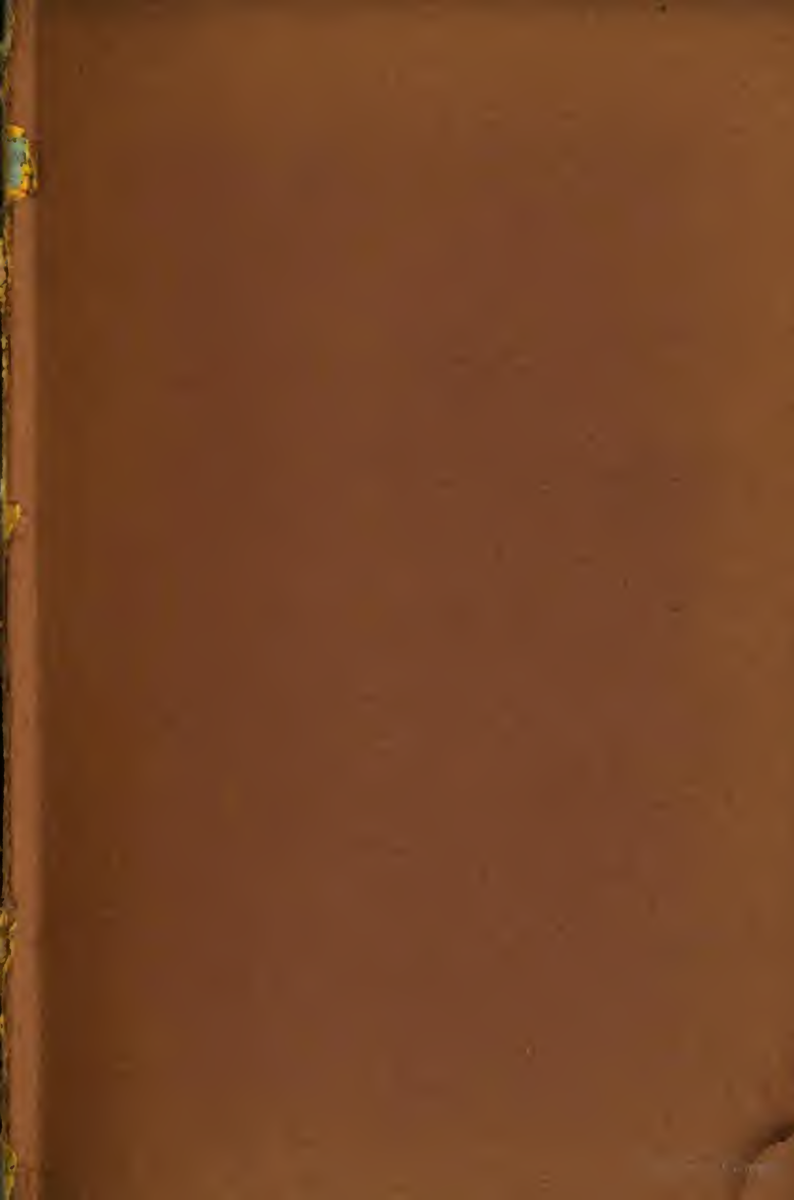
GESAMMELTE SCHRIFTEN: AUSGEWÄHLT, NACH DEN HANDSCHRIFTEN...

Johann Kalchberg (Ritter von)







Johann Ritter von Kalchberg's

gesammelte Schriften.

Ausgewählt, nach den Handschriften und besten Quellen revidirt, mit literarisch-historischen Einleitungen, Anmerkungen und der Biographie Kalchberg's

herausgegeben

von

Dr. Anton Schlossar.

Erster Band.

Einleitung. Poetische Schriften. I.

Wien, 1878.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Poetische Schriften

von

Johann Ritter von Kalchberg.



Herausgegeben

von

Dr. Anton Schlossar.

Erster Band.

Einleitung. — Gedichte. — Bertram von Dietrichstein. —
Die Tempelherren.

Wien, 1878.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.


HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
MAR 8 1955

Seiner Excellenz

Herrn

Josef Freiherrn von Kalchberg

Seiner kais. und königl. Apostolischen Majestät wirklichen
geheimen Rath ꝛc. ꝛc. ꝛc.

widmet diese Neuausgabe der Werke Johann Ritter von Kalchberg's

in Hochachtung und Verehrung

der Herausgeber

Dr. Anton Schlossar.

Vorrede.

Es sind nun mehr als sechzig Jahre verstrichen, seitdem eine Gesammtausgabe der Werke Johann Ritter von Kalchberg's erschien, dieselbe umfaßte neun Bände, sie ist heute ganz vergriffen und höchstens noch in einigen Bibliotheken zugänglich, freilich auch der Name des Dichters ward mit der neuen Generation, die emporwuchs, nachdem man ihn in das Grab an dem uralten Kirchlein des deutschen Ordens in der Hauptstadt Steiermarks hinabsenkte, vergessen, unverdient vergessen.

Ich habe mir schon seit einer Reihe von Jahren alle Mühe gegeben diesen Mann, der für die deutsche Poesie in Oesterreich eine der bedeutsamsten Erscheinungen seiner Zeit genannt werden muß, der Vergessenheit zu entreißen und es ist mir gelungen die Aufmerksamkeit des Publicums, die Aufmerksamkeit seiner Landsleute, im engeren und weiteren Sinne des Wortes, wieder auf Kalchberg zu lenken. An mehreren Orten hatte ich auf eine Neuausgabe seiner Werke hingedeutet und den Werth einer solchen betont. Natürlich war es mir schon damals klar, daß mit einem einfachen Wiederabdruck jener Ausgabe, welche in den Jahren 1816 und 1817 unter

dem Titel: „J. Ritter von Kalchberg's sämmtliche Werke" in neun Bänden bei Gerold in Wien erschien, gar nichts gethan sei. Die Persönlichkeit Kalchberg's ist von großem Interesse für den Literarhistoriker, man mußte eine Uebersicht seiner gesammten Thätigkeit auf allen Gebieten, die er betreten, geben, aber ein Abdruck sämmtlicher von ihm verfaßter Dichtungen wäre vieler veralteter Stücke wegen nicht nur überflüssig, sondern sogar von Nachtheil gewesen. Als der Herr Verleger auf meinen Vorschlag die Werke Kalchberg's neu herauszugeben, mit gewohnter Liebenswürdigkeit eingegangen war, hatte ich mir auch schon den festen Plan der Anordnung des Materiales gemacht und entworfen, den Plan, wie er eben in den vorliegenden und den noch folgenden Bänden durchgeführt erscheint und den ich hier in wenigen Worten rechtfertigen will.

Vor Allem durften die ausgewählten Stücke, insbesondere die Dramen nicht ohne Erläuterung bleiben, überhaupt erschien es nothwendig in einer Einleitung Kalchberg's Bedeutung als Dichter und Historiker, sein Verhältniß zur zeitgenössischen deutschen Literatur und möglichst eingehend auch sein äußeres Leben darzustellen. Dieser Darstellung habe ich eine kurze Uebersicht der bedeutendsten Vertreter deutscher Nationalliteratur auf dem Boden Steiermarks vorausgeschickt, die bis ins zehnte Jahrhundert zurückreicht, und die ich eben nur als das betrachtet wissen möchte, was sie ist, als eine Zusammenstellung nach den besten bisherigen Arbeiten, welche über einzelne Partheien des Themas erschienen sind. Obwohl ich die Quellen öfter genannt, erschien mir ein Apparat von Anmerkungen und dergleichen bei dieser Einleitung um so mehr entbehrlich, als der

Leser eben nicht gewillt sein dürfte schon bevor er noch zum Hauptthema kommt, mit einer Fülle von Citaten und Belegen überfluthet zu werden, überhaupt habe ich mich bemüht in allen Einleitungen das Auge des Lesers möglichst selten unter den Text zu lenken, um den geschlossenen Zusammenhang nicht zu stören.

In der Auswahl selbst, die nicht nur aus den früheren Ausgaben, sondern auch aus einer großen Zahl von bisher ungedruckten Stücken des Nachlasses getroffen wurde, bin ich überaus streng gewesen, man wird dies gleich zu Anfang in der Sammlung der Gedichte bemerken, welche nur achtzig Seiten umfaßt, während früher die Gedichte ohne den Nachlaß mehrere hundert Seiten einnahmen. Nur das Allercharakteristischeste nahm ich hiervon auf und unterließ es nicht nach Vergleichungen mit der Handschrift und den ersten Drucken häufig Interpolationen vorzunehmen, zu Gunsten des Dichters, wie ich glaube, zumal die erste Gesammtausgabe keineswegs sorgfältig revidirt erscheint.

Was die Dramen betrifft, so sind von den acht vorliegenden des Dichters drei ausgelassen worden und zwar das Schauspiel: „Agnes, Gräfin von Habsburg" (in der Gesammtausgabe: „Wülfing von Stubenberg" betitelt), die erste im Jahre 1776 erschienene dramatische Jugendarbeit Kalchberg's, dann die beiden dramatischen Gedichte „Maria Theresia" (1793) und „Attila, König der Hunnen", weniger bedeutende Arbeiten des Dichters, die keine charakteristischen Eigenthümlichkeiten an sich tragen. In der Einleitung erscheinen diese nicht aufgenommenen Dramen besprochen und wird sich aus dieser Besprechung ihre Nichtaufnahme weiter rechtfertigen. — Von

„Andreas Baumkircher", dem populär gewordenen Schauspiele dagegen nahm ich jene Version auf, welche unter dem Titel „Die Ritterempörung" im Jahre 1792 erschien und deren Text heutzutage noch bei der Aufführung auf dem Theater zu Grunde gelegt wird, da er dramatisch wirksamer erscheint als die spätere Umarbeitung in Versen. Zur Uebersicht folgt eine Vergleichung des versificirten und dabei allerdings auch dem Inhalte nach von der „Ritterempörung" wesentlich abweichenden „Andreas Baumkircher" in der bezüglichen Einleitung. Uebrigens wurden auch einige Kürzungen in dem genannten Prosatexte von mir vorgenommen und einige Namen richtiggestellt. — Die Orthographie ist bei allen wiederabgedruckten Werken Kalchberg's im modernen Sinne umgestaltet worden.

Was die mehrfach erwähnten Einleitungen zu den dramatischen Stücken betrifft, so habe ich dieselben so genau als möglich abgefaßt und zwar desto mehr in Einzelheiten eingehend, je weniger das Thema des bezüglichen Dramas der allgemeinen Geschichte angehört. Den „Grafen von Cilli" geht eine vollständige Geschichte dieses berühmten Grafengeschlechtes von seinem Ursprunge an voraus, dem „Baumkircher" eine Untersuchung über die historische Persönlichkeit des Helden und seine Stellung in der Zeitgeschichte, es wurden dabei alle älteren und neueren Quellenwerke gewissenhaft benützt, auch hier aber ist möglichst der gelehrte Apparat vermieden worden. Am Schlusse jeder Einleitung erscheint eine bibliographische Zusammenstellung der bedeutendsten Arbeiten, welche den besprochenen Gegenstand behandeln, angeführt, zu dem Behufe, um demjenigen, der sich noch eingehender informiren will, die Werke anzugeben, in denen er nachzuschlagen hat. Auch biblio-

graphische Daten über die Ausgaben der einzelnen Dramen selbst, über ihr erstes Erscheinen u. dgl. sind beigefügt.

Damit glaube ich dem Literarhistoriker, und für diesen vor Allem dürfte diese neue Ausgabe von Kalchberg's Werken von besonderem Interesse sein, so viel als in meinen Kräften stand, geboten, dem größeren Publicum aber eine Dichtergestalt wieder vorgeführt zu haben, die es verdient der Vergessenheit entrissen und in der Reihe österreichischer Dichter wieder an ehrenvoller Stelle eingereiht zu werden. Ich glaube jeder Freund der Poesie und seines schönen österreichischen Vaterlandes wird mir dafür Dank wissen.

Die Tochter des Dichters, Emilie von Kalchberg, eine geistvolle Dame, die im vorigen Jahre gestorben ist, hatte im Vereine mit einigen Geschwistern vor Jahren den Entschluß gefaßt eine Lese aus dem Nachlasse ihres Vaters zu veranstalten und im Drucke erscheinen zu lassen, das Material war zusammengestellt, aber — die Censur verbot das Erscheinen der Sammlung. Ein schönes Gedicht, welches Emilie von Kalchberg, die ebenfalls poetisch begabt war, verfaßt hatte, sollte diese Sammlung einleiten. Es blieb liegen und da ich es nun durchlese glaube ich nicht besser dieses Vorwort schließen zu können als indem ich die pietätvollen und schönen Verse, welche ja auch hieher so gut passen, der Vergessenheit entreiße und hier folgen lasse:

An den Geist unseres theuern Vaters.

Zu Dir, Verklärter, der in Lichtgefilden
 Hoch über diesem Erdenrunde schwebt,
Der in des Geistes herrlichen Gebilden
 Und in der Tochter Herzen ewig lebt;

Zu Dir erheben sich die nassen Blicke
 Auf Geistes Flügeln nahet Dir mein Herz
Und alles Irdische bleibt hier zurücke,
 Des armen Erdenlebens Lust und Schmerz.

Und aus dem Thal der Thränen eine Gabe
 Bringt Dir entzückt des Kindes treue Hand
Erfüllung ist's dem Wunsch', den einst am Grabe
 Mir Deine Liebe auf die Seele band.

Sieh' Deines Geistes zarte Frühlingsblüthen,
 Geflochten von der Liebe neu zum Kranz,
Deckt auch die Gruft den Gärtner, lass' dir bieten,
 Sie blühen wieder auf in neuem Glanz.

Was Du so sorgsam noch gepflanzt, gefunden,
 Gesammelt und gefeilt mit eig'ner Hand,
Die Tochter hat es in den Strauß gebunden
 Und weiht ihn nun dem theuern Vaterland.

Denn wo in Steiermark noch Herzen schlagen,
Der Ahnen Geist noch in den Enkeln spricht,
Da Vater — stolz kann es die Tochter sagen —
Da lebt Dein Ruhm, vergißt man Deiner nicht.

Zerstörend eilt mit rauschendem Gefieder
Hin über Alles die allmächt'ge Zeit,
Doch unvergänglich bleiben Deine Lieder,
Was sie zerstört war nur das ird'sche Kleid.

Verjüngt erstehen sie in neuem Kleide
Und tragen Deines Ruhmes Blüthenreis,
Des frühen Grabes herrlichstes Geschmeide,
Hinüber in der spät'sten Enkel Kreis.

Graz, im Mai des Jahres 1878.

Dr. Anton Schlossar.

Inhaltsverzeichniß.

Einleitung

von Dr. Anton Schlossar.

Auf jenem gebirgigen Gebiete Europas, das in den ältesten Zeiten von den Tauriskern, Pannoniern, Norikern und anderen Völkerschaften, die bald nach der großen Römerherrschaft verschwanden, bewohnt wurde, das später selbst dem Scepter römischer Cäsaren unterworfen wurde, dann wieder bald den Westgothen, bald den Griechen, Hunnen, Ostgothen unterthan war und endlich, nachdem Karl der Große im Jahre 791 n. Chr. das Land erobert hatte, eine Zeit lang sich unter der segenbringenden Herrschaft dieses Kaisers und seiner Nachfolger befand — auf jenem Gebiete, das unter dem Traungauer Ottokar, wenn auch mit beschränkter Umgrenzung, zuerst den Namen Steier aufweist, zeigen sich bald nach der Regierung des großen Karl die ersten Spuren eines geistigen Lebens. Allerdings sind es noch die ersten aufblitzenden Funken, welche hier und dort hervorbrachen, aber sie genügten, in wenigen Jahrhunderten eine Flamme zu erzeugen, die von dem hellen Leuchten deutscher Cultur und Geistesbildung Zeugniß ablegen sollte.

Das Fürstengeschlecht der Traungauer hatte nach Karl das Meiste hiefür gethan. Man müßte aber ungerecht sein,

wenn man nicht auch auf jene wohlthätige Wirkung hinweisen würde, welche geistlicherseits auf das geistige Element ausgeübt wurde; in der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts machten die Bischöfe Altmann von Passau und Gebhard von Salzburg in ihren Kirchensprengeln in Oesterreich und Steiermark ihren ganzen Einfluß geltend, um der Bildung der ihnen untergebenen geistlichen Anstalten eine bestimmte bessere Richtung zu geben und die Folgen davon ließen nicht lange auf sich warten. Insbesondere war auch die Gründung mehrerer Stifte sowohl der gelehrten als auch der schönen Literatur förderlich und man kann die Stiftung von Admont im Jahre 1074, von St. Lambrecht im Jahre 1096, von Rein im Jahre 1129, von Seiz im Jahre 1153 und von Vorau im Jahre 1163 zugleich als die Begründung von Anstalten betrachten, in denen sich die geistvollsten, allerdings dem geistlichen Stande angehörigen Männer sammelten, die aber in jedem dieser Stifte auf einen weiten Kreis ringsumher den mächtigsten Einfluß ausübten. In der Geschichte der Gelehrsamkeit spielen schon die Admonter Aebte Gottfried, der um 1165 starb, und Irembert, der im Jahre 1177 starb, eine große Rolle; in diesen Anstalten wurden Bücher geschrieben und nicht nur die gelehrten Werke aller Wissenschaften, sondern auch die Dichtungen der Römer und Griechen von den Bücherschreibern vervielfältigt, und endlich geistliche Lieder, Dichtungen, poetische Paraphrasen der Evangelien, der Legenden, poetische Bearbeitungen aus der Heiligengeschichte zuerst verfaßt und aufgeschrieben, wie dies mehr als ein bis heute erhaltenes Manuscript nachweist.

In dem Abte eines der genannten Stifte tritt uns denn auch die erste Persönlichkeit auf steiermärkischem Boden entgegen, welche auf dem Gebiete der deutschen Nationalliteratur

eine Rolle spielt. Es ist dies der erste Prälat des Klosters St. Lambrecht, den die Literaturgeschichte unter dem Namen Hartman kennt; früher Abt im Stifte Göttweih, wurde er durch Herzog Heinrich von Kärnthen im Jahre 1096 zur Einrichtung von St. Lambrecht berufen. Er starb im Jahre 1114. Die eingehenderen Daten über Hartman hat J. Diemer in seinen „deutschen Gedichten des eilften und zwölften Jahrhunderts“ (Wien 1849) auf Grundlage scharfsinniger Combinationen entwickelt. Allerdings wird von Reissenberger auf Grundlage des sprachlichen Charakters von Hartmans Versen, welche auf niederdeutschen Ursprung des Verfassers hindeuten, Diemer's Hypothese, daß Hartman in Steiermark gelebt, bekämpft. Doch erscheint es wahrscheinlich, daß der Verfasser, wenn auch kein geborner Oesterreicher, sein Werk auf steiermärkischem Boden abgefaßt hat. Das Hauptwerk des gelehrten Geistlichen ist seine Rede vom Glauben (rede von dem heiligen glauben), eine Art Auslegung des Glaubensbekenntnisses in gereimten Versen, dem die Sage von Theophilus eingefügt erscheint. Maßmann (in den „deutschen Gedichten des zwölften Jahrhunderts“, Quedlinb. 1837) hat sie zuerst veröffentlicht. Nach den Untersuchungen Diemer's wäre Hartman auch der Verfasser einiger anderer weniger bedeutender geistlicher Dichtungen gewesen.

Poetische Arbeiten ähnlicher Art finden sich in Handschriften der Stifte Vorau, Admont u. a. aus der genannten Zeit nicht selten, leider sind die Verfasser bisher nicht zu entdecken gewesen; ein Dichter, welcher sich Priester Arnolt nennt, verfaßte um die Mitte des zwölften Jahrhunderts ein Gedicht „Ueber die heilige Zahl Sieben“, das in einer Vorauer Handschrift erhalten ist, ebenso finden sich Dichtungen über die Schöpfung, die Bücher Mose, die Evangelien, ein Leben

Jesu und andere geistliche Stoffe in den Manuscripten von Klöstern und Stiften Innerösterreichs, von denen viele darauf hinweisen, daß ihre Verfasser auf steiermärkischem Boden gelebt haben.

Die spätere Zeit weist unter den dichterisch behandelten Vorwürfen insbesondere die verschiedenen Lebensbeschreibungen Marias auf, die bald trockener, bald phantasievoller behandelt erscheinen. Ein solches Marienleben hatte nach seinen eigenen Worten:

Bruoder Philipp bin ich genant — —
in dem orden von Carthûs.
geschriben hân ich in dem hûs
ze Seitz ditz selbe büechelîn.

der Mönch Philipp in der Karthause Seiz (Untersteiermark) in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts geschrieben. Nach den angestellten Untersuchungen, insbesondere nach den dialektischen Eigenthümlichkeiten des Gedichtes scheint übrigens der Verfasser, was seine Abstammung betrifft, ein Norddeutscher gewesen zu sein, worauf auch der Umstand hindeutet, daß Philipp sein Werk dem deutschen Orden in Preußen gewidmet. Die phantasievollere poetische Gestaltungskraft tritt in dieser Dichtung, trotzdem sie sich an ihre lateinische Quelle anlehnt, schon deutlicher hervor und der Umstand, daß Philipps Marienleben in zahlreichen Handschriften durch ganz Deutschland verbreitet war, von denen viele gefunden wurden, beweist die Beliebtheit dieser poetischen Darstellung.

Im örtlichen Gegensatz zu Philipp, welcher seine Verse in Untersteiermark verfaßte, steht der ebenfalls dem geistlichen Stande angehörige obersteirische Dichter Gundaker von Judenburg. Er dürfte zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts gelebt haben. Sein Gedicht „Christes Hort“ lehnt

sich ebenfalls an eine lateinische Quelle und schildert das Leben des Erlösers, dem die Erzählung von dem Geschicke des Pilatus in ausführlicher Darstellung eingeflochten ist. — Die weiteren poetischen Producte jener Zeit, deren Verfasser nicht bekannt sind oder die nach einzelnen Vermuthungen auf steiermärkischem Boden entstanden, können hier füglich übergangen werden, hat man doch sogar die Abfassung des Heldengedichtes Gudrun einem steiermärkischen Dichter zuschreiben wollen und das Gedicht von Biterolf und Dietleib, bekanntlich den Gedichten der Dietrichsage angehörig, wollten Einige ebenfalls auf dem Boden Steiermarks entstanden wissen, welche Vermuthung sich fast nur auf den Umstand stützte, weil in dieser Dichtung das Land in einer Reihe von Versen gepriesen wird.

Trugen die poetischen Erscheinungen, deren bisher Erwähnung geschah, alle das geistliche Gepräge und verdienen sie auch zum Theile ein mehr sprachliches Interesse, so macht sich in den Zeiten des phantasiereichen frischen Ritterthums im dreizehnten Jahrhundert in den österreichischen Alpenländern und insbesondere auch in der Mark Steier eine dichterische Bewegung geltend, die plötzlich einige der hervorragendsten Gestalten der deutschen profanen Dichtung hier erscheinen läßt.

Vor Allem gehört zu diesen Ulrich von Lichtenstein, der Vorfahr jenes heute noch blühenden gleichnamigen Fürstengeschlechtes. Eine echte, abenteuerliche Rittergestalt, nahm Ulrich (J. Falke, Geschichte des fürstl. Hauses Liechtenstein. Wien 1868. I.) „den ganzen poetisch-phantastischen Geist des Ritterthums in der früheren und schöneren Zeit desselben in sich auf und gab ihm Ausdruck und Gestalt in Leben und Dichtung zugleich". Ulrich war zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts auf der Burg Liechtenstein bei Judenburg in Obersteiermark, deren Trümmer heute noch bestehen, geboren;

er kam, fast noch Knabe, an den Hof Heinrich III. und zog später als Knappe in Steiermark umher, „um das Turnieren zu lernen". Im Jahre 1222 zum Ritter geschlagen, begann er eine Reihe von abenteuerreichen Zügen, durch seine Heimat, Oesterreich, Kärnthen, Tirol, Friaul u. s. w., die er in seinem „Frauendienst" so eingehend beschreibt; seltsam geschmückt, als Frau Venus verkleidet und mit großem Gefolge durchzog er die genannten und andere Länder und forderte die Ritter zum Kampfe um seiner Herrin willen auf, später verkleidete er sich als König Artus und machte einen ähnlichen Zug. Ulrich starb im Jahre 1276, nachdem er eine große Zahl von Speeren verstochen und vielen Turnieren beigewohnt hatte. Das Liebesverhältniß zu seiner Herrin scheint trotz der Opferfreudigkeit von seiner Seite kein glückliches gewesen zu sein.

Ulrichs zwei für das culturelle und dichterische Leben der ritterlichen Zeit höchstbedeutende Werke sind uns im „Frauendienst" und im „Frauenbuch" hinterlassen. Der Frauendienst enthält eine Schilderung der abenteuerlichen Fahrten des Dichters in der höfischen Sprache des Mittelalters; er bildet eine förmliche Selbstbiographie des Ritters, eine Zahl der schönsten Minnelieder darin zeigen uns den gewandten Dichter im besten Lichte. Seine die Frauen verherrlichenden Verse in beiden Werken Ulrichs bieten so vielfach Variationen seines eigenen Liedes (Vrouwen dienest. LI.):

Swer Frowen hulde wil bejagen,
Der sol singen unde sagen
ir lop, ir hôhe werdekeit
vil willeclîchen machen breit
mit rehten triwen alle zît.
ir lop vil hôch gemüete gît,
ir lop daz tuot den biderben wol
und reiniu herze freuden vol.

So vertritt Ulrich von Lichtenstein den Minnegesang in Steiermark als eine der hervorragendsten Gestalten. Eine Ausgabe seiner zwei Dichtungen hat im Jahre 1841 Lachmann veranstaltet, nachdem Ludwig Tiek schon im Jahre 1812 den Frauendienst in prosaischer Uebertragung herausgegeben. Biographische Daten finden sich über Ulrich am ausführlichsten in dem oben citirten Werke von Falke.

In der Zeitfolge dem Genannten am nächsten steht unter den steiermärkischen Minnesängern der in der Manessischen Sammlung von Liederdichtern die Reihe der oberdeutschen Sänger eröffnende von Oberburg, welcher etwa um 1250 in Oberburg, einem Städtchen der südsteirischen ehemaligen Grafschaft Cilli lebte. Da er nicht von edlem Geschlecht gewesen zu sein scheint — sein wappenloses Bild in der obigen Handschrift deutet darauf — so dürfte er Dienstmann des dort bestandenen großen Benedictinerstiftes Oberburg gewesen sein, jedenfalls ist der genannte Ort Oberburg seine Heimat. In der späteren Zeit finden sich Herren von Oberburg mit Namen und Wappen und es ist möglich, daß dieselben zu dem Sänger in Beziehungen stehen. Der Dichter weist in seinen wenigen erhaltenen Liedern eine gewisse Aehnlichkeit mit Ulrich von Lichtenstein auf, er besingt Weibes Güte und Minne und die Reize seiner Geliebten. Seine Lieder finden sich in v. d. Hagen's „Minnesingern“; da die neuere Forschung auch in Steiermark einige rührige Vertreter aufzuweisen hat, so dürfte vielleicht ein Zufall einmal noch den Nachforschungen günstig sein und eine größere Sammlung von Poesien dieses Dichters zu Tage fördern.

Wenn Ulrich von Lichtenstein neben dem lyrischen Elemente in seinem Frauendienst besonders auch das epische cultivirt, so zeigt noch mehr Talent auf epischem Gebiete sein

Zeitgenosse, Landsmann und Freund Herrand von Wildonie (Wildon). Als Ritter war er ein tapferer Kämpe, er nahm an der Schlacht auf dem Marchfelde im Jahre 1260, und an Ottokars Fahrt nach Preußen Theil. Die Herren von Wildon hatten längere Zeit bei den steiermärkischen Herzogen das Truchsessenamt bekleidet. Auch von Herrand ist bisher nicht viel aufgefunden worden, doch genug, um auf mehr schließen zu lassen. Drei Minnelieder und einige poetische Erzählungen erweisen sein Talent, letztere gleichen den zahlreichen, nun auftauchenden epischen Gedichten jener Zeit, ihre Stoffe sind nicht erfunden, aber geschickt wiedergegeben, die Fabel vom Kater darunter weist auf eine sehr alte Quelle hin. Die drei übrigen Erzählungen bieten manchen Beitrag zum culturellen Leben jener Zeit, im 95. und 96. Band der Wiener „Jahrbücher für Literatur" 1841 hat sie Bergmann zuerst veröffentlicht. — Noch ein anderer Zeitgenosse des Liechtensteiners in der südlichen Steiermark ist als Dichter aufgetreten, auch von ihm haben sich aber nur drei Minnelieder erhalten, es ist dies Conrad von Suneck (Sanegg), der im Jahre 1224 das Turnier zu Friesach in Kärnthen mitmachte und gegen Ulrich „Speere verstach". Die Sunecker waren die Ahnen der Grafen von Cilli*) und ihre zerfallene Stammburg hat sich bis heute noch, allerdings nur in Trümmerresten, erhalten. Der Sunecker besingt in seinen Drei Liedern seine „Fraue", die ihn nicht erhören will, weshalb der Mai mit seinen Blüthen ihn nicht erfreuen kann, und die ihn doch so fest gebunden. Die Vergleiche des Dichters sind sinnig und zart, seine Verse fließend, wenn auch nicht besonders originell. Immerhin gehört er, so weit

---

*) Man vergleiche hierüber meine Einleitung zu Kalchberg's „Grafen von Cilli" im 2. Bande der vorliegenden Ausgabe.

aus dem wenigen Vorhandenen zu schließen, den besseren Sängern an. Eine treffliche Abhandlung über das Geschlecht der Sunecker und darunter auch über Conrad hat K. Tangl in den „Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark“, Heft 10, geliefert.

Die geringe Zahl von drei Liedern ist auch von einem andern ritterlichen Sänger der oberen Steiermark, von Rudolf von Stadegge auf uns gekommen. Ein Rudolf von Stadegge (Stadeck) ließ sich die Aeneide Heinrich von Veldekens abschreiben, der poetische Sinn, den dies bekundet, scheint darauf hinzudeuten, daß es unser Sänger war. Ein unglückliches Liebesverhältniß dürfte ihn zum Dichter gemacht haben, auf dieses deutet wohl auch die Abbildung des Stadeggers in der Manessischen Handschrift, welche ihn seine „Fraue“ sehr unsanft bei den Haaren fassen läßt. Seine Lieder besingen die Untreue der Geliebten und die Freuden des Mai. Weinhold hat im 35. Bande philos.-histor. Classe der Sitzungsberichte der Wiener Akademie eine sehr werthvolle Abhandlung über die Familie der Stadecker und insbesondere über den Minnesänger veröffentlicht, in welcher auch nachgewiesen ist, daß die Herren von Stadeck ein jüngerer Zweig der steiermärkischen Ministerialen von Landesere gewesen sind, deren Sitz sich im Mürzthale in der Nähe von Langenwang befand.

Eine Dichtergestalt, die insbesondere für den Historiker interessant ist, zeigt sich in dem Steiermärker Ottokar, dem der Beiname von Horneck beigelegt wurde, obgleich diese Beigabe auf irrigen Voraussetzungen fußt. Ottokar war ein Dienstmann Ottos, eines Sohnes Ulrichs von Lichtenstein und lebte in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, als sein Geburtsjahr wird 1250 angegeben. Er besaß bedeutende literarische und historische Kenntnisse und soll durch Conrad von Rotenburg in der Kunst des Minnesanges unter-

richtet worden sein. Sein Hauptwerk und zugleich das Einzige, was von ihm bekannt wurde, ist die österreichische Reimchronik (Chronicon Austriacum rhytmicum), welche in gereimten Versen eine detaillirte Geschichte der historischen Vorgänge auf österreichischem Gebiete von dem Jahre 1250 bis 1309 liefert und für den Historiker daher darin schätzbares Quellenmaterial bietet. Obwohl der poetische Werth der Chronik minder hoch anzuschlagen ist, zeichnet sich doch die Darstellung durch Lebendigkeit und oft durch treffliche Detailzeichnung aus, lyrische Elemente sind allerdings darin nicht vertreten, wie dem Chronisten überhaupt jede lyrische Begabung abging. Schon der Umfang des Werkes jedoch, es zählt mehr als 83.000 Verszeilen, und das Alter desselben machen es auch für den Literaturhistoriker und Sprachforscher höchst beachtenswerth.

Allerdings soll Ottokar noch eine „Weltchronik“ bis auf Friedrich II. geschrieben haben, dieselbe konnte jedoch bisher nicht aufgefunden werden. Auch die Auffindung des österreichischen Chronikwerkes haben wir einem Zufall zu verdanken, sie geschah durch den Historiographen Laz (Lazius), der das Manuscript in der Karthause Gaming auffand und an die Wiener Hofbibliothek lieferte. Vollständig gedruckt findet sich das Chronicon Austriacum rhytmicum in dem von Pez herausgegebenen großen Quellenwerke: Scriptores rerum Austriacarum (Ratisb. 1745), Tom. III.

Noch ein Vertreter des Minnesanges, allerdings schon in der Zeit des Verfalls desselben, reiht sich den bisher Angeführten an, es ist dies Graf Hugo von Montfort, der eine nicht unbedeutende Rolle in der Geschichte der Steiermark spielt und, was die Dichtung anbelangt, gewissermaßen als der letzte eines Zeitraumes betrachtet werden kann, der für das poetische Leben im Lande besonders günstig gewesen.

Weinhold hat in den „Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark", Heft 7, auch über diesen Dichter eine sehr werthvolle Monographie veröffentlicht, die an biographischen Daten viel bietet. Im Jahre 1357 geboren, vermählte sich der aus Vorarlberg stammende Graf Hugo mit der Gräfin Margaretha von Pfannberg, der verwitweten Gräfin von Cilli, er lebte ritterlich und machte viele Kämpfe mit, so insbesondere einen Preußenzug, wovon uns der Dichter Peter Suchenwirt berichtet. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin heirathete Graf Hugo zum zweitenmale eine Gräfin Clementia von Toggenburg. Auch diese starb und der Graf vermählte sich zum drittenmale mit Anna von Neuhaus. Graf Hugo von Montfort, dem steiermärkischen Adelsstande angehörig, war im Jahre 1415 Landeshauptmann von Steiermark, er starb im Jahre 1423, wahrscheinlich auf dem Schlosse Pfannberg und wurde zu Bruck begraben. Aus den Gedichten Hugos von Montfort, die uns erhalten sind, spricht eine lebhafte Frömmigkeit, seine Minnelieder bewegen sich allerdings in dem herkömmlichen Geleise, zeugen aber von bedeutender Begabung, auch hat Graf Hugo eine für jene Zeit ungewöhnliche wissenschaftliche Bildung genossen, wie es selbst aus seinen Dichtungen herauszulesen ist, mit den Sagenkreisen jener Zeit zeigt er sich sehr vertraut. Dichterische Phantasie steht ihm nicht selten in hohem Grade zu Gebote. Obgleich fromm, eifert er doch gegen die Gebrechen des damaligen geistlichen Standes, er gedenkt mit Schmerz der großen Kirchenspaltung. — Von Hugos Dichtungen hat sich nur eine Handschrift erhalten, auch sie ist nicht herausgegeben worden, Weinhold (siehe oben) nur hat Einzelnes daraus veröffentlicht.

So hatte die Steiermark unter den österreichischen Herzogen und zur Zeit des Interregnums eine Reihe hervor-

ragender Vertreter der Dichtkunst auf ihrem Boden aufzuweisen. Unter Rudolf von Habsburg war das poetische Leben noch rege, aber in der späteren Zeit sank es immer mehr und mehr. Die classische Zeit des Minnesanges war vorüber, die Romantik des Ritterthums löste sich in die rohe Gewalt des Faustrechtes auf, Kriege im Innern des Landes, Empörungen, später die vielfachen Kämpfe gegen die Türken, ließen es zu keiner ruhigen Entwicklung und Fortbildung cultureller Elemente kommen. Und so sehen wir denn auf demselben Boden, der einen Ulrich von Lichtenstein erstehen ließ, Dichtung und Wissenschaft bald ganz darniederliegen, selbst die Klöster waren in eine Apathie gesunken, welche seltsam abstach gegen das rührige wissenschaftliche Treiben der älteren Zeit innerhalb ihrer Mauern. Es zeigt sich denn auch wirklich einige Jahrhunderte hindurch der Sinn für Poesie wie verschwunden. War schon auf den Territorien, welche im nördlicheren und westlicheren Deutschland gelegen, bisher die Pflanzstätten der Dichtkunst auch von der Zeit der letzten Minnesänger an durch die Meistersängerperiode hindurch gewesen, das poetische Leben zum dürren, trockenen Chronikschreiben und zu den religiös-dramatischen Producten herabgesunken, die wenig Poesie enthielten, so zeigte sich in den südlichsten deutschen Landen und in der deutschen Steiermark gar keine dichterische Regsamkeit, selbst die Fastnachtsspiele des fünfzehnten Jahrhunderts, deren Entwickelung auf süddeutschem Boden fußt, kamen hier nicht zur Geltung, wenigstens ist bisher keine einzige Andeutung darüber bekannt geworden, daß dieselben, wie in Baiern oder Tirol, auf dem Boden Inneröstterreichs festen Fuß gefaßt hätten. — Nicht viel besser ward es im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert. Seit der Gründung der Grazer Universität im Jahre 1586 durch den Erzherzog Carl, welche sich,

wie die derselben vorgehenden höheren Lehranstalten, in den Händen der Jesuiten befand, und seit der Ausbreitung dieses Ordens in der Steiermark überhaupt, begann allerdings ein regeres Leben auch auf dem Gebiete der Dichtkunst, aber dieses war noch immer dürftig genug, während den Wissenschaften schon mehr Aufmersamkeit zugewendet wurde. Letztere förderten vielfach protestantische Prediger und Gelehrte der Reformationszeit, was freilich nicht ohne heftige Opposition der Jesuiten geschah, so daß die verschiedenen daraus entstandenen Wirren wieder eine ruhige Weiterentwicklung schöner Wissenschaften hemmten. Bemerkenswerth ist es, daß in Steiermark die deutsche Sprache damals von den Protestanten im Gegensatz zu dem Latein der Jesuiten meistens in ihren Schriften angewendet wurde und dadurch eine große Läuterung erfuhr, die auf die Folgezeit von großem Einflusse war. Die Jesuiten dichteten bald lateinisch, bald deutsch, selbstverständlich war der Kreis, in dem sich ihre Poesie bewegte, kein großer, religiöse Allegorieen wurden meistens in genau abgemessenen Versen aufgezeichnet und gewöhnlich bei feierlichen Anlässen zum Drucke gebracht. Es handelt sich hier nie um ein längeres Werk, sondern meist um ein kürzeres Gedicht, das dann in den der Universität nahestehenden Kreisen vertheilt wurde. Daher kommt es denn auch, daß man wohl nicht eine dieser „Dichtungen" außerhalb der Steiermark vorfinden wird und selbst im Lande haben sie sich nur vereinzelt erhalten. Unter denjenigen, die sich zu dieser Zeit in derartigen deutschen Gedichten versuchten, seien angeführt die Namen: Joh. Bapt. Kugelmann, Peter Merkas, Alb. Chr. Graf von Purgstall, Ignatz Spadon u. A. Keiner der Genannten ist weiter oder bleibend bekannt geworden. Dasselbe gilt von den Verfassern jener großartigen Schauspiele, die im sechzehnten und sieben-

zehnten Jahrhunderte von der akademischen Jugend des Jesuiten-collegiums aufgeführt wurden und allerdings mit einem Pomp und einer Großartigkeit in Scene gesetzt wurden, welche die Bewunderung der anwesenden Zeitgenossen erregten. Zudem sind die Verfasser dieser wirklichen Schauspiele überhaupt selten zu eruiren und der Text zu den dramatischen Darstellungen wieder sehr häufig in lateinischer Sprache abgefaßt. Dr. R. Peinlich hat in seiner mit so werthvollen Detaildaten erfüllten und mit so bewunderungswürdiger Genauigkeit abgefaßten „Geschichte des Grazer Gymnasiums" (abgedruckt in einer Reihe von Jahresberichten der Anstalt), diese Periode des Geisteslebens in der Steiermark und insbesondere auch die Schauspiele der Jesuiten geschildert. Ueberall kam es bei denselben mehr auf das Beiwerk, auf die kostbare, großartige Ausstattung als auf den Text an.

Dafür aber weht nun in den Alpenthälern und auf den Bergen des grünen Landes zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts ein frischer, lebendiger Hauch, der die Herzen seltsam berührt und erquickt. Damals freilich beachtete man ihn wenig oder gar nicht und nur das Volk, welches er durchzog, gab sich unbewußt seiner erquickenden Wirkung hin. Es begann langsam die Volkspoesie sich zu entfalten, die Hirten und Bauern sangen ihre Lieder, die Bergleute stimmten kräftige Bergreime an, die Soldaten brachten vielleicht manches aus der Ferne mit, kurz, das Volkslied begann sich langsam zu entwickeln und es war wie die Vorahnung einer besseren Zeit, die nun durch die Sennenlieder unter dem Schall der Heerdenglocken eingeläutet werden sollte. Schon die bekannten Paradeisspiele (deren eines ebenfalls Weinhold veröffentlichte) in der oberen Steiermark zeigen, obgleich mit dramatischem Charakter, den frischen Einfluß ihres Entstehens, ungeschminkt

und ungeschraubt sprechen hier die heiligen Personen dieselbe Sprache, wie sie der Landmann kennt, aber sie geht vom Herzen und zum Herzen. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts finden wir schon einzelne, wenn auch meist geistliche, so doch volksthümliche Lieder gedruckt auf fliegenden Blättern verbreitet, Niemand weiß, wie sie entstanden, in- und außerhalb den Kirchen auf dem Lande werden sie gesungen und viele Goldkörner der Poesie liegen in ihren willkürlichen Verszeilen. Dann wieder treten geschichtliche Ereignisse in den Vordergrund, der Volksmund bemächtigt sich des Stoffes und er wird in demselben lebendig, und wieder singt der Aelpler seine „Schnoadahüpfln“, die Mutter im Bauernhause ein schönes Wiegenlied, etwa:

Heidl pupei mei Kin,
Heidl im Betterl drin,
Schloafn thua rund,
Schloafn is g'sund.

Woan nit, mach d'Aeugla zua,
Woana wirst so no gnua,
Moacht da noch d'Liab
D'Aeugla gnua triab.

Der Wildschütz, der Jäger im Walde, stimmen ihre alten „Liadln“ an, kein Mensch weiß, wer sie verfaßt und doch kennt sie ein jeder. Das sind die steiermärkischen Volkslieder, die einen Schatz von Poesie enthalten, die noch in keiner Sammlung vorliegen und die in ihrer Gesammtheit doch den Uebergang bilden aus der Poesie der alten Zeit zu dem neuen Aufstreben derselben in jenen Tagen, welche nun zu besprechen kommen. Seitdem hat aber die Volksdichtung die Kunstdichtung auch nicht mehr verlassen und sich, parallel mit

der letzteren, in den Wäldern und auf den Bergen Steiermarks freilich unbeachtet immer weiter entwickelt.

Die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hatte in der deutschen Poesie einige Talente erscheinen lassen, die auf den Bahnen, welche ein Opitz und ein Gottsched einigermaßen gereinigt, auftraten und jene große Zeit vorbereiteten, die wohl das goldene Zeitalter der deutschen Dichtkunst genannt werden kann. Bekanntlich war eine der gefeiertsten dichterischen Persönlichkeiten jener Zeit der gute, ehrliche G. F. Gellert, dessen Fabeln und Lieder geradezu einen Wendepunkt der Literatur bezeichnen und der, so vergessen er auch heute scheinen mag, im Vereine mit den übrigen „Bremer Beiträgern" doch so energisch mit den alten Abgeschmacktheiten, die sich eingeschlichen hatten, aufräumte. Gellert wurde nun zum Vorbilde und blieb lange Zeit das der Nachahmung empfohlene Muster. Gellert's Werke wurden auch in das von der Censur mit festen Schranken umgebene Oesterreich eingelassen und als sich von Wien aus eine rege Theilnahme an dem deutschen Geistesleben bald darnach kundgab, erwachte auch in der Steiermark der Sinn für die schönen Wissenschaften wieder. Es war dies im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts.

Im Jahre 1770 tritt uns zuerst wieder mit einer größeren Sammlung von Poesien in Steiermark Hedwig Louise de Pernet entgegen, eine Grazerin, deren „Versuch in Fabeln und Erzählungen nebst einem komischen Trauerspiel in Versen" („Selina") an den Einfluß Gellert's aus dessen älterer Zeit gemahnt. Allerdings finden wir noch schwerfällige Alexandriner und keine große Gestaltungskraft, immerhin aber in der Verfasserin eine literarhistorisch interessante Persönlichkeit; zu den vielen Gedichten auf Gellert's Tod, die damals in allen deutschen Landen erschienen

waren, liefert auch sie ihren Beitrag. In der Folge tauchen nun zahlreichere poetische Talente von bald größerer, bald geringerer Begabung auf, denen ich schon an einem anderen Orte („Innerösterreichisches Stadtleben vor hundert Jahren,“ Wien 1877, IV. Literatur, Dichtung) eingehendere Aufmerksamkeit zugewendet, der Epigrammatiker J. C. König lieferte eine Reihe seiner witzigen Sinngedichte, F. A. von Unruhe trat mit Gedichten hervor, die den Ton der Göttinger anschlugen, Al. V. von Leitner pflegte die Ode, Schram und J. J. Scheiger heitere Gedichtgattungen, der letztere mit vielem Witz. W. Hann, ein frühreifes Talent, dabei früh schon auch ein genauer Kenner der modernen und classischen Sprachen, versuchte mit viel Glück in seiner philosophisch-satyrischen Dichtung „Xenokrates“ Wieland's leichte, zierliche, poetische Erzählungen nachzuahmen, endlich erinnert Josef von Högen durch manche seiner Gedichte an Blumauer. Die Meisten der Genannten veröffentlichten ihre Poesieen in den „Wiener Musenalmanachen“ und in den „Früchten vaterländischer Musen“ (Graz 1789 und 1790), welche Johann Ritter von Kalchberg herausgab. Mit diesem ist der bedeutendste Name genannt, den Steiermark in der neueren Zeit auf dem Gebiete der Dichtkunst und Literatur kennt, einer der hervorragendsten Vertreter deutscher Dichtung in Oesterreich, eine Persönlichkeit, die von dem größten Einflusse für die ganze übrige Zeit des Epigonenthums wurde, deren Werke seinerzeit verschlungen wurden, die durch alle deutschen Lande ehrenvoll genannt, immer einen der interessantesten Repräsentanten der classischen Dichterperiode in der Monarchie bildet.

Kalchberg, dessen ausgewählte Werke hier nach fast sechszig Jahren wieder dem deutschen Publicum vorgelegt werden, soll nun in den nachfolgenden Zeilen, sowohl was

sein Leben, als auch was seine literarischen Bestrebungen betrifft, einer eingehenderen Betrachtung unterzogen werden.

Das Mürzthal in Obersteiermark ist die Heimat des Dichters. Dort lebten zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in dem Orte Wartberg die Großeltern Kalchberg's noch mit dem schlichten bürgerlichen Namen Veit Kalchegger und Johanna Katharina Kalchegger. Ihnen wurde am 10. Jänner 1704 ein Sohn geboren, der die Namen Josef Jakob Erhard erhielt und nachträglich mit Diplom vom 30. December 1760 in den Adelsstand erhoben wurde. Er hieß nun Josef Jakob Erhard Kalchegger von Kalchberg und ist der Stammvater des ganzen Geschlechtes, das ja bekanntlich heute noch so bedeutende, hervorragende Mitglieder aufweist. Er verehelichte sich viermal, zuerst mit der „edlen, ehr- und tugendsamen Frau" Anna Maria Fasching, Witwe nach Josef Fasching in Krieglach, dann mit der Jungfrau Katharina Kippner von Kapfenberg, ferner mit der „gnädigen Frau" Anna Maria de la Mare, verwitweten Baronesse von Ghabelkofen. Wie die beiden anderen Gattinnen, so starb auch diese nach kurzem ehelichem Glück und Kalchberg schloß die vierte Ehe mit dem „hochedelgebornen" Fräulein Anna Katharina Wampl, Edle von Summerstorff. Indem ich die Kinder aus den früheren ehelichen Verbindungen übergehe, führe ich nur an, daß die letzte Gattin ihn mit drei Kindern beschenkte, Franz X., Alois und Johann Nepomuk; der letztgenannte ist unser, nachher zu so bedeutendem literarischem Rufe gelangter Johann Ritter von Kalchberg.

Er ward am 15. März 1765*) auf dem väterlichen Schlosse Pichl im Mürzthale geboren. Anfangs schwächlich und

*) Nicht am 14. März, wie der Grabstein des Dichters an der Leechkirche in Graz besagt. Meine Bestimmung des Datums stammt aus dem Kirchenbuche.

von mancherlei Krankheiten heimgesucht, entfaltete sich später der Körper des Kindes, wie auch der Geist desselben schön und kräftig. Früh von der Mutter einem geliebten jüngeren Bruder nachgesetzt und von dem vielbeschäftigten Vater wenig beachtet, blieb der feurige Knabe mit allen in ihm schlummernden Kräften und Anlagen fast ohne Führer und Freund, sich selbst und der Natur überlassen, an die er sich aber auch mit desto innigerer Liebe anschloß. Noch in späten Tagen erinnert sich Kalchberg seiner Jugendzeit und der prächtigen Naturumgebung des heimatlichen Schlosses; in seinem Aufsatze „Das Mürzthal", welcher eine Reise durch Obersteiermark beschreibt, ruft er beim Nahen an seinen Geburtsort aus: „Je näher ich ihm komme, je traulicher sprechen alle Gegenstände mich an. Selbst die Luft, die ich einathme, scheint mich als eine altbekannte Freundin zu umsäuseln. Diese Straße, diese Felder, diese Bäume, selbst dieser Hohlweg von Gesträuchen überschattet, den ich hier zur Linken erblicke, — alles ist mir so bekannt, scheint mich freundlich zu begrüßen und erweckt in meinem Gemüthe süße Jugenderinnerungen. Es ist doch sonderbar, daß die Erfahrungen aus der Blüthenzeit, ja selbst aus der Kindheit unseres Daseins, daß sogar unbedeutend scheinende Ereignisse einen unauslöschlichen Eindruck in unserer Seele zurücklassen, indeß die späteren Erscheinungen, wenn sie auch wichtiger sind, einen schwächeren Eindruck auf unser Gedächtniß machen". Und er trifft immer wieder alte liebe Stellen; hier lief er den Schmetterlingen als Knabe nach, hier saß er als Jüngling, „hier", fährt er rührend fort, „unter dem grünen Dache der schattigen Linde, bei dem fernen Geräusche des Wasserfalles, senkte sich zuweilen aus den leise lispelnden Aesten der Dichtkunst heilige Muse zu mir herab, und der Jüngling machte seine ersten Versuche". Und dann gibt er

wieder in einem schönen Gedichte, das dem genannten Aufsatze eingefügt und dem Dichter so recht aus dem Herzen geflossen ist, seiner Stimmung Ausdruck. Aus diesem Gedichte seien nur wenige Strophen hierher gesetzt:

„Kleines Plätzchen auf der großen Erde,
Wo mein Aug' der Sonne sich erschloß,
Mir als Kind am lieben Vaterherde
Silberrein die Lebensquelle floß,

Sei gegrüßt mit deinen heil'gen Mauern!
Hier, wo sich mein Dornenpfad begann,
Scheinet alles über mich zu trauern,
Ach, und spricht mich doch so traulich an.

Wie ein Geist aus andern Weltgefilden
Seinen Staub besucht, so steh' ich hier;
Fremdling ward' ich, nur in Traumgebilden
Schwebet die Vergangenheit vor mir. — —

Diese Thürme, diese traute Linde,
Dort des Baches naher Wasserfall,
Rings umher die grünen Wiesengründe
Und die Bäume, Berge, Thäler all. —

Weh, sie sprechen laut zu meinem Herzen:
Alter Freund warum entflohest du!
Fandst du Trost für deine Seelenschmerzen,
Fandest du im Weltgewühle Ruh? —"

Doch nun wieder zurück zur frühen Jugendzeit unseres Dichters. Die anmuthige Lage des Schlosses Pichl und die herrliche Umgebung übten, wie man schon aus dem Erwähnten sieht, auf die poetischen Anlagen des Knaben einen nachhaltigen Einfluß aus. Das Schloß selbst ist ein echter alter Herrschaftssitz mit vier alterthümlichen Thürmen und einer Linde im Hofe,

welche die Schloßmauern überragt Eine Kapelle, getäfelte Gemächer mit kleinen Fenstern und vielen uralten Gemälden befinden sich hinter diesen Mauern. Ueberall, wo man hinsah, erinnerten damals Reliquien an eine längst entschwundene Vorzeit, alte Waffen, Rüstungen, ein Turniersattel, letzterer „ein wahres Meisterstück der Kunst“, wie es der Dichter selbst nennt, gemahnten noch an die prachtliebenden Zeiten des ritterlichen Heldenthums. Was Wunder, daß die Phantasie des Knaben in solcher Umgebung geweckt und angeregt wurde.

Den ersten mangelhaften Unterricht erhielt Kalchberg von einer im Schlosse lebenden alten Tante. Die Schicksalsschläge des Lebens sollten ihn schon in der Jugend hart treffen, denn er erreichte kaum sein eilftes Jahr, als er seinen Vater verlor. Der Knabe wurde nun einem benachbarten Pfarrer in Hohenwang übergeben, um von diesem in der lateinischen Sprache unterrichtet zu werden. Der geistliche Herr war aber ein übler Lehrmeister, statt seinem Zöglinge mit Liebe und Vertrauen entgegenzukommen, kannte er nur Schläge und Mißhandlungen als Hilfsmittel der Erziehung, ja er brachte es damit so weit, daß der arme Knabe beinahe Abscheu vor aller Wissenschaft erhielt und sich leider schon in jener zarten Jugend der Hang zur Melancholie und Schwermuth in Kalchberg entwickelte, der später seinen düstern Schatten über des Dichters ganzes Leben warf.

Drei peinvolle Jahre machte der Knabe hier durch, endlich erschien auch für ihn die Zeit der Erlösung; er kam in das k. k. Seminarium nach Graz zu seiner höheren wissenschaftlichen Ausbildung. Allerdings blieb er hier düster und menschenscheu. Wenn seine Kameraden sich in munteren lauten Spielen ergötzten, blieb der „Landjunker“ in irgend einer Ecke sitzen und wurde wohl auch von den Spöttereien der übrigen ver-

folgt. Die Anstalt hatte damals eine treffliche Oberleitung, es dirigirte sie der für die Jugendbildung jener Zeit so einflußreiche Gelehrte Caspar Royko. Das Seminar faßte junge Leute aus allen „Classen, Berufsarten und Ständen; Stiftlinge und Kostgänger, Gymnasialen, Zöglinge der Philosophie, des Rechtes und der Theologie." Der Director kannte jeden einzelnen dieser Zöglinge genau und wachte, ohne übertrieben streng zu sein, als wahrer Pädagoge über dieselben. Dem armen, nun schon dem Jünglingsalter sich nähernden Knaben war anfangs hier selbst die Welt des Geistes verschlossen, ja in einer handschriftlichen Lebensbeschreibung des Dichters, welche die Tochter desselben, Emilie von Kalchberg, eine geistvolle Dame, verfaßt hat und die sich nun in meinen Händen befindet, erzählt die jedenfalls competente Biographin, daß einmal Kalchberg es einem freundlichen Kameraden beinahe übel nahm, als dieser ihm zumuthete, sich die Zeit mit Lesen zu vertreiben; der künftige Dichter versicherte, er habe schon an den Büchern in seinen Lehrstunden genug. Bald lernte er seinen Irrthum einsehen; die großartigen Schöpfungen unserer classischen Dichter, in ihrer herrlichen Zeit lebte ja Kalchberg, wurden ihm bekannt und bald war sein Geist, der nur auf einen Anstoß gewartet hatte, fast überwältigt von den Schönheiten der damals modernen Dichter Klopstock, Lessing, Wieland, Uz, Schiller, Goethe u. A. Freilich wurden selbst hier dem nach Erlösung ringenden Geiste Schranken gesetzt, es war streng verboten, sich mit Lecture zu befassen, die nicht der genauesten Prüfung der Leiter einzelner Abtheilungen der Anstalt unterzogen wurde und die Bücher unserer classischen Autoren waren es besonders, welche den Zöglingen so wenig als möglich zu Gesichte kommen durften. Manche Nacht saß nun Kalchberg im hellen Mondschein an

seinem Fenster und verschlang mehr als er las die herrlichen Schöpfungen der großen Geister des Jahrhunderts.

Aber einem Manne war das Ringen dieses Geistes doch aufgefallen, nämlich dem Director Royko selbst; dieser erkannte in dem Jüngling das erwachende Genie und wandte ihm nun besondere Aufmerksamkeit zu; er zog ihn in seinen näheren Umgang, machte ihn sogar zu seinem Tischgenossen und gestattete ihm den unbeschränkten Gebrauch seiner ausgezeichneten Bibliothek, die besonders an Dichtungen der neuesten Literatur reich war. Einem Manne, wie Royko, nachzufolgen, ward gar bald des jungen Dichters eifrigstes Bestreben und so wurden in des Jünglings Brust die Triebe jener edlen Ehrbegierde geweckt, die, ein mächtiger Sporn, ihn auf der Bahn des Wissens und Wirkens rastlos vorwärts trieb bis zu seinem Lebensende. Das Fachstudium, dem sich Kalchberg eigentlich gewidmet hatte, war das der Rechte, daneben betrieb er aber bald auch mit großer Vorliebe historische Studien; von literarischen kann keine Rede sein, weil eine deutsche Literaturwissenschaft damals fast gar nicht existirte und die wenigen Vorlesungen über Aesthetik, welche allenfalls abgehalten wurden, bedeutungslos und sehr wenig anziehend waren. Der begabte junge Mann, welcher sich nun bald mit den Wissenschaften vertraut gemacht, versuchte sich dann bald auch in eigener Production und war erst einundzwanzig Jahre alt, als die dramatische Erstlingsarbeit: „Agnes, Gräfin von Habsburg" (Grätz 1786), von ihm im Drucke erschien.

Zu gleicher Zeit stand Kalchberg an der für das Leben so wichtigen Wahl der künftigen Laufbahn. Seine Unkenntniß der Zeit- und Geschäftsverhältnisse und fremder Rath verleiteten ihn leider hiebei zu einem Mißgriffe, den er stets bedauerte, er trat nämlich im Jahre 1785 in k. k. Bankaldienste,

deren prosaische, trockene Geschäfte seinen strebsamen dichterischen Geist aber so wenig ansprachen, daß er sich darin sehr unglücklich fühlte und sie auch schon nach einigen Jahren wieder verließ. Unterdessen war man selbst im Auslande auf die literarische Thätigkeit des jungen Mannes, von dem 1788 das Drama „Die Tempelherren“ und ein Band „Gedichte“ erschienen waren, aufmerksam geworden und die arkadische Gesellschaft zu Rom sandte ihm ihr Mitgliederdiplom zu. Nachdem Kalchberg auch die Sammlung „Früchte vaterländischer Musen“ und noch einige dramatische Dichtungen, auf welche ich noch zu sprechen komme, vor die Oeffentlichkeit gebracht hatte, war es die herzoglich deutsche Gesellschaft in Jena, welche ihn, „dessen Liebe zu den schönen Wissenschaften, dessen Eifer für die Ehre unseres Vaterlandes den würdigsten Beifall der Kenner und den Ruhm eines edelmüthigen und geschickten Beförderers der deutschen Literatur ihm schon längst erworben hat“, nach Verdienst und einer ihren Gesetzen gemäßen Wahl zu ihrem „vornehmen Mitgliede“ ernannte.

Was seine Familienverhältnisse betrifft, so vermählte sich der Dichter schon einige Jahre vorher mit einer jungen Witwe, die ihm aber in wenigen Jahren durch den Tod entrissen wurde. Eine Reise, die er daraufhin unternahm, führte ihn nach Italien, dem „Lande der Kunst“, sein Geist wurde auch wirklich darin wunderbar aufgerichtet; er durchzog ganz Oberitalien, verweilte längere Zeit in den romantisch-freundlichen Umgebungen von Görz und sah mit wehmüthigen Empfindungen die letzte Vermählung des Dogen von Venedig mit dem Meere und damit den Tod der Republik. Auf der Rückreise über Triest lernte er Therese Sander, ein Mädchen kennen, das ihm seine erste Gattin theilweise ersetzen zu können schien; ihre Einwilligung zur Verehelichung erhielt er bald, aber die Familie

des Mädchens legte ihm zahlreiche Hindernisse in den Weg, die er freilich nach kurzer Zeit besiegte und sich im September 1790 zum zweiten Male vermählte. Drei Jahre verbrachte er mit seiner Gattin auf seinem väterlichen Schlosse Pichl, an dem er viele Bauten vornehmen ließ, das er aber eingetretener Familienverhältnisse wegen darnach verkaufen mußte. Man kann sich denken, mit wie schmerzlichen Gefühlen er sich von dem ehrwürdigen Bau, den der Vater bewohnt, trennte; hier, in den Armen der lieblichen Natur, hatte sich ja des Dichters Geist, sein Herz entfaltet, hier „hatten die Musen zuerst dem jugendlichen Sänger gelächelt und die Ruinen der grauen Vorzeit, die mit heiligem Ernste von der Berge Spitzen den Lauf der Jahrhunderte betrachten, den regen Sinn für Geschichte und Vaterland in des Jünglings Brust geweckt", hier waren in der That auch die meisten der lyrischen Gedichte entstanden, welche sich in der im Jahre 1788 erschienenen Sammlung finden.

Vom Jahre 1791 an datirt sich Kalchberg's öffentliche Thätigkeit. Nachdem im Jahre 1790 das Schauspiel „Die Grafen von Cilli" erschienen war und Kalchberg's Name als Dichter und Geschichtsschreiber schon einen hervorragenden Rang behauptete, wählten ihn im Jahre 1791 die Stände Steiermarks zum Ausschußrath. Er folgte diesem ehrenvollen Rufe, allein das rege geistige Leben, in dem er sich bewegte, die vielen unvollendeten poetischen Arbeiten, der literarische Verkehr, in dem er schon damals mit ausgezeichneten Männern des In- und Auslandes stand, nahmen seine Zeit und seinen Sinn ganz in Anspruch, auch sehnte er sich nach einem ländlichen Aufenthalt und so legte er diese Stelle schon ein Jahr darauf wieder zurück und zog nach Wildbach, woselbst er sich angekauft hatte, um dort ganz den Musen und Wissen-

schaften zu leben. Hier bearbeitete und vollendete er von den später erschienenen Dramen „Die Ritteremporung" (Andreas Baumkircher), „Maria Theresia" und „Die deutschen Ritter in Accon".

Im Jahre 1796 abermals von den steiermärkischen Ständen zu ihrem Ausschußrathe gewählt, nahm er die Wahl an und beschloß nun in dieser Eigenschaft sich ganz dem Dienste des Vaterlandes zu weihen. Sowie er früher mit rastlosem Streben sich der Kunst und Wissenschaft gewidmet, so betrat er jetzt den neuen Weg mit allem Eifer und mit aller Energie, die seinem Wesen innewohnte. Nachdem im Jahre 1806 noch das Drama „Attila, König der Hunnen" erschienen war, verließ er damit das Gebiet der Poesie und widmete sich in der Zeit, welche ihm seine Geschäfte übrig ließen, dem Studium der Geschichte, insbesondere derjenigen Steiermarks in der eingehendsten Weise. Besonders untersuchte er fleißig und gründlich die Entstehung und Entwicklung der ständischen Verfassung. Eine Frucht aller dieser Studien und Arbeiten waren die zwei Bände „Historische Skizzen", welche 1800 erschienen und die treffliche Abhandlung „Ursprung und Verfassung der Stände Steiermarks". Auch eine andere Arbeit Kalchberg's fällt in diese Periode, die seinen eifrigen Sinn für die Geschichte des Vaterlandes und seiner Denkmale bekundet. Er hatte oft bei seinen historischen Arbeiten die alten, das Land betreffenden Urkunden zur Hand zu nehmen, dieselben befanden sich häufig nicht in der gewünschten, für den Forscher gerade sehr nothwendigen Ordnung und Kalchberg, den „Herzensdrang, Vorliebe und Patriotismus" belebten, „seine Zeit und Geisteskräfte vorzüglich dem Dienste der erhabenen Stände seines Vaterlandes widmen zu dürfen", erbot sich, die Ordnung und zweckmäßige Einrichtung unentgeltlich zu übernehmen. „Die

Wärme", womit er in der betreffenden Eingabe vom 6. Februar 1800, „vom Gegenstande seiner Wahl, von der Nothwendigkeit dessen Pflege, von der Bedeutung desselben für die Landschaft und die Heimat spricht, kennzeichnet den Mann und adelt seine Gesinnung". Auch später noch unterstützte er das Archivswesen auf das eifrigste.

Seine Arbeiten hatten aber Kalchberg's Anwesenheit in Graz zur Bedingung gemacht und so schwer ihm dies auch fiel, verkaufte er doch seine Herrschaft Wildbach ebenfalls und übersiedelte in die Hauptstadt. Von nun an lebte er ausschließend den Geschäften und griff nur selten bei außerordentlichen, meist patriotischen Gelegenheiten noch in der Leier Saiten. Als wahrer Patriot — über Steiermark war damals gerade die traurige „Franzosenzeit" hereingebrochen — haßte und verabscheute er jene kriechende Verehrung französischer Herrlichkeit und sprach seine Gesinnungen immer laut und freimüthig aus. Von diesen Ansichten zeigt auch sein Aufsatz „Die Franzosen der Vorzeit", den er später veröffentlichte. In der That scheute er in den Tagen der feindlichen Invasion weder Aufopferung noch Gefahr, um seinem Vaterlande nützlich zu sein.

Kalchberg lebte noch immer gerne auf dem Lande und benützte auf der Besitzung Feilhofen bei Deutsch-Landsberg, welche er neuerlich angekauft hatte, seine Muße dazu, um sich der Wissenschaft zu widmen. Leider brachten ihn die Finanzverhältnisse des Jahres 1811, da er kurz zuvor seine meisten Besitzungen verkauft hatte, in eine materiell traurige Lage, die für ihn um so drückender ward, als der zartfühlende Mann früher im Besitze eines hübschen Vermögens, mit diesem auch die Zukunft seiner Familie gesichert gesehen hatte und nun die Seinen dem Ungewissen preisgegeben sah. Schon im

Jahre 1810 hatten ihn die Stände zum zweiten Verordneten des Ritterstandes erwählt.

Hier angelangt, komme ich zu einer Thätigkeit Kalchberg's, deren segensreiche Folgen heute noch für das Land von so nachhaltig günstigem Einflusse erscheinen. Es ist dies die Theilnahme an der Gründung des „Joanneums" jener Gelehrtenanstalt, welche ihr Entstehen dem erlauchten Gründer Erzherzog Johann verdankt, zu deren zweckmäßiger Einrichtung und Fortführung aber Kalchberg's Vorschläge und dessen werkthätigste Unterstützung unendlich viel beigetragen. Erzherzog Johann hatte vom ersten Augenblicke an, da er auf Grundlage seiner hiefür dem Lande überlassenen trefflichen Sammlungen an die Errichtung dieses Institutes gedacht, auch sein Augenmerk auf den thätigen Geschichtsforscher gelenkt. Welches Vertrauen er in Kalchberg setzte, zeigt der ausführliche Briefwechsel des Prinzen mit dem Dichter, welcher uns mit so hoher Achtung vor dem letzteren erfüllen muß. In einer Urkunde vom 26. November 1811 ernannte Erzherzog Johann die drei Curatoren des Joanneums im Sinne der Stiftung; Männer, die das Vertrauen im hohen Grade genossen, die durch allgemeine Verehrung ausgezeichnet waren, sollten zu diesem Amte bestimmt sein. Des Erzherzogs Wahl traf den Landeshauptmann Ferdinand Grafen Attems, den Abt zu Admont Gotthard Kuglmayr und endlich ernannte er „zum Curator aus dem Ritterstande den Herrn Johann von Kalchberg, bekannt durch seinen literarischen Ruf, durch seine Landeskenntniß und seine Denkart". Kalchberg war es, der die über dem Thore des Hauses, in dem das Joanneum untergebracht ist, befindliche Inschrift festsetzte und deren Errichtung vorschlug, er beantragte die Aufstellung der Büste des Erzherzogs im Innern, er verfaßte den Prolog, welcher

bei der feierlichen Enthüllung dieser Büste und derjenigen des Kaisers Franz am 26. Mai 1814 von der Gräfin Antonie v. Dietrichstein gesprochen wurde, er erstattete schon auf dem Landtage am 23. August 1811 einen umständlichen und geschichtlichen Bericht über die Entstehung und bisherige Ausbildung des Joanneums, er beantragte, um die Bedeckung der nun immer mehr auflaufenden Kosten zu sichern, eine Revision des Mühllaufer-Geldes und des Musik-Imposto-Gefälles, er unterbreitete über Aufforderung des Erzherzogs im Jahre 1814 einen ausgezeichneten Organisationsplan der Anstalt, welcher zu vielfachen Verbesserungen Gelegenheit gab. Kalchberg war sechzehn Jahre lang bis zu seinem Tode als Curator unermüdlich für das Wohl und den Nutzen dieser Anstalt und der Wissenschaft thätig. — In Verbindung mit Dr. L. von Vest, Freiherrn von Thinnfeld und Dr. F. S. Appel leitete er auch durch sechs Jahre von ihrer Gründung an die „Steiermärkische Zeitschrift", welche mit den wissenschaftlichen Bestrebungen an der neuen Anstalt in so engem Zusammenhange stand. Kalchberg war es endlich auch, welcher im Vereine mit dem st. st. Archivar Wartinger ein Capital von 1000 Gulden hinterlegte, von dessen Zinsen jährlich eine passende Medaille angeschafft und dem auf dem Gebiete der Geschichte Steiermarks kenntnißreichsten der studirenden Jünglinge übergeben wurde; seiner Thätigkeit ist auch die Gründung des Musikvereines für Steiermark zu verdanken, in dem er eine Reihe von Jahren hindurch als Repräsentant, d. i. Vorsitzender des Ausschusses hervorragend wirkte.

Im Jahre 1816 wurde Kalchberg zum zweiten Male als zweiter Verordneter der Stände gewählt, er rückte im folgenden Jahre in die Stelle des ersten Verordneten vor. Seine Gründlichkeit und Ausdauer im Arbeiten, wie nicht

minder seinen klaren Styl selbst in Amtsschriften zeigen die heute noch im Archive zahlreich erliegenden Referate von seiner Hand. Im Uebrigen lebte der Dichter nun sehr zurückgezogen, einige kleinere Reisen in Steiermark und eine Reise nach Wien im Jahre 1818 abgerechnet, verließ er die Hauptstadt fast gar nicht. Seine literarische Thätigkeit beschränkte sich auf mehr oder weniger wissenschaftliche Publicationen in Hormayr's „Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst", im „Aufmerksamen", in der „Steiermärkischen Zeitschrift" und an anderen Orten. Seine öffentliche Thätigkeit fesselte ihn oft ganze Nächte hindurch an den Schreibtisch. Aber Trübsinn und Schwermuth bemächtigten sich Kalchberg's in den letzten Jahren seines Lebens, die Uebernahme eines silberhältigen Bleibergwerkes in der Nähe von Graz verwirrte seine ohnehin schon zerrütteten Vermögensverhältnisse noch mehr, eine lange Krankheit beugte seinen Körper und entzog dem Geiste jene Elasticität, welche ihm bisher immer eigen gewesen war. Im Jahre 1820 ernannte ihn das Vertrauen des Monarchen „in Rücksicht seiner ausgebreiteten gründlichen Landeskenntniß zum Referenten des neu errichteten Grundsteuer-Provisoriums". Aber seine einmal gestörte Gesundheit konnte nicht wieder erstarken; obgleich er sich mitunter wohler fühlte, quälte ihn doch meistens das heftige Brustleiden und die dadurch hervorgebrachte Gemüthsstörung machte die Schmerzen doppelt empfindlich, das Uebel verschlimmerte sich im Jahre 1826 trotz der beispiellosen Pflege und Sorge der Seinen von Tag zu Tag und als im Jahre 1827 die wieder verjüngte Natur sich zum neuen Erwachen bereitete, da rief sie auch ihren treuesten Freund hinüber in den ewigen Frühling einer besseren Welt, am 3. Februar 1827 starb der von so vielen Leiden heimgesuchte Mann.

Kalchberg's Grabstätte befindet sich auf der Südseite der Leechkirche in Graz, er selbst wünschte an diesem historisch merkwürdigen Orte, an einem der ältesten Denkmale der Stadt begraben zu werden und drückte diesen Wunsch in seinem letzten Willen, sowie auch in dem schönen Gedichte: „Gesuch um eine Grabstätte an der Leechkirche in Graz, 1823" *) aus.

Es dürfte nun passend erscheinen, nach einigen Worten über das literarische Leben jener Zeit in Oesterreich zur Uebersicht ein Gesammtbild vom poetischen Schaffen Kalchberg's zu entwerfen. Der Schwerpunkt der Literaturbestrebungen lag zur Zeit des ersten Erscheinens von Kalchberg's Poesien in Deutschland und wer weiß nicht, wie schwer damals ein geistiger Verkehr zwischen dem Oesterreicher und dem Ausländer möglich gewesen. Von einer directen Anregung konnte bei einem Schriftsteller Inneröstterreichs nicht die Rede sein, die Censur zog die engsten Grenzen und die Freiheit des gesprochenen und geschriebenen Wortes war ein Begriff, den man kaum dem Namen nach kannte. Ein poetisches Talent mußte sich daher schmiegen und biegen und jedes Wort und jeden Reim den Zeitverhältnissen anpassen. Was Wunder, daß uns in der österreichischen Literatur jener Zeit selten ein freierer Gedanke begegnet, höchstens ein „Frühlingslied", ein Erotikon oder die Verherrlichung irgend eines großen Feldherrn, Regenten u. dgl. im hochtrabenden Odenstyle. Die Jesuiten waren zu Maria Theresias Zeiten die Träger des geistigen Lebens, sie leiteten höhere und niedere Bildungsanstalten, sie genossen auch verhältnißmäßig noch die meisten Freiheiten in Wort und Schrift. So sehen wir die meisten schriftstellerischen Größen jener Zeit auch wirklich im Ordensgewande. Ich erwähne nur die bedeutendsten Namen,

*) Abgedruckt Seite 51 dieses Bandes.

um rasch meiner eigentlichen Aufgabe näher zu rücken. Der österreichische „Ossian“ Michael Denis muß hier vor Allem an die Spitze gestellt werden, ein liebenswürdiges Dichtergemüth, das keineswegs in der nebulosen Poesie Ossians ganz aufgegangen ist, seine frischen Lieder gemahnen oft an Goethe; neben ihm steht Karl Mastalier („Gedichte nebst Oden aus dem Horaz. Wien 1774“), kein schöpferisches Genie, aber immerhin ein Lyriker, wie ihn Oesterreich lange nicht gehört. Auf dem Gebiete der Epik nahm Joh. Bapt. v. Alxinger (Nichtjesuit) einen hervorragenden Platz ein, seinen und Denis' Namen finden wir nicht selten auch in den deutschen Musenalmanachen. Alxinger's Rittergedichte „Bliomberis“ und „Doolin von Mainz“ werden heute noch mit Interesse gelesen werden. Welche Gattung von Poesie man besonders gerne in den österreichischen Landen begünstigte, zeigt der bekannte Exjesuit Alois Blumauer, dessen Harmlosigkeit nur durch die Derbheit des Behandelten übertroffen wird. Uebrigens nimmt Blumauer nicht nur als humoristischer Dichter eine hervorragende Stelle in jenem österreichischen Literaturleben ein, sondern er gehört auch als Mitherausgeber einem Unternehmen an, welches, den deutschen Musenalmanachen nachgeahmt, in Wien das für Oesterreich sein sollte, was diese für Deutschland waren. Ich meine den „Wiener Musenalmanach“, welchen 1777 Jos. Fr. von Ratschky zuerst allein und dann zusammen mit Blumauer herausgab. Auf diesen, beziehungsweise auf dessen Vorbilder in Deutschland sind auch die von Kalchberg 1789 und 1790 herausgegebenen „Früchte vaterländischer Musen“ zurückzuführen, auf die ich weiter unten zurückkomme. Ratschky selbst trat als Dichter auf; neben ihm nenne ich nur noch den Beherrscher der poetischen Sprache Gottlieb Leon (Gedichte, 1788) und den Dichter J. Friedr. von Retzer aus Krems,

beider Poesien sind in unverdiente Vergessenheit gerathen und insbesonders zeigt sich in den Liedern des Freimaurers Leon eine glühende Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit des Geistes, wenn es freilich auch, nach damaliger Sitte, dabei nicht ohne einige maurerische Spielereien abgeht.

So viel über den Stand der Literatur in Oesterreich in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Werfen wir nun einen Blick auf die lyrische Thätigkeit des Dichters, von dessen Gedichten auf den nachfolgenden Blättern eine Auswahl geboten wird.

Kalchberg's Lyrik ist allerdings nicht Original, sowohl in der Form, als auch in vielen Wendungen; selbst in manchen Geschmackslosigkeiten lehnt sie sich an die Producte des herrschenden „Geschmacks", an die Schöpfungen der in der deutschen Literatur damals auftretenden Dichter der Sturm- und Drangperiode an. Schon Klopstock's Oden hatten noch vor dem „Messias", seit dem Ende der Vierziger Jahre dem deutschen Volke im antiken Gewande einen feurigen, genialen, echten Dichtergeist gezeigt, bei dem man es gern übersah, daß der Reim in seinen Poesieen fehlte. Auch auf den steiermärkischen Dichter müssen die dahinfluthenden, antiken Strophen des „nordischen Barden", der zur Zeit Kalchberg's auf der Höhe seines Ruhmes stand, einen tiefen Eindruck gemacht haben. In der That eröffnet Kalchberg die Sammlung seiner Gedichte denn auch mit den alcäischen Strophen „An die Steiermark"*) und wendet in der Folge die Klopstock'sche Form antiker Strophen öfter an. Rein und tadellos in der Form, entbehren diese Gedichte keineswegs jenes Schwunges, der die Schöpfungen des Verfassers der Messiade erhebt, Phantasie und Kunstgefühl beherrschen überall den Poeten.

*) Seite 4 dieses Bandes.

Manches unter den früheren Gedichten Kalchberg's erinnert an Schiller, jedenfalls ist es kein bloßer Zufall, daß von Schiller (jedoch nur in den Gedichten der „ersten Periode") häufig angewendete Metra bei dem steirischen Sänger ebenfalls nicht selten sind. Auch die wilde, etwas zügellose, in ihrem genialen Fluge oft den Reim mehr oder weniger vernachlässigende Sprache gleicht derjenigen des Dichters jener verzückten Lieder „An Laura" u. s. w. Man vergleiche z. B. aus Schiller's Jugendliedern die Gedichte: „Hektors Abschied", „Laura am Clavier", „Die Entzückung an Laura", „Die Freundschaft" u. a. etwa mit Kalchberg's: „An Mariannen".*)

Der Meister auf dramatischem Gebiete, im Zeichnen von Figuren und lebendigem Handeln, tritt uns schon in der Gedichtsammlung durch einige Balladen entgegen. Zumeist der Landesgeschichte entnommene Stoffe weiß der Dichter mit Wärme und Lebhaftigkeit vorzutragen. Manchmal dringt köstlicher Humor in einzelnen Strophen durch, an dem wir um so augenscheinlicher die Ungezwungenheit erkennen, mit welcher der Dichter erzählt.

Von besonderer Bedeutung für die vaterländische, im weiteren Sinne für die österreichische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts wurde auch eine von J. von Kalchberg veranstaltete Sammlung von Poesien, die im Jahre 1789 (und 1790) unter dem Titel: „Früchte vaterländischer Musen. Herausgegeben zum Besten der leidenden Menschheit" (2 Bändchen), erschien. Diese Sammlung ist der damals auftauchenden Musenalmanach-Literatur beizuzählen. Der Erfolg, welchen der Göttinger, dessen Nachahmung der Leipziger und endlich der Wiener Musenalmanach hatten, bildete jedenfalls auch in

*) Seite 8 dieses Bandes.

Kalchberg den Plan zu einem derartigen Unternehmen, das freilich einen mehr provinziellen Anstrich haben sollte. So erschienen die beiden Bändchen und sie geben eine treffliche Uebersicht der damals in Steiermark lebenden poetischen Talente. Als Mitarbeiter finden wir vor Allem Kalchberg selbst vertreten; einige seiner besten Gedichte sind hier zum ersten Male veröffentlicht, die weiteren Mitarbeiter, welche theils mehr, theils weniger Beiträge geliefert, sind: Dr. Josef Eustach König, Franz Schram, J. J. Scheiger, Xav. A. von Unruhe, A** L**r (Alois von Leitner), Johanna Gr. von W**d (Gräfin von Wurmbrand?), Sigismund Graf von Auersperg und mehrere Ungenannte, die sich unter Anfangs- und Endbuchstaben ihrer Namen verborgen und wohl nicht aufzufinden sein werden.

Wie schon erwähnt, gipfelte das Talent Joh. v. Kalchberg's im Drama. Die Theaterliteratur seit den Siebziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts weist die schönsten Perlen unserer dramatischen Poesie auf; sie zeigt aber auch in manchen Gegenden, ich muß zu diesen leider auch die Steiermark rechnen, einen trostlosen Charakter. Der Ruhm, den sich ein Lessing, ein Schiller und Goethe mit ihren ersten und späteren dramatischen Werken rasch erworben, spornte zahlreiche kleine Geister zu Nachahmungen an, es entstand dadurch ein Wust von Schauspielen, die selbst auf der Bühne Eingang fanden, ja, wie die Ritterschauspiele eines Spieß, von dem Publicum mit Begierde aufgenommen wurden. Ich erinnere hier nur vorübergehend an die Nachahmungen von Goethe's „Götz von Berlichingen", welches Schauspiel eigentlich die ganze nachfolgende „Ritterliteratur" zur Folge hatte. Die Vorzüge Goethe's hatte Keiner erreicht; die Mängel, welche man dem „Götz" dagegen zum Vorwurfe machen kann, wurden oft für dramatisch wirksame Schönheiten gehalten und der derbrealistische

Anstrich des Stückes eiferte die Nachahmer zu wahren Zerrbildern an, die sich in das Gewand des Ritterschauspieles kleideten. Die Verfasser solcher Stücke blieben natürlich meistens unbekannt und ungenannt und hatten dazu auch ihre triftigen Gründe. Daß dies übrigens nicht nur bezüglich der Provinzbühnen der Fall war, beweist die Theatergeschichte jener Zeit. Unter solchen Umständen mußte ein auftretendes Talent, das mit Fug und Recht ein bedeutendes genannt werden konnte, doppelte Aufmerksamkeit erregen.

Dies war auch wirklich der Fall bei dem ersten Schauspiele Kalchberg's: „Agnes, Gräfin von Habsburg" (Gratz, 1786), das der erst einundzwanzigjährige Dichter veröffentlichte und später unter dem Titel: „Wülfing von Stubenberg" umarbeitete. Der Stoff war schon hier der vaterländischen Geschichte entlehnt, eigene Forschungen in Stubenberg'schen Familienurkunden hatte die Details der Handlung den Dichter kennen lernen lassen. Und wenn auch bei einer Begebenheit, die, wie diese, in den Anfang des elften Jahrhunderts fällt, Geschichte und Sage vielfach in einander fließen, so ist doch dem jungen Dichter ein farbenreiches, dramatisches Gemälde gelungen, dessen landschaftlicher Hintergrund mit der etwas abenteuerlichen Handlung trefflich übereinstimmt. Daß der Geschichtsforscher hinter den Dichter vielfach zurücktritt, wird ihm bei der großen Jugend des Letzteren Niemand verübeln, doch macht ein kurzer Vorbericht den Leser zum Theile mit den benützten Quellen bekannt. In der Hauptsache bildet die Fabel des Schauspieles die Liebe der Gräfin Agnes von Habsburg zu dem steiermärkischen Ritter Wülfing von Stubenberg, der auf einen Kreuzzug auszog, seiner langen Abwesenheit wegen aber für verschollen gehalten wird, bei seiner Rückkehr erfährt, daß der Burggraf Riedecker von Kuenring sich mit

Agnes verlobt hat und schließlich in dem bekannten Kampfe (von dem das „Rennfeld“ bei Bruck a. M. seinen Namen haben soll) den Burggrafen besiegt und sich die Braut erkämpft. Erinnert auch die Sprache hie und da an die Jugend des Dichters, so muß doch die Exposition eine klare und durchsichtige, der Zusammenhang ein geschlossener genannt werden. Die Gestalten der Frauen sind noch nicht fest gezeichnet, einzelne männliche Charaktere dagegen vortrefflich. Nirgends eine psychologische Unmöglichkeit, wie sie bei Erstlingswerken so oft und so gerne vorzukommen pflegt.

Schon in dem nun folgenden dramatischen Gedichte Kalchberg's: „Die Tempelherren“ (1788) tritt uns das Talent desselben gereifter und mehr geklärt entgegen. Auch diese Dichtung hat insoferne für Steiermark ihr specielles literarisches Interesse, als sie das erste dramatische Gedicht genannt werden kann, welches daselbst entstanden ist und Aufmerksamkeit verdient. Daß Lessing sein Vorbild gewesen, geht aus Kalchberg's eigenen Worten hervor, die er im Jahre 1816 an die „Freunde seiner Muse“ richtete: „‚Nathan der Weise‘ und der ‚Mönch von Carmel‘ gingen als Vorbilder meinen ‚Tempelherren‘ voraus in dieser Gattung dramatischer Dichtung, die nun so viele Meisterstücke besitzt“. Die Fabel der „Tempelherren“ bildet das tragische Schicksal Jakob von Molay's, des Großmeisters der Tempelherren, den bekanntlich Philipp der Schöne dem Scheiterhaufen überantwortete. Molay ist denn auch die Hauptfigur des dramatischen Gemäldes, um die sich alles andere gruppirt, seinem Orden treu bis in den Tod, stößt er Alles zurück, was den Satzungen desselben entgegen ist, selbst die Liebe der Königstochter Blanca vermag es nicht, ihn seinem Gelübde untreu zu machen. Gedämpfter und milder macht sich dieser edle Grundzug des Charakters auch in dem

greisen Großprior, Guido von Auvergne, geltend. Die Sterbescene zu Anfang des fünften Actes läßt so recht in die sanfte, große Seele des sterbenden Greises blicken, dessen letzte Worte: „Vergib allen meinen Feinden", diese Gestalt der jenes großen Religionsstifters so ähnlich machen und ihn in einem wahrhaft göttlich milden Lichte erscheinen lassen. Kalchberg liebt es, in den Personen seiner Dichtungen sich diametral entgegenstehende Gegensätze zu zeigen. Der abtrünnige Noffo Dei, „ein ausgestoßener Tempelritter" und der charakterlose Kanzler Wilhelm von Nogaret, repräsentiren diese Gegensätze hier. Nogaret scheut nicht vor falschem Zeugniß zurück, um den Untergang der Templer zu befördern; ihn leitet ja, wie er es selbst gesteht, der Eigennutz.

Ihm würdig zur Seite steht die verbuhlte Mathilde, Nogaret's Tochter, ein Weib, das nicht zufrieden damit, die Beischläferin eines Königs zu sein, ihre Augen auch zu Molay selbst erhebt und ihre ganze Verworfenheit kundgibt, da ihr der Großmeister die stolzen Worte der Zurückweisung zuruft.

Es vereinigen sich schließlich alle bösen Mächte und bereiten dem Tempelherrn den Untergang. Die Templer werden unter den bekannten Scheinbeschuldigungen gefangen genommen, Jakob von Molay, den Blanca noch aus dem Kerker erretten will, schlägt dies Anerbieten aus. Schon hat Mathilde den König bewogen, das Todesurtheil zu unterzeichnen und sie bricht, während die Flamme des Scheiterhaufens vor ihren Augen auflodert und der König schon den voreiligen Schritt bereut, noch in die Rufe aus:

Pfui, Philipp! Wer ein großes Werk beginnt,
Muß keine kleine Seele haben.

Allerdings sind alle diese Gestalten vom Dichter kühn gezeichnet, aber keineswegs mit allzugroßer Verletzung der histo-

rischen Treue. Eine Dichtung, wie diese, mußte Kalchberg's Namen bald auch außerhalb der Grenzen seines engeren Vaterlandes bekannt, berühmt machen, die Verworfenheit und den Edelsinn hatte der Dichter hier mit den grellsten Farben dargestellt und sich gegen die Natur doch nirgends versündigt.

Die nächste dramatische Arbeit Kalchberg's nahm ihren Stoff wieder aus der Geschichte des Vaterlandes. „Die Grafen von Cilli, eine Begebenheit der Vorzeit", besteht eigentlich aus zwei Abtheilungen, die auch in verschiedenen Jahren (1791 und 1793) erschienen sind und die sich insoferne ergänzen, als die beiden fünfactigen Schauspiele: „Friedrich, Graf von Cilli" und „Ulrich, Graf von Cilli" unter dem erwähnten Gesammttitel Charakterbilder der beiden bedeutenden Vertreter jenes rasch berühmt gewordenen Grafengeschlechtes zu liefern versuchen. Daß diese Charakterbilder durch die Hand eines Mannes, wie Kalchberg, auch ihre dramatische Abrundung erhielten, liegt um so mehr auf der Hand, als die Geschichte beider Grafen an sich schon den Gang einer gesteigerten dramatischen Handlung darbietet. Mit dem tragischen Ende der Veronika von Dessenitz schließt das erste, mit der Ermordung Ulrichs durch Ladislaus das zweite Stück. Zum Vergleiche, in wie weit Kalchberg von den historisch beglaubigten Thatsachen abwich, diene eine kurze Darstellung zuerst des „Friedrich", welche, obgleich die Dramen in dieser Ausgabe (Band 2) aufgenommen erscheinen, zur Uebersicht des Ganzen hier am Platze sein dürfte.

Gegen den Willen seines Vaters, Hermann II. von Cilli, der den Glanz und den Ruhm des Cillier Grafengeschlechtes durch hohe Verbindungen noch erhöhen und steigern wollte, vermählte sich Friedrich, nachdem seine erste Gattin, Gräfin Elisabeth von Modrusch, im Jahre 1422 gestorben war, heimlich

mit Veronika von Dessenitz, einem Mädchen aus dem niederen Adelsstande und lebte mit ihr auf seinem Schlosse Gurkfeld in Kärnthen. Der steiermärkische Edle Jobst von Helfenberg, einer der bittersten Feinde Friedrichs, hat es ausgekundschaftet, daß Friedrich mit Veronika vermählt sei, er schleicht sich in den Garten zu Gurkfeld ein, Jobstens Blut selbst geräth beim Anblicke der schönen Veronika, der sich unerkannt naht, in Wallung und, doppelten Groll gegen Friedrich im Herzen tragend, eilt er zu dessen Vater. — Unterdessen erscheint Friedrichs Freund, Jakob von Edling, auf dem Schauplatze in Gurkfeld und erkennt mit tiefem Schmerze in der Gattin seines Freundes eine Frauengestalt, die er „bei einem großen Banket" in Graz gesehen hat und seitdem, in Liebe zu ihr entbrannt, nicht mehr vergessen konnte, ohne sie aber, so viel er auch gesucht, wieder aufzufinden. Ein Bote, von Hermann gesendet, trifft ein und ladet Friedrich zu den in Cilli stattfindenden Festen, welche zu Ehren der Ankunft der Tochter Hermanns, der Königin Barbara von Ungarn, gefeiert werden. Eine solche Einladung ist Befehl. Friedrich verläßt das Schloß, nachdem er noch dieses und seine Gattin dem Schutze des Freundes empfohlen. In Cilli folgen unterdessen Feste auf Feste. Stolz nimmt Königin Barbara die Huldigungen entgegen, welche ihr dargebracht werden und übergibt in feierlicher Versammlung ihrem Vater das vom König Sigmund, ihrem Gemahl, ausgefertigte Pergament, durch welches Hermann die Grafschaft Ságor mit voller Landeshoheit ins erbliche Eigenthum abgetreten erhielt.

Aber schon hat der Knappe Pietro auch der Königin die niederschmetternde Nachricht von der Vermählung ihres Bruders mit Veronika mitgetheilt, auf welche das herrschsüchtige Weib ihren ganzen Haß wirft. Hermann, der die heimliche Vermählung Friedrichs nun auch erfährt, wüthet gegen den zum

Feste eintreffenden Sohn und verlangt stürmisch die Trennung dieser Ehe. Jobst von Helfenberg schürt im Vereine mit Barbara die Zornesflamme und Hermann läßt seinen Sohn ergreifen und in den Kerker auf Ober-Cilli werfen. Jakob von Edling auf dem Schlosse Gurkfeld muß alle Kraft seiner Seele anwenden, damit nicht die Leidenschaft hervorbreche, welche er zu der Gattin seines Freundes gefaßt hat, aber er widersteht mit echtem Mannesmuth. Da die Nachricht von der Einkerkerung Friedrichs eintrifft und bei dem Stande der Dinge Jakob einen Ueberfall der Burg befürchten muß, setzt er Alles zu deren Vertheidigung in Stand. In Bauernkleidern flieht Veronika, von dem ebenfalls verkleideten Knappen Georg begleitet. Aber auch Jobst, der Todfeind Friedrichs, hat durch einen treulosen Burgknecht von der Flucht Kunde erlangt. Er und Pietro legen sich in den Hinterhalt und Veronika wird von ihnen und den Reisigen aufgegriffen und gefangen. Auf Veranlassung Barbara's wird nun Veronika auf dem Schlosse Osterwitz gefangen gehalten. Jakob von Edling, der bald Alles in Erfahrung gebracht, eilt zu Barbara und beschwört diese, die Rettung seines Freundes und der schuldlosen Gattin zu bewirken. Das lüsterne, verworfene Weib verspricht ihm endlich, die Kerkerschlüssel auszuliefern, aber nur gegen den Preis — seiner Liebe. Der Knappe Pietro war gegen hohe Verheißungen Barbaras bereit, nach Osterwitz zu eilen und Veronika selbst zu vergiften; da er jedoch Grund hat, an den Verheißungen zu zweifeln und den wankelmüthigen Charakter der Königin zu gut kennt, schlägt er sich auf die Seite Jakobs von Edling und verräth diesem den ganzen schändlichen Anschlag; Jakob hat bereits Hermanns und Barbaras Vorgehen gegen Friedrich befreundeten Rittern desselben mitgetheilt, welche beim Feste anwesend waren. Diese befreien Friedrich aus seinem Kerker und

Alle stürmen dann nach Osterwitz. Offener Kampf zwischen Vater und Sohn ist nun ausgebrochen. Auf Friedrichs Seite ist der Sieg; da erhält Hermann die Nachricht von dem Tode seines Sohnes Ludwig. Dieser harte Schlag wendet auch seine Gesinnung Friedrich gegenüber, trotz Barbaras Einrede will er Alles vergessen und verzeihen. Auf Osterwitz verfolgt Jobst Veronika mit seinen Liebesanträgen stürmisch und da ihn diese jedesmal stolz abweist, so will er sie zwingen, einen Becher mit Gift zu leeren, mit den Worten: „Bald komm' ich wieder, ist er nicht geleert, so wandelst du mit mir nach einem Orte, wo weder Freund noch Feind dich wiederfinden und ich gemüthlich deine Blüthen pflücke". Aber zur rechten Zeit ist Friedrich eingetroffen, Pietro hat ihn gut geführt. Veronika ist befreit, schon auch Hermann eingelangt und die Versöhnung zwischen Vater und Sohn vollständig geworden. Da erscheint verschleiert in dem allgemeinen Glücke Barbara — die Verworfene, und stößt der Veronika einen Dolch ins Herz. Mit deren Tode schließt das Stück.*)

Schon nach dieser Inhaltsangabe wird Jeder mit mir darin übereinstimmen, daß Kalchberg den historischen Stoff nach allen Regeln der Aesthetik und Dramatik geformt, daß er insbesondere ein Ganzes geschaffen, das in sich abgeschlossen erscheint. Von einem schönen Hintergrunde heben sich die Gestalten der handelnden Personen hier ab. Friedrich ist der liebende Sohn, aber auch der treue Gatte seines Weibes, für welches er eher des Vaters ganzen Zorn auf sich ladet als es verläßt. Die Geschichte mag über Friedrich wie immer urtheilen, allen Geschichtsschreibern haftet ein gewisses Vor-

*) Ueber das Historische vergleiche die ausführliche Einleitung zu den „Grafen von Cilli" im zweiten Bande dieser Ausgabe.

urtheil an und es ist eine gewiß nur erlaubte poetische Licenz, den Sohn Hermanns von Cilli so edel darzustellen, als er in dem Drama erscheint. Kalchberg zeichnet mit Vorliebe häßliche Frauencharaktere. Ebenbürtig der in den „Tempelherren" vorkommenden Mathilde an Verbuhltheit und Verworfenheit ist die Königin Barbara, deren Gestalt von dem Dichter mit Meisterschaft entworfen erscheint. Ihre „Lebensweisheit" ist gar seltsamer Art, stimmt aber mit der Mathildens ganz überein. Rein und zart dagegen, das ideale Bild des liebenden deutschen Weibes, zeigt sich Veronika, ihre Ermordung macht einen um so erschütternderen Eindruck, als dieselbe in dem Momente allgemeiner Freude plötzlich erfolgt. Selbst Nebenfiguren sind mit kräftigen Strichen gezeichnet.

Das zweite „Stück" der „Grafen von Cilli" behandelt Ulrichs Kampf mit Ladislaus und des Grafen Untergang durch die Ermordung, über deren Details die Geschichte so viele Lücken aufweist, so daß dem Dichter hier ein weiter Spielraum seiner Phantasie gegeben ist. Auch hier ist die verworfene Königin Barbara der böse Geist, der unheilvoll in das Geschick des letzten Grafen von Cilli eingreift. Sie entflieht dem Kloster, das ihr als Aufenthaltsort angewiesen war und sucht Schutz und Hilfe bei ihrem Neffen Ulrich. Auf die Zurückweisung durch denselben schwört sie Rache und weiß durch ein tolles Gaukelspiel den Hunyaden Ladislaus Corvinus unter der Maske einer Zauberin gegen Ulrich auf das heftigste aufzureizen. Aber Ladislaus wird von Ulrich gefangen. Das edle Auftreten des Grafen und seine ritterliche Gesinnung gewinnen ihm jedoch auch das Herz des gefangenen Hunyaden, wie ja dessen Bruder Mathias Corvinus lange schon den edlen Sinn Ulrichs erkannt und sich ihm herzlich zugewendet hat. Doch Barbara macht ihren Einfluß gewaltig geltend. Ulrichs Gemahlin, Katharina, hatte

schon früher Ladislaus in Begierde entflammt; diese zu entführen und die Burg zu überfallen, läßt Barbara durch einen Boten dem Hunyaden rathen. Aber auch daran wird Ladislaus durch das Dazwischenkommen Ulrichs gehindert. Da erscheint der „König Ladislaus“ selbst auf der Burg, „zweimalhunderttausend Türken sind gegen Ungarn im Anzuge“, der mächtige Graf von Cilli soll die Macht Ungarns mit den Seinigen verstärken. Noch einmal weiß die königliche Witwe Barbara durch einen Brief Ladislaus glauben zu machen, Ulrich sinne auf Verrath. Ladislaus tritt nun an die Spitze einer Verschwörung gegen den Grafen von Cilli und der Letzte des Stammes jenes berühmten Grafengeschlechtes wird durch die Verschworenen ermordet. Mit dessen Tode schließt das Stück. „Man brachte die Leiche nach Cilli“, berichtet das beigefügte Nachwort, „der Herold zerschlug bei ihrer Begräbniß das Wappen mit den drei Sternen und rief dreimal beim kläglichen Schalle der Posaune: Cilli und nimmermehr Cilli!“ *)

So viel über die „Grafen von Cilli“. Beide Dramen, besonders aber das erste, wurden bei ihrem Erscheinen mit Lobsprüchen von der zeitgenössischen Kritik empfangen. Die oberdeutsche, allgemeine Literaturzeitung schrieb im CXII. Stücke des Jahres 1791 anläßlich der Besprechung des „Friedrich“: „Ist die tragische Muse überhaupt reizend, wenn sie ihren Stoff von der Geschichte entlehnt, so ist sie es umsomehr in jenem Falle, wenn ein patriotischer Dichter vaterländische Begebenheiten der Vorzeit in ihrer Sprache bearbeitet und die Sitten seiner Voreltern schildert. — — — Man kann dieses Stück als ein dramatisches Gedicht ansehen, besonders da die

*) Dasselbe fehlt in dieser Ausgabe, da die Einleitung ohnehin über Alles genügend Auskunft giebt.

Schilderung der Charaktere trefflich, die Sprache dem fünfzehnten Jahrhunderte anpassend und überall das Costum beobachtet worden ist.“ —

Schon vor dem Erscheinen des zweiten Theiles der „Grafen von Cilli“ im Jahre 1792 hatte Kalchberg „Die Ritterempörung, eine wahre Begebenheit der Vorzeit“ veröffentlicht. Das Stück erschien in Prosa abgefaßt und später im neunten Bande der sämmtlichen Werke unter dem Titel: „Andreas Baumkircher“ vollständig umgearbeitet, versificirt und mit einer vortrefflichen historischen Einleitung versehen, von der noch im Jahre 1869 Professor Krones sagt, durch diese Arbeit habe „Kalchberg das unbestrittene Verdienst, über Baumkircher manchen wichtigen Beitrag zu dessen Geschichte vor 1469 geboten zu haben, ohne sich von Erfindungen beirren zu lassen“. Die Sage hatte lange Jahre hindurch um das geschichtliche Bild des Helden ihren Schleier gewoben und wohl manchen Zug in demselben verändert, natürlich zu Gunsten des steiermärkischen Ritters. Die Fabel des Trauerspieles schließt sich an die Geschichte an.*)

„Maria Theresia“ benannte der Dichter das der Zeit nach nun folgende dramatische Gedicht, welches im Jahre 1793 erschien, aber trotz des bedeutenden patriotischen Gefühles, das ihn bei der Abfassung durchwehte, wieder hinter die andern Arbeiten der früheren Zeit zurücktritt. „Jahre lang“, schreibt Kalchberg in dem „Vorbericht“ (der vom Jahre 1789 datirt erscheint), „trug ich in meiner Seele den Wunsch, daß die Muse eines unserer vortrefflichsten Dichter diesen schönen Stoff

*) Das Nähere über die historische Persönlichkeit Baumkirchers und eine Vergleichung der beiden Versionen in der Einleitung zu dem Schauspiel im zweiten Bande dieser Ausgabe.

bearbeiten möchte. Allein meine Hoffnung ward nicht erfüllt. Da entstand endlich in mir der kühne Gedanke, dieses Wagestück selbst zu unternehmen." Allerdings ist der Versuch auch hier gemacht, die Charakteristik der handelnden Personen mit festen, sicheren Strichen zu geben, aber nur in der Gestalt der fast allein in den Vordergrund tretenden Kaiserin gelungen. Das ganze Drama liest sich wie ein Capitel in Verse gebrachter Geschichte, die Scenen, in denen Maria Theresia nicht selbst auftritt, scheinen nur zur Ausfüllung eingefügt zu sein. Freilich werden die schönen, edlen Charakterzüge der Kaiserin in ein so glänzendes Licht gestellt, als sie es verdienen, so z. B. in der ersten Scene des zweiten Actes, in welcher Theresia die eingelangten Bittschriften erledigt, wie prächtige Fürstenworte legt ihr der Dichter hier in den Mund:

Weh einem Fürsten, der sein reges Wirken
Dem Volke raubt, und die so edle Zeit
Im Schoß der Trägheit und der Wollust mordet. — —
Ich will, gleich jenem großen Kaiser, mich
Am Abend eines jeden Tages fragen:
„Therese! welches Gute thatst du heute?
Der Himmel stärke mich, daß nie mein Herz
Mir sagt: Ich habe einen Tag verloren.

Der Inhalt des Stückes schließt sich auch hier an die Geschichte an und zwar von der Thronbesteigung Maria Theresias bis zu jenem berühmten Tage zu Preßburg, an welchem die ungarischen Stände begeistert ihre Säbel schwangen, unter dem Rufe: „Moriamur pro rege nostra Maria Theresia!" zu den Füßen der in ihrer Mitte befindlichen Kaiserin hinstürzten und ihr den kräftigsten Beistand gegen ihre Feinde zuschwuren. Glänzend sind die Schlußscenen des fünften Actes, rührend jene Scenen, in welchen die Kaiserin den Purpurmantel

abgestreift hat und als die treue Gattin Franzens, als die liebende Mutter ihrer beiden Kinder Marianne und Josef erscheint. Für die Vorgänge der höheren Politik aber war des Dichters Feder nicht geschaffen und dies wohl auch der Grund, daß die Kaiserin und nur diese in den Vordergrund tritt, ohne daß uns eine der handelnden Nebenpersonen länger fesseln oder erwärmen kann. Uebrigens scheint mir dieses Drama allen Anzeichen nach noch aus des Dichters früheren Jahren herzurühren, dies schließe ich aus der Abwesenheit jener kräftigen dramatischen Züge, welche alle späteren Arbeiten des Dichters mehr oder weniger charakterisiren und aus dem Datum des „Vorberichtes", sowie aus dem ganzen Inhalte desselben, der schon darauf hinzuweisen scheint, daß dieses Stück wohl schon vor dem Jahre 1789 abgefaßt, von dem Dichter aber aus Scheu nicht veröffentlicht wurde.

Kann man der „Maria Theresia" nicht jenes Lob spenden, das Kalchberg's frühere Publicationen oft im reichen Maße verdienen, so muß das im Jahre 1796 erschienene Drama „Die deutschen Ritter in Accon" geradezu eine Meisterleistung genannt werden.*) Dieses dramatische Gedicht, in der Umarbeitung: „Bertram von Dietrichstein" betitelt, hatte bei dem Erscheinen Aufsehen erregt wie kaum eine Dichtung jener Zeit, welche in Oesterreich entstanden ist, und reihte seinen Verfasser nun ohne Frage den ersten Talenten seiner Zeit an. In keinen von Kalchberg's früheren oder späteren Stücken ist auch in der That der Dialog so meisterhaft behandelt, die Handlung so klar und doch so fesselnd, in keiner sind die

*) „Die deutschen Ritter in Accon", sagt sogar die ziemlich seichte und oberflächliche Besprechung in dem Nekrolog der „Steierm. Zeitschrift, 1827" bilden den Culminationspunkt seiner dichterischen Plastik."

ästhetischen Gesetze für das Drama so genau beobachtet wie hier. Der allerdings an Lessing's Nathan gemahnende Hintergrund, die Gegenüberstellung der theils christlichen, theils den Saracenen angehörigen Gestalten, die organische Gliederung der einzelnen Acte für sich und in ihrem Zusammenhange muß das Interesse des Lesers und des Zuschauers erregen. Die Handlung selbst ist in keinem Drama des Dichters so durchsichtig und klar, die Sprache in keinem so edel. Das Stück spielt zu Accon im Kreuzzugsjahre 1291 und bietet zugleich ein Gesammtbild des Lebens und Kämpfens der Kreuzfahrer im heiligen Lande.

Der Inhalt des Stückes schildert die Kämpfe des steiermärkischen Ritters Bertram von Dietrichstein vor Accon, die Rettung einer Favoritin des Sultans durch den Ritter aus den Händen roher Soldaten, welche sie gefangen genommen, die aufkeimende Liebe Bertrams zu der Geretteten, welche sich schließlich als die Schwester Idas aus dem Geschlechte der Khevenhüller zeigt, der Bertram früher seine Liebe zugewendet, die aber einem Andern, dem Ritter Wilhelm von Seinsheim ihre Hand gereicht hat. Mit dem Bunde Bertrams und Eminens, diesen Namen trug die Favoritin des Sultans, welche nun ins Christenlager übergeht, schließt die Handlung, der zahlreiche Episoden eingefügt sind.

Daß Anklänge an Lessing's Nathan sich hier mitunter finden, zeigen diese Andeutungen. Aber schon in diesem Umstande liegt eine gewisse literarhistorische Bedeutung für das Stück. Von einer Nachahmung ist natürlich keine Rede; die Handlung ist ganz frei und sehr geschickt erfunden. Die Durchführung macht den Eindruck des Ernsten, Gereiften. An Lessing's Nathan erinnert der historische Hintergrund, die überraschende Scene, in der in Emina die Schwester Idas gefunden

wird, die Gestalt Khalils, des Sultans, welche freilich mit Saladin nicht viel gemein hat. Die oberdeutsche Literaturzeitung widmete den „deutschen Rittern in Accon" eine eingehende Besprechung in dem CLII. Stück vom 21. December 1796, in der unter Anderm gesagt wird: „Unter den ziemlich mageren Geistesproducten, die jetzt in Wien von Zeit zu Zeit erscheinen, ragt gegenwärtiges dramatisches Gedicht sehr vortheilhaft empor. Der Verfasser desselben ist der in Deutschland durch seine schönen lyrischen Gedichte, durch die Tempelherren u. s. w. rühmlichst bekannte Johann von Kalchberg. — Der Dialog würde dem großen Schöpfer Nathans des Weisen keine Unehre machen". Die Beurtheilung schließt mit dem Ausspruche: „Kalchberg verdiene unter den deutschen Schriftstellern wirklich einen klassischen Rang".

Noch ein dramatisches Gedicht erschien von Kalchberg: Attila, König der Hunnen (Wien und Graz 1806), es war das letzte. Charakter und Inhalt des Stückes bezeichnet der später geänderte Titel „Attila's Tod". Hildegunde und Attila sind die beiden in den Vordergrund tretenden Gestalten, um sie gruppiren sich Ardarich, Fürst der Gepiden, Walamir, Fürst der Ostgothen, Edecon, Attila's Freund, Walther, Prinz von Aquitanien. Die schönen Scenen zwischen Walther und Hildegunde geben dem Dichter Gelegenheit, sein Talent hier und da aufleuchten zu lassen; im Ganzen fehlt dem Stücke die Einheit und das Interesse für die Hauptgestalt, nach der es betitelt ist, kann nicht recht zur Geltung gelangen.

An dieser Stelle angelangt, bleibt nur noch übrig, den Prosaschriften Kalchberg's die Aufmerksamkeit zuzuwenden. Gerade diese sind es ja, welche auch für den Historiker und insbesondere für den Geschichtsschreiber interessant erscheinen, welcher jenes Feld cultivirt, das wir mit der Bezeichnung der

„innerösterreichischen Geschichte“ auch heute noch umgrenzen können. Daß in den Einleitungen, Schlußworten und ähnlichen Beifügungen zu den einzelnen dramatischen Werken sich manches nicht unwichtige, historische Datum findet, habe ich schon oben an den betreffenden Stellen angedeutet, nicht selten hat Kalchberg auch hier Resultate eingehenderer Forschung niedergelegt. Im Jahre 1800 erschienen zwei Bände „Historische Skizzen“, welche meist im Gewande der Erzählung Darstellungen zumeist aus der Geschichte der Heimat brachten; diese Skizzen traten sehr anspruchslos auf, einige hatten dramatische Form. Einzelne hatte Kalchberg schon früher veröffentlicht. Es erscheint insbesondere von nicht zu unterschätzender Bedeutung für den Werth derselben, daß eine derartige Skizze („Scene aus dem Leben Kaiser Heinrichs des Vierten“) schon im Jahre 1793 Schiller der Aufnahme in seine „Neue Thalia“ gewürdigt hat. Es dürfte von Interesse sein den Wortlaut des Briefes hier wiederzugeben, den Kalchberg bei der Uebersendung des Manuscriptes an Schiller richtete und der sich in der Sammlung: „Briefe an Schiller“. Herausgegeben von L. Urlich, (Stuttgart, Cotta 1878) findet.

„Ich hoffe“, schreibt Kalchberg, „daß Ihr Edelmuth mir diesen kühnen Schritt (an Schiller zu schreiben) vergeben wird, zu dem mich nur allein die hohe Achtung und Bewunderung Ihrer erhabenen Verdienste verleitete, von der nicht ich allein, sondern Tausende meiner Landsleute erfüllet sind: obschon in diesen Gefilden das heilige Licht der Weisheit nur noch mit blassen Strahlen flimmert. — O, ich wünschte, daß Sie es gesehen hätten, wie in diesem Lande so manche bange Thräne floß, als die Nachricht einer schweren Krankheit und der Gefahr Ihres unersetzlichen Verlustes sich in diesen Gegenden verbreitete — ja wie die von Ihrer Wiedergenesung

in alle Herzen Balsam und Wonne goß. Der Himmel schenke Ihnen in der Zukunft eine unwandelbare Gesundheit und Nestors Alter, daß Sie Zeit haben, Ihren eigenen, und den Ruhm des deutschen Vaterlandes mit den glänzendsten Strahlen zu schmücken. Ich schließe mit der Bitte, dem beiliegenden, kleinen Aufsatze meiner schwachen Muse ein Plätzchen in Ihrer „Thalia" zu gönnen. Johann von Kalchberg, Herr auf Pichl und Zehntgrub". Das Schreiben ist datirt: Pichl, 12. Januar 1793. Abgedruckt wurde der in Rede stehende Aufsatz in der „Neuen Thalia" IV. Stück 1793. Seite 3 ff.

Die „historischen Skizzen" erfreuten sich eines großen Leserkreises in ganz Oesterreich. Bezeichnend sind dieselben hauptsächlich dadurch geworden, daß Kalchberg in ihnen versuchte, die Heimatsgeschichte in einzelnen Bruchstücken und in der Form der einfachen, nur hier und da etwas ausgeschmückten Erzählung einem größeren Leserkreise zugänglich zu machen, die Geschichte auf diese Art volksthümlich zu gestalten.

Daß der Versuch auch wirklich gelungen, beweist der Beifall, mit dem die Sammlung aufgenommen worden war. Ich führe einige Titel der darin vorkommenden Stücke an: „Die Schlacht am Marchfelde", „Friedrich der Streitbare", „Veit von Rotenhan", „Die Frauenburg", „Maria von Brabant", „Die Edlen von Tüchern", „Eva von Gall". Allerdings zeigen diejenigen von diesen Erzählungen, in welchen Kalchberg seiner Phantasie freien Spielraum gelassen, zeigt insbesondere auch die Darstellungsgabe, daß er sich dem herrschenden Geschmacke der Zeit anschloß und aus diesem Grunde müssen auch einzelne Stellen, so z. B. der lüsterne Charakter, den Liebesscenen annehmen und dergleichen vom Standpunkte dieses Zeitgeschmackes aus betrachtet und beurtheilt werden.

Die Quellen, welche für die Abfassung dieser allerdings leichteren geschichtlichen Schilderungen benützt wurden, waren theils schwerer zugängliche, seltene Geschichtswerke, theilweise auch Originalurkunden, deren so manche höchst interessante Kalchberg hier irgend einer historischen Erzählung einverleibt hat. Derartige Aufsätze, welche die Landesgeschichte betrafen, hatte der Dichter auch später verfaßt und in dem mehrerwähnten „Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst“, in der Zeitschrift „Der Aufmerksame“, in der „Steyermärkischen Zeitschrift“ und an andern Orten veröffentlicht. In dem erwähnten „Archiv“ finden wir die Aufsätze „Die Siebenglocke zu Graz“, „Der Rauberhof in Graz“, „Hector von Trautmannsdorf“, „Der kärnthnerische Herzogsstuhl“, „Erasmus Lueger“ und die vortreffliche Arbeit „Ueber Ursprung und Beschaffenheit der Urbarialabgaben in Inneröſterreich“ (1818), im „Aufmerksamen“ stehen außer einer Reihe von Gedichten die Skizzen: „Die Inquisition in Deutschland“, „Die Franzosen der Vorzeit“, „Der Reckthurm in Graz“ u. a. m.; in der „Steyermärkischen Zeitschrift“ finden wir von historischen Arbeiten: „Die Grafen von Sonnenburg“ (I. 87), „Gründung der ersten Karthause in Deutschland“ (III. 65), „Ueber eine seltene Münze im Joanneum“ (V. 155). Gesammelt erscheinen die meisten dieser Aufsätze, welche bis 1817 erschienen sind; im zweiten, dritten, und vierten Bande der ersten Gesammtausgabe, eine Sammlung der übrigen veröffentlichten Arbeiten der besprochenen Gattung existirt nur handschriftlich in meinen Händen und wird in den Bänden dieser Ausgabe, welche die Prosaschriften enthalten, benützt werden.

Die letzte Gruppe von Publicationen Kalchberg's welche ich noch erwähne, ist klein; sie umfaßt die Reiseskizze „Das Mürzthal“ (zuerst abgedruckt im „Aufmerksamen“, 1813,

Nr. 76 ff.) und „Ausflug nach dem Lasnitzthale", ferner die „Patriotischen Vorschläge zur Errichtung einer Anzahl von Getreidemagazinen in der Steiermark", „Patriotische Wünsche" und die bekannte treffliche Arbeit: „Ursprung und Verfassung der Stände Steiermarks". „Das Mürzthal", eine in Briefen abgefaßte Reiseschilderung eines Ausfluges nach der oberen Steiermark und nach Pichl, zu dem Geburtsorte des Dichters, gibt diesem Gelegenheit, in zahlreichen historischen Excursen die geschichtlich merkwürdigen Punkte, welche er bei seiner Reise berührt, zu beleuchten, auch liefert dieser Aufsatz zur Lebensgeschichte Kalchberg's nicht unwesentliche Beiträge.

In der mit so großem Fleiße ausgearbeiteten Abhandlung über die Stände Steiermarks hat Kalchberg nicht nur das Material gesichtet und trefflich geordnet, sondern auch eine außerordentliche Detailkenntniß bewiesen und den Stoff so tüchtig durchgearbeitet, daß man heutzutage noch diese Abhandlung als die einzige in ihrer Art betrachten und zur Kenntniß der ständischen Verhältnisse des Vaterlandes mit dem größten Nutzen verwenden kann.

Des Mannes und Patrioten warmes Gefühl für sein weiteres deutsches Vaterland zeigt der Aufsatz: „Patriotische Wünsche", in welchem derselbe Vorschläge zur Feier der ruhmvollen Tage des Jahres 1813 macht und auf einige andere den begeisterten Anhänger seiner Nation ehrende Einrichtungen hinweist. — Mehr veraltet erscheinen Kalchberg's „Vorschläge zur Errichtung von Getreidemagazinen".

Meine Skizze über den Dichter Kalchberg, über diese für die Literatur und Geschichte Steiermarks so bedeutende Persönlichkeit, ist damit zu Ende. Wurzbach erwähnt ganz richtig in seiner Besprechung Kalchberg's, daß unter den Literarhistorikern keiner Kalchberg's gedacht hat, obgleich der

Mann in den literaturgeschichtlichen Werken „eben so gut einen Platz verdient hätte, als mancher obscure norddeutsche unbedeutende Autor, dem gewiß sein Plätzchen nicht entzogen ist“. In der That ist Kalchberg in dieser Beziehung auffallend vernachlässigt. Fast scheint es, als ob er im achtzehnten Jahrhundert eine viel hervorragendere Stellung eingenommen, als man sie ihm in den Literaturgeschichten heute einzuräumen Willens ist. Meusel[1]) führt die bis dahin erschienenen Werke Kalchberg's ziemlich genau und vollständig an, auch die literarischen Zeitschriften des achtzehnten Jahrhunderts wenden ihm ihre besondere liebevolle Aufmerksamkeit zu, ihm, dessen „Gesammelte Werke“ ja schon im Jahre 1793 (allerdings erst in wenigen Bändchen) erschienen waren. Die von mir schon oben in der Biographie erwähnten Anerkennungen ausländischer Gesellschaften erweisen schon, daß man ihm viel Aufmerksamkeit erwies. Die Wiener „Jahrbücher der Literatur“ hoben die Verdienste Kalchberg's an mehreren Orten hervor, insbesondere in ihrem 25. Bande vom Jahre 1824, worin sie es betonen, daß er „den eingeschlummerten und von einem farblosen Kosmopolitismus verdrängten Sinn für Nationalität geweckt“ und die Dichtkunst mit der bis dahin sehr trocken behandelten Geschichte zu vermählen gesucht.

Heutzutage erwähnen die literarhistorischen Werke kaum seiner. Heinrich Kurz[2]) führt an: „Joh. Nepom. von Kalchberg aus Steyermark (1765—1827) schrieb einen „Attila“ (Graz 1806), welchen Stoff auch Zach. Werner behandelte“;

---

[1]) Das gelehrte Teutschland. Angefangen v. G. Ch. Hamberger, fortgesetzt von J. G. Meusel. (5. Aufl. 1797). IV. S. 22.

[2]) H. Kurz: Geschichte der deutschen Literatur. 4. Aufl. Leipz. 1865. III. B. S. 389 a.

W. Menzel[1]) führt in seiner Besprechung der Sturm- und Drangperiode an, daß vaterländische Schau- und Trauerspiele im Style des Götz ꝛc. in Menge erschienen und nennt unter den gegebenen Beispielen auch „von Kalchberg, die deutschen Ritter in Accon"; Goedeke[2]) zählt wenigstens alle Werke des Dichters auf, wenn auch mit irriger Bezeichnung der Erscheinungsjahre einzelner. Die beste kurze Uebersicht gibt Franz Brümmer's „Deutscher Dichterlexikon" (Eichst. u. Stuttg. 1874—1877).

[1]) W. Menzel: Geschichte der deutchen Dichtung. Stuttg. 1858. III. B. S. 190.

[2]) Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. II. S. 1073.



Gedichte.



Ameisen sind den Ameisen lieb, und Grillen den Grillen,
Und dem Falken der Falk, und mir der Gesang und die Muse.
Sie erfüllen mein Haus, denn so süß ist dem Arbeitsmann weder
Schlummer, noch Mahl, nicht lieblicher sind die Blüthen den Bienen,
Als es die Musen mir sind.

Theokrit.

Lyrische Gedichte von Johann Ritter von Kalchberg erschienen zuerst im Jahre 1788 in Graz. Diese Angabe entnehme ich dem Werke eines Zeitgenossen des Dichters, den „Biograph. und litterärisch. Nachrichten von den Schriftstellern und Künstlern . . . in dem Herzogthume Steyermark . . . von Joh. B. von Winklern. Grätz 1810". Mir selbst kam diese Ausgabe nie zu Gesicht trotz der eingehendsten Nachforschungen. Die nächste Ausgabe, welche erschien, trägt den (gestochenen) Titel: „Gedichte von Johann von Kalchberg. Grätz 1793" und enthält eine Titelvignette und ein Titelkupfer, beide Scenen aus epischen Gedichten Kalchberg's darstellend; sie umfaßt sechzig Gedichte aus früherer Zeit. Es ist dies zugleich der erste Band einer Sammlung, welche den Titel führt: Gesammelte Werke von Johann von Kalchberg, des H. R. R. Ritter u. s. w. Gedruckt bei Michael Ambros auf Kosten des Verfassers und in Commission in der Simon'schen Buchhandlung. Grätz. In der Ausgabe der „sämmtlichen Werke" (Wien 1816), und zwar im ersten Bande, befindet sich die letzte Sammlung kleinerer Poesien Kalchberg's, welche bisher erschienen ist, sie umfaßt, vielfach umgearbeitet, nicht nur die Gedichte der Ausgabe von 1793, sondern auch noch andere inzwischen entstandene, welche zum Theil in separaten Drucken vorliegen, deren in der Biographie des Dichters noch Erwähnung geschehen wird, im Ganzen finden

wir in diesem Bande 127 bald größere, bald kleinere Dichtungen von lyrischem oder lyrisch-epischem Charakter, nur eine „Cantate auf die Schlacht bei Mainz" erhält durch die Behandlung ein dramatisches Aeußere. Ein Manuscript: „J. Ritter von Kalchberg's neuere Werke", worin der Dichter noch später Entstandenes gesammelt, gelangte wegen verschiedener Censurbedenken nicht zum Drucke. Einzelnes daraus habe ich früher publicirt in meinem Buche: Inneröfterreichisches Stadtleben vor hundert Jahren. (Wien 1877.) S. 290. Beilage III. In der nachfolgenden überaus strengen Auswahl habe ich die verschiedenen Gattungen von Gedichten in Gruppen zusammengefaßt und diese Gruppen mit Ueberschriften versehen, welche mir passend erschienen. Man gewinnt dadurch eine Uebersicht der lyrischen Thätigkeit Kalchberg's. Dabei wurden auch Einzelgedichte, die noch nie veröffentlicht worden sind, eingereiht. Uebrigens vergleiche man die am Schlusse befindlichen Anmerkungen.

Lyrisches und vermischte Gedichte.

An die Steiermark.

O du, in dessen waldigem Schooß mein Aug'
Den ersten Strahl der wärmenden Sonne trank,
Du, dess' forellenreiche Ströme
Einst um die Wiege des Dichters sausten,

Dir, holdes — theures Vaterland, tönt mein Lied;
Dir, das ich liebe, glühend und innig, wie
Der gute Sohn den Vater, wie die
Zärtliche Tochter die Mutter liebet!

Schön bist du, unter Oesterreichs Töchtern schön.
Es gab Natur der Reize so viele dir;
Auch ihres Segens ganze Fülle,
Reichlich zu nähren die guten Kinder.

Sie, diese Kinder, freuen der Mutter sich;
Erwarten nur von ihrer geliebten Hand
Die Heilung vieler tiefen Wunden,
Und die Zurückkehr der bessern Vorzeit.

Nimm, Vaterland, des zärtlichen Sohnes Dank
Von seinem treuen, redlichen Herzen an!
Gib ihm ein Plätzchen noch, zu wandeln,
Einst auch zu ruhen in deinem Schooße.

Dir weiht er seiner Muse Gesänge hier,
Als kleine Gabe kindlicher Dankbarkeit.
Bleibt, edle Brüder, sanfte Schwestern,
Freundlich gewogen dem frühen Sänger.

Der Mensch.

Erträumter Herrscher auf dem Erdenballe,
Du Ruhestörer uns'rer Welt!
Der ihre nie ermess'nen Güter alle
Für Speise seiner Habsucht hält.

Sag', Mensch, was ist die Größe, die dich schmücket?
Ein Frühlingsschnee, der bald zergeht,
Ein buntes Blümchen, das die Zeit zerknicket,
Der Sturm des Schicksals leicht verweht.

Wie, pflückt nicht oft ein Ungefähr die Freude
Vom Baume deines Lebens ab?
Zerstört der Hoffnung glänzende Gebäude
Nicht oft des Zufalls Zauberstab?

Die Welt zu lenken, wäre dir beschieden,
Wähnst du mit kühner Zuversicht,
Und doch vermag dein schwacher Geist hiernieden
Dich selber zu beherrschen nicht.

Die warnende Vernunft zeigt dir vergebens
Der hohen Weisheit fernes Ziel;
Umhergetrieben auf dem Meer des Lebens,
Bist du der Leidenschaften Spiel.

Den biedern Jüngling, der voll edler Triebe
Sich ganz dem Dienst der Musen weiht,
Hemmt mit dem Zaubernetz die schlaue Liebe
Am Pfade der Vollkommenheit.

Es füllt der Ehrgeiz ungesättigt immer
Mit neuer Qual des Mannes Brust;
Er gibt für leeren Schall und Flitterschimmer
Der Freiheit süße Lebenslust.

Vom Geiz erfüllt, schleppt sich auf matten Füßen
Der Greis dem nahen Grabe zu;
Das Gold, obschon zu alt er zu genießen,
Raubt seiner letzten Tage Ruh.

So taumelst du, o Mensch, durch dieses Leben,
Fliehst, was dich sucht; suchst was dich flieht;
Und all dein Trachten, all dein banges Streben
Stillt nicht dein stürmisches Gemüth!

Bis Mutter Erde die geborgten Hüllen
Dem Sohn des Staubes wieder nimmt,
Und dieser Geist nach jenem ew'gen Willen
Hinan in bess're Welten klimmt.

An Marianne.

Holde Schöpferin geheimer Triebe,
Die mich mit den Fesseln heißer Liebe
Schnell an ihren Siegeswagen band,
Gute, traute, sanfte Marianne!
Heil mir, daß auf meinem Lebenskahne
Ich im Ozean der Welt dich fand.

Lange, lange sucht ich stets vergebens,
Unter Truggestalten dieses Lebens,
Eine weibliche Vollkommenheit;
Nicht allein zum Durste nied'rer Sinne,
Auch gemacht zur höhern Geisterminne
Und zur wechsellosen Zärtlichkeit.

Ach, schon fing mein Hoffen an zu wanken,
Schon versank ich tief in dem Gedanken,
Daß mein Suchen ewig fruchtlos sei:
O, da sah ich dich, erhab'ne Schöne,
Und der erste deiner Silbertöne
Machte mich von meinem Zweifel frei.

Mädchen, dem an Schönheit wen'ge gleichen,
Dem an Klugheit tausend Männer weichen,
Du, des weiblichen Geschlechtes Zier!
Wie nach Wasser durst'ger Wand'rer Kehle
Lechzet meine liebekranke Seele
Innig, einzig, einzig nur nach dir.

Seit dich, Engel, dieses Aug' erblickte,
Liebe tief den Pfeil ins Herz mir drückte,
Hab' ich fürder weder Rast noch Ruh',
Einsam fließen meine stillen Thränen,
All mein Wünschen, Hoffen, Denken, Sehnen,
Holde Marianne, bist nur du!

Wenn ich mit der Lerche Morgenschalle
Flüchtig durch die bunten Fluren walle,
Folgest, Liebchen, du mir überall;
Ueberall, auf Wegen und auf Stegen,
Lächelst, Zauberin, du mir entgegen,
Hör' ich deiner süßen Stimme Schall.

Sitz' ich einsam an der Felsenquelle,
Schwebt auf jeder kleinen Silberwelle,
Holde, dein geliebtes Bild mir vor.
Jeder West, der mit den Blumen spielet,
Leise meine heißen Wangen kühlet,
Lispelt deinen Namen mir in's Ohr.

Blick' ich Nachts zur blauen Himmelsferne;
O so lächelt sanft aus jedem Sterne
Dein geliebtes Engelsbildniß mir.
Senkt auf meine müden Augenlider
Endlich sich der süße Schlummer nieder,
Sind all' meine Träume nur von dir.

So verfolgt dein Zauberbild mich immer:
Die verlor'ne Ruhe kehret nimmer
In dies arme liebewunde Herz.
Liebchen, Liebchen, habe doch Erbarmen!
Nur an deinem Hals, in deinen Armen
Find' ich Linderung für meinen Schmerz.

Die todte Nachtigall.

Die ihr an süßer Lieder Schall
Euch weidet, weint mit mir,
Seht, meine traute Nachtigall
Liegt todt im Käfig hier.

Sie sträubte ihre Federchen,
Gab mir den letzten Blick,
Barg dann den Kopf in's Flügelchen
Und fiel entseelt zurück.

Und meine Freude starb mit ihr;
Nun sitz' ich hier allein,
Und ach, sie singt nicht mehr mit mir
Bei stillem Mondenschein.

Sie ruft nicht mehr voll Schmeichelei
Mich an des Fensters Rand,
Und pickt mir dort ein Ameisei,
Ein Würmchen aus der Hand.

Todt liegt sie da und starr und kalt,
Die liebe Sängerin,
Und ihre kleine Seele wallt
In's Reich der Schatten hin.

Dort flattert sie nun immerdar
Im ewig grünen Hain,
Und trillert manches liebe Paar
In süßen Schlummer ein.

Dort fliegt sie einst, o welche Lust,
Mir, ihrem Nährer zu,
Und lullt an meines Liebchens Brust
Mich ein zu sanfter Ruh.

Erinnerung.

Traurig und einsam sitz' ich hier, umhüllet
Von den Flügeln der Nacht, in öder Halle;
Und die Schatten meiner genossenen Freuden
Schweben vor mir hin.

Wandelnd und traurig lächeln ihrem Lieben
Sie im weißen Gewand'; — ich will sie haschen,
Doch wie Traumgestalten entschwinden sie mir
Schnell aus den Armen.

Welch' ein Strom der Wonne doch floß mir aus der
Vorzeit Urne! Du, lieber Mond, der du so
Traulich auf mich Trauernden niederblinkest,
Hast es gesehen!

Thränen der Wonne flimmerten an meinen
Wangen, wenn ich, bestrahlt von deinem sanften
Schimmer, wonnetrunken mein Liebchen an das
Pochende Herz schloß.

Wenn ich an ihrer Seite festgeschmieget,
Arm in Arm, auf der bunten Flur einherging,
Und ein Blümchen pflückte, zu schmücken ihren
Schwellenden Busen.

Freundlich und dankend nickte sie dem Jüngling,
Küßte zärtlich das Blümchen, drückte mir den
Arm, daß himmlischsüßes Erbeben in die
Seele mir schau'rte.

Hundert Mal saßen wir an jenes Bächleins
Ufer, horchten der Nachtigall, und sahen,
Wie das Bild des Mondes auf Silberwellen
Zitternd dahin floß.

Aber die Hand der Zeit riß meinen Namen
Aus der Seele des Mädchens. Ruhe, Holde,
Werd' uns Beiden: dir an des Gatten Busen —
Mir in dem Grabe! —

Aufmunterung zur Lebensfreude.

Laßt uns fröhlich sein, ihr Brüder!
Und genießen uns're Zeit.
Seht, schon goß ein Jahr sich wieder
In das Meer der Ewigkeit.

Unaufhaltsam, schnell und leise,
Naht das düst're Ziel heran,
Wo auf dieser Lebensreise
Wir vollenden uns're Bahn.

Von dem Lebensbaume fallen
Früh die schönsten Blüthen ab;
Unser'n Erdenfreuden allen
Gräbt die Zeit ihr weites Grab.

Die Vergangenheit wird immer
Uns'rer Macht entrissen sein;
Schwacher Menschenblick dringt nimmer
In der Zukunft Tiefen ein.

Nur die Gegenwart, ihr Brüder,
Ist dem Menschen zugetheilt,
Die ihn küsset, und dann wieder
Rasch aus seinen Armen eilt.

So genießet dann im Stillen,
Was das Schicksal euch beschert,
Laßt uns Menschenpflicht erfüllen,
Steigern unser'n Menschenwerth.

Daß wir stets mit Selbstvertrauen
In die düst're Zukunft seh'n;
Ruhig einst und ohne Grauen
Durch des Todes Pforte geh'n.

An die Freiheit.

An meinen Freund
Joseph Friedrich Freiherrn von Retzer
in Wien.

O gold'ne Freiheit! süßer als Sphärenklang
Dem Dichter, als dem durstigen Wanderer
Der kühlen Quelle fernes Murmeln
Tönt mir entzückend dein holder Name.

Ja selig, dreimal selig das Volk, das du
Begeisternd, mild mit wärmendem Fittig deckst!
Zufriedenheit und Himmelswonnen
Quellen ihm stets in die Lebensurne.

Erzeugt in deinem fruchtbaren Schooß, gesäugt
An deinen schönen nährenden Brüsten, wächst
Hiernieden alles Edle — Große
Schwingt sich der niedrige Mensch zur Gottheit.

Du bist es, die des eisernen Sparta Sohn
Die Weichlichkeit des persischen Sklavenreichs,
Sammt seinem Gold verachten, kühn den
Tod für das Vaterland sterben lehrte.

Daß selbst das schwäch're Weib dort die Stimme der
Natur besiegte, und dem entfloh'nen Sohn,
Der ohne Waffen wiederkehrte,
Zürnend das Schwert in den Busen drückte.

Durch dich hob sich zur Königin Griechenlands,
Zum Sitz der Musen, Thron der Humanität,
Athen, gleich groß in blut'gen Kriegen,
Wie in den Künsten des sanften Friedens.

Von dir begeistert, brach einst das stolze Rom
Die schweren Fesseln drückender Tyrannei,
Schwang sich empor mit Adlerschwingen
Ueber die Völker der ganzen Erde,

Bis sie, die stolze Räuberin einer Welt,
Zerstöret durch den mächtigen Arm der Zeit,
Gestürzt durch ihre Riesengröße,
Sklavin der eigenen Kinder wurde. — —

Auch Deutschland — o wie pocht mir das Herz so schnell
Bei deinem süßen Namen, mein Vaterland —
Auch du genossest schon der Freiheit,
Als noch dein rauherer Sohn dem Bären

Und Wolfe seine borstige Kleidung nahm,
Zu decken seinen nervigten Riesenleib;
Als er dem großen Odin noch im
Heiligen Eichenhain Opfer weihte;

Er seine Gottheit noch nicht in Mauern schloß,
Noch nicht die Puppe fremder Verführer war,
Und in der düst'ren Felsenhöhle
Fromme Druiden ihn Tugend lehrten.

Da strahlte dir die Freiheit, mein Vaterland,
Da stürzten deine Söhne beim Bardensang,
Dem Sturme gleich, in's Schlachtgetümmel,
Tränkten mit Römerblut deine Wälder. —

Ach, aber später floh sie, die Himmlische,
Von deinen Fluren. Fremdlinge brachten dir
Die Zwietracht, und es starb der hohe
Muth, vor dem einst die Tyrannen bebten.

Den kleinen, schwachen Enkel, entnervt an Geist
Und Körper, deckte dann das Geweb' des Wurms,
Ihn, der, an Seele selbst ein Wurm, sich
Fremden Despoten als Knecht verdingte.

Doch jauchze wieder, herrliches Vaterland!
Erwacht ist jetzt dein schlummernder Genius,
Und mit der Eintracht Riesenstärke
Brach er des gallischen Wüth'richs Ketten.

Der Schatten Hermanns freut nun der Enkel sich,
Sie schmückt, wie ihn, ein heiliger Eichenkranz,
Als Lohn des Sieges für die Freiheit,
Und vor ihm welken der Vorzeit Lorbeern.

Gleichnisse.

Ein Werk des Witzes ist ein schimmernd Kleid,
Es blendet neu des Pöbels Sinn;
Doch mit dem flücht'gen Reiz der Neuigkeit
Stirbt bald auch die Bewund'rung hin.

Ein sanftes seelenrührendes Gedicht
Ist wie der holde Abendstern:
Jahrtausende strahlt schon sein mildes Licht,
Noch trinkt es unser Auge gern.

Die Thräne.

Wie der Thau im gold'nen Morgenschimmer
An der Rose flimmert,
Bebst du, Thräne, hier im Mondenscheine
An des Mädchens Wange.

Lieblich bist du — Aber du mußt sterben — —
Wie die älter'n Schwestern,
Die ich ihr mit heißen Lippen bebend
Von der Wange küßte.

O, daß sie auch eine solche Zähre,
Wenn der Hauch des Frühlings
Ueber meinen frühen Hügel lispelt,
Meiner Asche weihte! —

Doch, dann schwand schon lange mein Gedächtniß
Aus des Mädchens Seele!
Weiberlieb ist, ach, ein Regenbogen,
Schön, doch auch vergänglich!

An den Mond.

Trauter — silberner Mond, o wie so lieblich
Lächelst du mir herab! Wenn ich dich sehe,
Ruhebringender Wand'rer,
Ist mir im Herzen so wohl.

Voller wird mir die Brust, ein sanftes Schauern
Wallet durch mein Gebein, und manche süße
Tochter inn'ger Empfindung
Flimmert die Wange hinab.

Lieblich bist du, mein Freund, doch schöner Trauter,
Zürne, zürne mir nicht, denn schöner noch ist
Marianne, das Mädchen,
Das mich mit Liebe erfüllt.

Voll und blendend, wie du, wenn dünne Wolken
Halb dich decken, wallt hoch ihr Busen unter'm
Leichten Schleier. Der Himmel
Strahlt aus dem blauenden Aug';

Und, wie Aehren, gewiegt von leisen Westen,
Ist ihr seidenes Haar, das dicht und lange
  Ihren marmornen Nacken
    Golden und lockig umweht.

Aber kalt ist ihr Herz; denn ach, sie weiß nicht,
Daß mich Liebe verzehrt. Kein Wort der Sehnsucht,
  Nicht Ein Seufzer enteilte
    Meinem zu schüchternen Mund'.

Lieber, wenn sie vielleicht in ihrem Stübchen
Trauernd jetzt nach dir blickt; so sag' ihr leise:
  Dort in fernen Gefilden
    Sehnt sich ein Jüngling nach dir!

Der Frühlingsmorgen.

Auf, reizendes Mädchen,
Verlasse dein Bettchen!
Schon weicht von der Erde der nächtliche Flor;
Schon lächelt, o Wonne,
Die wärmende Sonne
Dort über den Scheitel des Berges hervor.

  Die Lerchen entschwingen
Dem Feld sich, und singen
Ihr Lied, das hier wirbelnd den Frühling begrüßt,
Noch flimmert im Schooße
Der duftenden Rose
Die Thräne von Phöbus ihr durstig entküßt.

Komm', Liebchen, komm' pflücke
Die Blumen, und schmücke
Den Busen, der wallend dem Schleier entschwillt,
Bald welken die Blumen,
Die Lerchen verstummen,
Der Busen seufzt traurig im Zobel verhüllt.

Das Lüftchen, das spielend,
Die Wange dir kühlend,
Sanft beuget die Halme auf blühender Flur,
Kommt brausend einst wieder
Mit kaltem Gefieder,
Und lullet zur Ruhe die Mutter Natur.

D'rum, liebliches Mädchen,
Entschlüpfe dem Bettchen,
Genieß' nun des Lenzes, bevor er entweicht!
Bald werden wir trauern
In einsamen Mauern,
Wohin uns der starrende Winter verscheucht.

Zwar, Minna, einst lächelt,
Von Westen gefächelt,
Uns wieder der blumige Frühling herab:
Doch leider, dann stehet,
Von Kränzen umwehet,
Vielleicht schon ein Kreuzlein auf unserem Grab.

—— ——

Empfindungen.

Wenn sich in heitrer Frühlingsnacht die Natur
Am Schwanenbusen friedlicher Ruhe wiegt,
Ein kühles Lüftchen leise durch die
Blühende, duftende Linde lispelt;

Und an dem blauen Himmel mein trunk'ner Blick
Sich badet in dem schimmernden Weltenmeer;
Dann rufen mächtige Gefühle
Laut mir Unsterblichkeit in die Seele,

Daß jede ihrer Saiten ertönt. Dann fliegt
Mein Geist vom schnellen Fittig der Phantasie
Getragen, weg von dieser Erde,
Klimmt die vielstufige Weltenleiter

Hinan, bis er zur göttlichen Quelle kommt,
Aus der sich Alles, was ist, war und sein wird,
Ergießt, und dort mit hohem Staunen
Sie die allmächtige Kraft bewundert,

Die den Planeten ihren erhabenen Lauf
Geordnet, und sie tausendmal tausend Jahr,
In ihren weiten krummen Bahnen
Um die hellbrennenden Sonnen jaget. —

Doch weh'; bald fliegt die schwärmende Phantasie
Sich müd'; dann reißet wieder den kühnen Geist
Sein träger Staubgefährte auf den
Schattigen, dampfenden Erdball nieder,

Und banges Sehnen schwillt die zu enge Brust. —
Ach, Freunde, sagt, was soll doch dann die Unruh'?
Was dieses unnennbare Wünschen? —
Wird wohl Erreichung mich einst erquicken?

Und wann? Ach, — oder gab sie mir die Natur
Nur darum, daß sie, wie des Prometheus
Gefräß'ger Geier, endlos an dem
Blutenden Herzen sich grausam weidet?

Nein, nein, Erreichung lächelt uns einst — doch nur
Dann, wenn des Staubes lästige Fessel bricht,
Des Todes Hand die Pforten öffnet,
Die in den Tempel der Wahrheit führen.

Klagen einer Nonne.

Welche Stille, welches Trauern!
Einem Grabe gleicht es hier,
Nichts als hohe, kalte Mauern —
Keine Seele fühlt mit mir.

Einsam sitz' ich da und weine,
Alles ist so todt, so leer.
Todtenköpfe, Leichensteine,
Blinken traurig auf mich her.

Gott, er ist, er ist geschehen,
Jener fürchterliche Schwur,
Ewig soll ich widerstehen
Der allmächtigen Natur! —

Ach, was quälst du mich vergebens,
Brausender, empörter Sinn?
Jeder Hochgenuß des Lebens
Ist auf ewig mir dahin.

Einsam, wie die bunte Nelke,
Von dem rauhen Nord zerknickt,
Blüh' ich langsam ab und welke,
Ungekannt und ungepflückt.

Vater, ist es wohl dein Wille,
Daß mein glühend Herz ein Stein,
Ohne sinnlichem Gefühle,
Daß ich Weib nicht Weib soll sein? —

Nein, nur harte Tigerseelen
Vom Genusse stumpf gemacht,
Haben Mädchen, uns zu quälen
Diese Foltern ausgedacht.

Der Abschied.

Hörst du die Glocke schlagen?
Mir gilt ihr dumpfer Ton,
Hörst du? Es rollt der Wagen,
Das Posthorn rufet schon!
Nicht darf ich bei dir weilen,
Das harte Loos gebeut,
Die Thräne beim Enteilen
Sei scheidend dir geweiht.

Du hältst in deinen Armen
Mich fest, umsonst, ich muß.
Die Pflicht hat kein Erbarmen;
Nimm hin den Abschiedskuß!
O du, mein Glück, mein Leben,
Ich drücke, welch ein Schmerz! —
Zum letzten Mal mit Beben
Dich an mein blutend Herz.

Dies Herz, es schwört im Scheiden
Noch einmal Treue dir;
Der Kranz von Liebesfreuden
Entsinket welkend mir.
Soll gleich kein Wiedersehen
Für uns verhänget sein,
Wird fest der Bund doch stehen:
Auf ewig bleib' ich dein.

Erfährst du, dein Getreuer
Verblich auf ferner Flur,
Weih' ihm zur Todtenfeier
Ach, Eine Thräne nur,
Und denk', wenn Nachts so gerne
Dein Aug' zum Himmel blickt,
Daß von dem Liebessterne
Der Liebe Gruß dir nickt.

Ständchen.

Ihr Herren, laßt euch sagen,
Es hat jetzt Eilf geschlagen:
So ruft in stiller Nacht
Der Mann, der uns bewacht.
Er wacht auf Feu'r und Diebe,
Doch nicht auf Feu'r der Liebe,
Die, wenn der Tag entweicht,
Auf Raub der Minne schleicht.

Auch mich, von diesem Bunde,
Treibt in der Geisterstunde
Zur Herzens-Königin
Der Drang nach Beute hin . . .
Ha, sieh, dort ist ihr Stübchen,
Dort wohnt mein trautes Liebchen!
Fein's Liebchen, höre mich,
Dein Treuer rufet dich.

Das frömmste der Gespenster
Steht jetzt an deinem Fenster,
Zeig' ihm im Mondenlicht
Dein holdes Angesicht!
Lass' strahlen ihm von ferne
Der blauen Aeuglein Sterne
Und nick' ihm freundlich du
Den Gruß der Liebe zu.

Wenn dann dein Herz erglühet.
Dich etwas zu mir ziehet,
So komm' und lass' mich ein!
Ich will verschwiegen sein . . .
Sie hört mich nicht, — Ach Liebchen,
Du schläfst in deinem Stübchen,
Du träumst vielleicht von mir —
Und ich . . . ? verschmachte hier.

So ist, ich armer Zecher!
Aus Amors Honigbecher
Kein Tröpfchen heut beschert
Dem Durst, der mich verzehrt? . . .
Doch horch! — Es knarrt die Pforte,
Pst! Pst! — Die Losungsworte,
Nun, Mond, entferne dich,
Mein Himmel öffnet sich.

Die späte Rose.

Sei willkommen, schöne Rose,
Jüngste Tochter dieser Flur.
Spät entblühtest du dem Schooße
Der entschlummernden Natur.

Mit des Sommers frühem Scheiden
Schieden deine Schwestern auch;
Sind verweht, wie Menschenfreuden,
Von des Herbstes kaltem Hauch.

Holdes Röschen, laß dich pflücken,
Sieh, Sesine wird mit Lust
Dich an ihre Lippen drücken,
Heften dann an ihre Brust.

Dort auf Amors Lilienthrone,
Harrt ein süßes Welken dein;
Möcht, auch mir dem Leidenssohne
Solch ein Tod beschieden sein.

An Käthchen.

Wohl in der Welt ich manches Mädchen
Im Blüthenschmuck der Jugend fand,
Das seiner Reize Zauberfädchen
Gar schlau um Männerherzen wand;
Doch keines hab' ich noch gefunden,
Das, holdes Käthchen, ganz dir glich,
Die Männerherzen zu verwunden
Verstehst nur du so meisterlich.

Sie, deiner Anmuth Zauberspiele
Erweckten auch in meiner Brust,
Schon lange schlummernde Gefühle,
Nun wogend zwischen Schmerz und Lust.
Dir nah und doch von dir getrennet
Muß ich vergeh'n in stiller Qual,
Die Gluth geheimer Sehnsucht brennet
In meinem Innern tausendmal.

Es ewig an mein Herz zu drücken
Das Liebchen mit dem Rabenhaar,
Der schwarzen Augen Flammenblicken,
Des vollen Busens wallend Paar;
Zu küssen seine Rosenwangen,
Die Purpurlippen, honigsüß,
Ist, ach, das glühende Verlangen,
So mir die Lebensruh' entriß.

Drum, schlankes Käthchen, hab' Erbarmen,
Sprich mir das Wonnewörtchen: Dein!
Und lass' in deinen Schwanenarmen
Der Dichter Glücklichsten mich sein.
Trink, — nicht in kaltem Weltgetriebe —
Im Schatten der Verschwiegenheit
Den wahren Nektarkelch der Liebe,
Den dir mein Herz so liebend beut.

Einem Brautpaare

am Tage seiner Vermählung.

An den Bräutigam.

Du bist des Glückes Günstling, dem es hold
Der Griffe zwei in seinen Topf gewährte,
Und bei dem ersten eine Hand voll Gold,
Ein braves Weib beim zweiten dir bescherte.
Bewahre dankbar diese Schätze wohl,
Denn selten nur vereint sind beide Gaben,
Doch immer, durch dein ganzes Leben soll
Den größern Werth für dich die zweite haben.

An die Braut.

Auf Lilien und Rosen wallt das Paar,
Deß Ehebande Lieb' und Freundschaft weben;
Zufriedenheit reicht stets ihm Honig dar,
Und Eintracht leitet sanft es durch dies Leben.
Drum soll der Kranz, den heut' dir Hymen flicht,
Durch Amors Hand sich blühend stets erneuen,
Und immer Veilchen und Vergißmeinnicht
Die Freundschaft auf den Lebenspfad dir streuen.

Einem Dichter zur Vermählungsfeier.

Vom Lande, wo die Sonne milder strahlet,
Ein ewiger Lenz der Menschheit Wiege schmückt,
Der Pilger unter heil'gen Malen wallet
Und sinnig auf Heroengräber blickt,
Von Iliums berühmten Schlachtgefilden
Zog heim ein Dichter nach dem Abendland
Und schwelgte von den alten Kunstgebilden,
Die er im Vaterlande Platos fand.
Er kam bis zu der Donau Silberwogen
Sah dort der Unschuld schönste Priesterin,
Sie reichte freundlich ihm die Hand, sie zogen
Auf Amors Flur zu Hymens Tempel hin,
Dort wand der Gott um sie die Rosenbande,
Bot ihnen lächelnd seinen Götterwein
Und sprach: dies, Sänger, soll im Abendlande
Die neue Muse deiner Lieder sein.

Pittakus.

Zwietracht, Raubsucht und Mord verheerten das blühende Lesbos,
Da kam Pittakus, gab weise Gesetze dem Land.
Dankbar erwählten die Bürger ihn dann zu ihrem Regenten,
Und er nützte die Macht, fester zu gründen ihr Glück.
Als er aber nun stand am hehren Ziel der Vollendung,
Trat er im schönsten Triumph zu dem versammelten Volk:
„Bürger!" so sprach er, „mein Werk ist vollbracht, entsagend der Herrschaft,
Leg' ich die schimmernde Last hier auf der Freiheit Altar.
Schwer ist es Herrschern, ich fühl' es, nur immer der Tugend zu fröhnen;
Auf der schwindelnden Höh' wanken die Edelsten oft! —
D'rum mit schuldloser Seele nun scheide ich, flehend die Götter,
Daß, den Gesetzen treu, ewig euch Eintracht beglück'."
Ländliche Ruh', im Schooß der Musen, suchte der Weise.
Segnender Vaterlandsdank hallte dem Glücklichen nach. —
Götter der Erde, die stolz auf schimmernden Thronen sich wiegen,
Scheinet euch Pittakus nicht größer als Cäsar zu sein? . . . !

An eine Freundin,

als sie sich an den Director eines Eisenhammerwerkes nach der oberen Steiermark verehelichte.

Was die Königin der Charitinnen
Einst den Rebenhügeln Cyperns war,
Stellst du bald den schroffen Felsenzinnen
Meines kalten Vaterlandes dar.

Grazien und Liebesgötter ziehen
Froh mit dir nach jener Alpenflur;
Blumen werden duftend dich umblühen,
Und verschönern wird sich die Natur.

Zieh' denn glücklich in die Hymens-Schmiede
Des erwählten Feuergottes ein!
Nimmer soll sein Liebeshammer müde
Auf dem Ambos deiner Reize sein.

Haß und Liebe.

Es wehet, es flammt auf dem irdischen All
Ein endloses Hassen und Lieben,
Selbst unserer Heimat umnebelter Ball
Wird so um die Sonne getrieben.
Es zieht ihn die Liebe zur Flammenden hin,
Es treibt ihn der Haß in die Weite;
Die kämpfenden Mächte, sie nöthigen ihn,
Daß er sie langkreisicht umschreite.

All seinen Bewohnern ist von der Natur
Zu hassen Bestimmung geworden;
Luft, Wasser und Erde beflecket die Spur
Von rastlosen Kämpfen und Morden.
Voran allen Würgegeschlechtern doch geht
Der Mensch, so sich selbst nicht verschonet,
Den Künstler, der Brüder zu morden versteht,
Mit Lorbeern und Würden belohnet.

Verstand ist die Fackel, womit dies Geschlecht
Die Erde zerstörend durchwandelt,
Behauptet des Stärkeren eisernes Recht
Wornach es sich feindlich behandelt.
Wild lodert die Herrschsucht in jeglicher Brust,
Will Kronen und Throne erringen,
Um dann über Brüder mit teuflischer Lust
Die blutige Geißel zu schwingen.

Längst hätte den Erdball der Sterblichen Haß
Verödet zu Leichengefilden,
Drum sorgte Natur, die allwirkende, daß
Stets Wesen aus Wesen sich bilden.
Und dieser Erzeugungen bildende Kraft
Entströmt der allmächtigen Liebe,
Die rastlos aus Formen die Formen erschafft
Durch Alles beherrschende Triebe.

Was lebet, was athmet im All der Natur,
Muß ihren Gesetzen sich beugen,
Doch ewig all seine Verjüngungen nur
Dem Hasse zum Opfer erzeugen.
Der Mensch, gleich dem Thiere, der Sinnlichkeit Knecht,
Muß so nach der Liebe Geboten
Erhalten sein Räuber- und Sklavengeschlecht
Dem Joche der Erdendespoten.

Zwar schwingt sich zuweilen sein besseres Ich
Empor auf des Geistes Gefieder,
Schnell klebt an die Ferse die Endlichkeit sich
Und zieht es zum Staube hernieder.
Halb Thier und halb Engel, so taumelt er hin,
Gepeinigt von unsteten Trieben,
Ihr inneres Toben, es nöthiget ihn
Zum ewigen Hassen und Lieben.

Drum wall' ich als Fremdling auf dorniger Bahn,
Mich treibet unnennbares Sehnen
Zur Heimat, die nimmer erreichen ich kann
Im düsteren Lande der Thränen.
Mich drücket, mich presset des Staubes Gewand,
Der Menschen Insectengetriebe.
Ihr himmlischen Mächte, wo find' ich das Land
Veredelter Menschheit und Liebe.

Dort über den Sternen erscheint es mir schon
In blühender Anmuth und Schöne.
Die Liebe steht lächelnd auf glänzendem Thron
Und trocknet des Kommenden Thräne.
Dort wehet der Sterblichen Freiheitspanier,
Entfallen der Endlichkeit Bande . . .
Ruf', himmlische Liebe, den Dulder zu dir,
Entlastet vom Erdengewande!

Lebenstrost.

Jedes Menschen Gemüth erglüht von innigster Sehnsucht
Schon im Gewande von Staub endlos, unsterblich zu sein;
Aber im All der Natur umschweben ihn Bilder des Todes,
Und der Vergänglichkeit Macht fühlt er in eigener Brust.
Diesen Quellen entschöpft das dunkel waltende Schicksal
Jenen bitteren Trank, der uns das Leben vergällt.
Immer herber wird dann dem traurigen Waller die Schale,
Wenn ihn die Jugend verläßt, leise das Alter beschleicht.

Träumend wandelt er hin, erfüllt von düsterer Ahnung,
Und auf welkender Flur naht er sich bangend dem Grab. —
Dulder, dein Martergefühl stillt einzig der Balsam des Glaubens
Daß dein besseres Ich trotzet dem Raum und der Zeit.

Zur Vermählung meines Bruders Alois von Kalchberg.*)

1805.

Stets war, wie uns die Dichter sagen,
Dem Mars die Venus herzlich hold,
Drum wird in unsern Christentagen
Ihm reichlich noch der Minnesold.

Die Schönheit schmiegt sich an die Stärke,
Bezaubernd ist der Waffenglanz,
Der höchste Lohn für Heldenwerke
Ist Siegern oft ein Myrthenkranz.

Auch Ihr, vereint durch gleiche Triebe,
Betratet Hymens Feenland,
Wo lächelnd Euch der Gott der Liebe
Des Bruders Fackel angebrannt.

O möchte Hymens Fackel immer
Erhellen Euren Lebenspfad,
Versiegen jener Nektar nimmer,
Der jetzt so viel des Süßen hat.

*) Er war damals Rittmeister bei Erzherzog Johann-Dragoner, welches Regiment in Polen lag.

Der Liebe Traum soll ewig währen,
Die Eintracht stets Euch Blumen streu'n,
Und so das Land der Wölf' und Bären
Für Euch ein zweites Eden sein.

Abschied der Grazer von Erzherzog Johann

bei Eröffnung des Feldzuges 1809.

Prinz, die Stunde hat geschlagen,
Die in heißen Prüfungstagen
Dich zu großen Thaten ruft;
Trommeln rollen, Fahnen wehen
Dort wo Oestreichs Krieger stehen,
Waffenklang erfüllt die Luft.

Deiner harren kühn und bieder
Uns're Väter, Söhne, Brüder,
Die zum Streit gerüstet sind:
Führe sie zum Rettungskampfe
Hin, wo Dir im Pulverdampfe
Schön der Siegeslorber grünt.

Enkel Rudolphs! Glück und Segen
Ströme Dir auf Deinen Wegen
Aus der Allmacht Vaterhand;
Schützend wandle Dir zur Seite
Oestreichs Genius, und leite
Dich zum Sieg für's Vaterland.

Vaterland — ein theurer Name!
Glücklich unter Rudolphs Stamme
Glüht für dich der Söhne Muth;
Daß nicht Deine Muttererde
Eines Fremdlings Beute werde,
Opfern freudig sie ihr Blut.

Weh dem Lande, das als Sieger
Jener nimmer satte Tiger
Unter seinen Klauen hält!
Auf dem Schutt zerstörter Thronen,
Mit dem Blut der Nationen
Baut er sich den Thron der Welt.

Menschenwohl und Menschenrechte
Sind für ihn und seine Knechte
Nur ein Spiel der Politik;
Seiner Herrschsucht grausem Götzen,
Seiner Gier nach fremden Schätzen
Schlachtet er der Völker Glück.

Schändlich in den Staub getreten,
Tragen dieses Fremdlings Ketten
Uns're deutschen Brüder schon:
Diese Ketten zu zerbrechen,
Und der Menschheit Schmach zu rächen,
Johann, sei Dein Siegeslohn.

Mag er senden seine Horden,
Stolz auf ihre Kunst zu morden!
Eisern steht der Patriot
Dem ihm dräuenden Verderben,
Kann nur siegen oder sterben —
Sterben einen Heldentod.

Nur der feige Sohn der Schande
Weiht sich nicht dem Vaterlande
In den Tagen der Gefahr:
Roms und Spartas Heldensöhne
Brachten oft für eine Thräne
Ihm des Lebens Opfer dar.

Auch im Oesterreicher lebet
Noch der Väter Muth, und strebet
Nach der echten Lorberkron';
Eine Million von Kriegern
Trotzet schon den Weltbesiegern
Felsen gleich um Franzens Thron.

Siegesgesang der Deutschen.

Singt, Deutsche, singet Freudenlieder!
Erwacht ist euer Genius;
Er bringt das höchste Glück euch wieder,
Der Freiheit süßen Hochgenuß.
Der Tag der Sklaverei und Schande
Sinkt jetzt hinab in ew'ge Nacht;
Zertrümmert sind der Knechtschaft Bande,
Gebeugt ist nun der Fremden Macht.

Aus Moskaus grausem Flammenmeere
Stieg sie empor, die Nemesis,
Die jenes Stolzen Prunkaltäre
Mit Riesenkraft zu Boden riß.

Sich einen Thron der Welt zu bauen,
Vergoß er vieler Völker Blut;
Doch dort auf Rußlands Wintergauen
Erstarrte seiner Franken Muth.

Wo sind sie, kühne Weltbezwinger,
All' eure hunderttausend Mann? —
Nur leise winkte Gottes Finger,
Des Norden Schnee begrub sie dann.
Empfindend einer Allmacht Walten,
Entflohet ihr, bedeckt mit Schmach.
Und Millionen Flüche schallten
Euch bis zur fernen Seine nach.

Der Gier, zu herrschen und zu morden,
Genügte nicht dies Mißgeschick;
Ihr kam't mit neuen Räuberhorden
Auf uns're deutsche Flur zurück.
Der Rache Göttin fand euch wieder.
Das Ungeheure ward vollbracht,
Der Weltenthron sank krachend nieder
In jener großen Bundesschlacht.

Dort flieht er hin mit seinen Schaaren,
Europens stolzer Peiniger.
Der Größe Traum ist hingefahren —
Der Glücks-Komet — er strahlt nicht mehr.
Ha, nimmer soll er wiederkehren,
Frei ströme hin der Vater Rhein!
Erfahrung wird uns Eintracht lehren,
Wir werden unbesiegbar sein.

Ja, Freiheit, schönste Himmelsgabe,
Der Erdenvölker höchstes Glück,
Du steigst empor aus deinem Grabe,
Kommst Segen spendend uns zurück.
Wir harrten dein mit bangem Sehnen;
Der Fremden Joch, es drückte schwer;
Heiß flossen unsers Unmuths Thränen,
Denn Ketten klirrten um uns her.

Doch diese Ketten sind gebrochen,
Gesegnet sei die Heldenschaar,
Die uns befreit, die uns gerochen,
Die Retterin der Menschheit war.
Das Blut, das sie für uns vergossen,
Wäscht nicht hinweg der Strom der Zeit:
Ein Lorberbaum ist ihm entsprossen,
Voll Blüthen der Unsterblichkeit.

Triumph, Triumph, ihr deutschen Brüder!
Hört von der Oder bis zum Rhein
Verkünden schon die Jubellieder:
Wir dürfen wieder Deutsche sein!
Kommt, Brüder, reichet euch aufs neue
Den Bruderkuß, die Freundeshand,
Und schwöret — schwöret ew'ge Treue
Dem lieben deutschen Vaterland.

Empfindungen bei der Aufstellung der Büsten
des
Kaisers Franz I. und des Erzherzogs Johann
im Joanneum zu Graz 1814.

Wir feiern heute, Hochansehnliche,
In diesem neuen Heiligthum der Musen
Ein herzlich Fest der Dankbarkeit und Liebe.
Der Dankbarkeit und Liebe, die allein —
Der Menschheit reinste, göttlichste Gefühle —
In edlen Seelen ihren Wohnsitz haben.
In jedes biedern Steiermärkers Brust,
Der reinen Sinn für Geistesbildung hegt,
Der es erkennt, daß sie allein den Menschen
Zu seines Daseins höh'rem Ziele führe,
Glüht jene heilige Empfindung, wenn
Sein Fuß in diesen stillen Hallen wandelt,
Worin den Künsten und den Wissenschaften,
Entfernt von jenem wilden Kriegsgetose,
Ein freundliches Asyl eröffnet ward.
Er dankt erkenntlich den erhab'nen Edlen,
Die dieses Musensitzes Gründer sind.

So wie schon einst im grauen Alterthum
Der Völker Dankbarkeit den guten Fürsten
Altäre, Tempel baute, sie als Götter
Auf den Olymp versetzte: so erbaut
Die Welt noch Monumente dem Verdienst.
Doch, leider werden diese nur zu oft
Von feiger Sklaverei nicht den Beglückern,

Der Menschheit Unterdrückern nur geweiht.
Auch uns're Dankbarkeit errichtete
Zwei Monumente hier; allein nicht Blut,
Nicht Thränen sind's, die sie mit Fluch belasten;
Sie sind der Liebe Preis, und Liebe weiht
Sie dem erhab'nen Enkelpaar Thereseus,
Das uns dies Heiligthum der Musen gab. — —

Wir sehen hier den guten Vater Franz,
Der liebend uns in seinem Herzen trägt;
Der als Regent den Herrschern dieser Welt,
Als edler Mensch all' seinen Unterthanen
Ein hohes Vorbild jeder Tugend ist.
Wahr und gerecht, verschmähend eitlen Prunk
Lebt er nur seiner Pflicht und opfert ihr,
Dem Glücke seiner Unterthanen, selbst
Das Theuerste, was die Natur ihm gab.
Das prüfende Geschick goß manchen Wermuth
In seinen Lebenskelch; er trank ihn standhaft;
Religion und Tugend stärkten ihn.

Vorbei sind nun die bittern Prüfungstage;
Der bessern Zukunft Sonne steigt empor.
Wenn launig sonst das Glück den Weltgebietern
Nur in dem Lenz des Lebens Blumen streut,
Und, wenn es sie verläßt, gleich wandelbar
Auch ihrer Völker Gunst mit sich entführt;
So kehrt es erst nach zwanzig Leidensjahren
Bei unserm guten Landesvater ein,
Und der Gewinn so vieler trüben Tage
Ist die Erfahrung, daß der Völker Liebe
Nicht mit dem Glücke guter Fürsten weicht. —
Des Himmels Segen dem geliebten Vater,
Dem wir in diesem Bilde huldigen!

Als gute Kinder theilten wir mit ihm
Einst seine Leiden, und Er wird mit uns
Jetzt väterlich auch seine Freuden theilen.
Als feindlich noch das Schicksal ihn verfolgte,
Bewunderte die Welt des Dulders Tugend;
Jetzt beugt sie sich vor seiner Seelengröße
Und betet ihn als ihren Retter an.
Ihm fließen Millionen Dankeszähren
Von Feinden selbst, die seinen Werth erkennen.
Entfesselt schreibt Europens Genius
Den Namen des Befreiers in das Buch
Der Weltgeschichte, wo des Enkels Enkel
Die tragische Umwälzung uns'rer Zeit,
Des großen Rades rasche Schwingungen,
Das unsichtbare Wirken höh'rer Mächte
Bewundern, unter unsern Zeitheroen
Vor allen Franzens Tugenden den Preis
Der wahren Größe zuerkennen wird. — — —

Mit magischer Gewalt erweckt dies Bild
In aller Herzen bied'rer Steiermärker
Der Dankbarkeit, der Liebe Hochgefühl.
In diesem Enkel der unsterblichen
Theresia, auf dem noch ganz der Geist
Der Väter ruht, die durch ein halb Jahrtausend
Mit mildem Scepter uns beherrschten, ward
Der Steiermark ein Genius geboren,
Der segenspendend als ein Himmelsbote,
In ihre friedlichen Gefilde kommt,
Wo ihm, dem Throngebor'nen, jedes Herz
Gleich einem Freund so heiß entgegen schlägt;
Wo Berge, Thäler, Bäume, Bäch' und Flüsse
Den Namen Johann liebend widerhallen.
Um Liebe nur läßt Liebe sich erwerben.

Sie ist der Freiheit erstgebor'ne Tochter,
Die nie das Schwert erkämpft, kein Gold erkauft.
Auch er errang nur um der Liebe Preis
Die Huldigung der Herzen dieses Landes.
Für unser Glück, für uns're Geistesbildung
Sorgt nie ermüdend sein erhab'ner Geist,
Und dieses Musensitzes edle Gründung
Ist seiner Großmuth — seiner Güte Werk.

O möchte doch der Allmacht milde Hand
Gedeihen dieser edlen Anstalt schenken,
Damit sie bald am Ziele der Vollendung
Dem hohen Zweck des Stifters ganz entspreche;
Aus diesen Mauern wahre Geistesbildung,
Veredelung des Herzens, reiner Sinn
Für alles Schöne, Gute, Groß' und Edle,
Cultur des Landes, Wohlstand der Bewohner,
Gefühl für Pflicht, Regenten, Vaterland,
Und jede Menschen-, jede Bürgertugend
Sich über uns're Steiermark verbreite.

Gesegnet sei der hohe Kaisersohn,
Der diesen Musensitz für uns gegründet,
Und seiner Großmuth, seiner Liebe Lohn
Nur in der Steiermärker Herzen findet!
Still wirkend wie die gütige Natur,
Die keinen Dank von ihren Kindern fodert,
Folgt er dem Drang der Menschenliebe nur,
Die heiß in seinem großen Herzen lodert.
So lang soll dieser Tempel fortbesteh'n,
Des Landes Schutzgeist wachend ihn umschweben,
Als sie, die wir im treuen Bild hier seh'n,
In dem Gedächtniß uns'rer Enkel leben!

———

Zur Feier des
Namensfestes unseres Landesvaters Kaisers Franz I.

1814.

Vater Franz im Siegeskranze
Huldigen die Fremden Dir;
Doch nicht Deinem Heldenglanze,
Deinem Herzen opfern wir.
Diesem Herzen, das voll Liebe
Seinen guten Völkern schlägt,
Und die reinsten Fürstentriebe
Für das Glück der Menschheit hegt.

Ihr den Friedenskranz zu pflücken,
War dein göttlicher Beruf,
Dem Dich Gott, uns zu erquicken
Auf dem Leidenspfade, schuf.
Millionen Herzen flammen,
Weltbefreier, jetzt für Dich;
Deutschlands, Oestreichs Volk zusammen
Freuet Deines Daseins sich.

Vater, Deine Völker sehen
Jetzt in Dir der Gottheit Bild,
Die mit milder Hand die Wehen
Vieler Leidensjahre stillt.
Nimmer fürchten uns're Herzen
Der besiegten Feinde Joch;
Unsern Sorgen, unsern Schmerzen
Lebt der Arzt, der Retter noch.

Viele Wunden wirst du heilen,
Uns beglücken durch Dein Glück:
Mit den guten Kindern theilen
Gute Väter ihr Geschick.
Sieh, die Steiermärker weihen
Dir heut' einen Eichenkranz,
Ihrer Treue Schwur erneuen
Sie dem guten Vater Franz.

Napoleon Bonaparte und Themistokles.

1815.

Im Unglück will Napoleon
Sich mit Themistokles vergleichen:
Worin mag er den Freiheitssohn
An Seelengröße wohl erreichen?
Der Griech' entriß bei Salamin
Sein Volk dem fremden Sklavenbande;
Wich unbesiegt vom Vaterlande,
Und gab sich selbst dem Tode hin,
Des Undanks schwärzestes Verbrechen
Am Vaterlande nicht zu rächen.

Dagegen baut Napoleon
Aus Freiheitstrümmern einen Thron,
Verachtet alle Menschenrechte,
Liebt Schmeichler nur und feile Knechte;
Bereitet namenloses Weh
Den Seinen durch die Fremden jäh,
Gekommen, ihre Schmach zu rächen,
Und seine Ketten zu zerbrechen.

Er liefert toll sein Vaterland
Zweimal besiegt in Feindeshand,
Und eilt sich selbst ihm hinzugeben,
Zu fristen ein entehrtes Leben.

Franzose! das heißt nimmermehr,
Neokles großen Sohn erreichen.
Auch endend willst du ihm nicht gleichen;
Sonst wär' ja schon dein Becher leer.

Napoleon Bonaparte's Verbannung auf die Insel St. Helena.

1815.

Als den Liebling das Glück noch schmückte mit Lorbern und Kronen,
War ihm der Erdball zu klein, fand er nicht Sklaven genug.
Dem Verstoßenen ließ es noch ein ärmliches Eiland.
Nahm ihm auch dieses, und jetzt speit ihn Europa von sich.
Lauter sprach er wohl nie, der Richter über den Sternen:
Unrecht und Uebermuth trifft meine zermalmende Hand.
Kinder des Glückes, und ihr, der Menschheit stolze Gebieter,
Mäßig, weise, gerecht denkt an den warnenden Spruch.

An die Hoffnung.

Ha, falsche Hoffnung, du betrügst mich immer,
Erweckst in mir die Schlangen der Begier;
Du zeigst mir ferne nur des Glückes Schimmer;
Und nah' ich Armer — schwindet es vor mir.

Wohlan, ich buhle fürder nicht mit dir,
Dein täuschend Gaukelspiel bethört mich nimmer;
Es ist nicht mehr, als falscher Irrlichtflimmer.
Hinweg — entweiche — fliehe weit von hier: —

Ach nun, was bin ich ohne dich? — Verlassen — —
Tod und Verzweiflung drohen mich zu fassen —
Und schwarze Nacht umschleiert meinen Blick —

Ja gerne, Hoffnung, lass' ich mich betrügen,
Ich horche willig deinen süßen Lügen:
Nur kehre, Freundin, kehre schnell zurück!

Minna's Genesung.

Die Engel, Minna, Engel, deine Brüder,
Beneideten um dich den Erdenball,
Und um zu mehren ihre frohe Zahl
Da schickten sie den Tod nach dir hernieder.

Nur kaum berührt von seinem Giftgefieder,
Verwelkten deiner Schönheit Blumen all;
Wie Feuergluthen floß der Krankheit Qual
Dir kraftverzehrend durch die schlanken Glieder.

Ach, einsam jammerte dein Bräutigam,
Und seines grauen Vaters bange Thränen
Sie flossen zu der Schwestern Klagetönen.

Doch deiner Lieben heißes Flehen kam
Bis zu dem Thron des Schöpfers aller Wesen
Und er — er ließ, o Wonne, dich genesen.

Einst und Jetzt.

Den Sterblichen floß auf dem Erdenballe
Stets ihre Lebensquelle sanft und rein;
Denn Amor tauchte seine Waffen alle
In Nektar nur und nie in Wermuth ein.

Da sannen in des Orcus Schlangenhalle
Voll Neid die Furien auf Menschenpein,
Sie schlichen grinsend zu des Blinden Schale,
Und gossen Gift zum süßen Götterwein.

Ach, schnell ist dann Saturnus Zeit verschwunden.
Nur schmerzhaft sind jetzt wahrer Liebe Wunden,
Und Amor sucht nur Tändelei und Scherz.

Daher verzehrt auch mich geheimer Schmerz:
Schon längst verhallt sind meine Wonnestunden,
Verschmachtend bricht es, dieses arme Herz.

Mein fünfzigster Geburtstag.

1815.

Armer Pilger, fünfzig Leidensjahre
Wallst du schon den schroffen Dornenpfad,
Den dir von der Wiege bis zur Bahre
Das Verhängniß wüst bezeichnet hat.
Horch, der Todesengel lispelt leise
Dir sein schauerlich: Ich nahe zu;
Abwärts, immer tiefer geht die Reise
In das unbesonnte Thal der Ruh.

Nahe dem geheimnißvollen Orte,
Wo der Furcht und Hoffnung Quelle fließt,
Jenes düstern Hauses eh'rne Pforte
Mich empfängt, und dann sich ewig schließt,
Wend' ich müde rückwärts meine Blicke,
Nach der mühevoll durchwallten Bahn,
Wäge Freuden, wäge Mißgeschicke,
Und das Leben spricht so kalt mich an.

Meines Knabenalters frohe Träume
Störte schon ein böser Genius,
Sie des Busens wünschevolle Räume
Schwellte nicht der Jugend Hochgenuß.
Ach, der Kindheit sonst so süße Freuden
Kannte nie das jung zerdrückte Herz:
Schuldespoten schufen ihm nur Leiden,
Früh empfand es der Verfolgung Schmerz.

Später schuf der Jüngling Ideale,
Trug im Innern eine schön're Welt,
Suchte sie auch hier im Erdenthale;
Aber Täuschung hat es ihm vergällt. —
Meine Freundschaft fand verschloss'ne Busen,
Meine Liebe Sinnenreize nur;
Suchens müde floh ich zu den Musen,
Und zu dir, o heilige Natur.

Mutter, ja nur du, die ewig schöne,
Gabst dem Sohne Trost in deinem Schooß,
Wenn er oft die herbe Wehmuthsthräne
Nicht erfüllter Hoffnungen vergoß.
Deine Fluren, dein entwölkter Himmel
Hauchten lächelnd mir Erquickung zu;
So empfing ich für das Weltgetümmel
Wieder Lebensmuth und Seelenruh'.

Aber meine Blüthentage schwanden,
Und der Jugendwünsche Flitterzeit,
Ernste Pflichten, neue Sorgen banden
Mich an dieses Daseins Wirklichkeit.
Mächtig hob des Mannes Brust das Streben,
Nützlich seinem Vaterland zu sein,
Seines ganzen Daseins geistig Leben
Höheren Bestimmungen zu weih'n.

Wenig Gutes konnt' ich nur erringen;
Denn die Selbstsucht ist Regent der Welt,
Dem der Eigennutz auf Geierschwingen
Sich als Zwillingsbruder zugesellt.
Seelenadel, wahre Hochgefühle,
Trifft, als Fremdlinge, des Pöbels Hohn;
Scheinverdienst und Kunst im Ränkespiele
Lohnt das Glück, dem Edlen winkt kein Lohn.

Jenes Zeitengottes Trugaltären
Beugte nimmer sich mein Kopf und Herz;
Darum gab für ihre Masken-Ehren
Mir die Welt nur der Verkennung Schmerz.
Mich, den Bürger späterer Geschlechte,
Tröstete das Kommen einer Zeit,
Die der Menschheit die geraubten Rechte,
Und der Tugend ihren Lohn verleiht.

Doch auch dieser letzten Hoffnung Flimmer
War ein Irrlicht, schwand vor meinem Blick.
Kampf und Unterdrückung bleiben immer
Uns'res Erdballs trauriges Geschick. —
O so walle, Pilger, hin zum Thale
Sonder Klage jener Pforte zu,
Wo du leerest der Vollendung Schale,
Dargereicht vom Genius der Ruh'.

Wenn verrauschen meine Lebenswellen,
Meine Horen enden ihren Tanz;
Dann, ihr sanften, mir verwandten Seelen,
Weiht dem Dichter einen Myrthenkranz.
Liebe war die Muse meiner Lieder,
Liebe bindet mich mit zarter Hand
Bis zum Grab an meine Menschenbrüder,
Und an dich, geliebtes Vaterland!

Gesuch um eine Grabstätte an der Leechkirche in Graz.

Ein armer Pilger, der des Wallens müde,
Sich schon nach einem Ruheplätzchen sehnt,
Wo in der Mutter Schooß der ew'ge Friede
Sein schlummernd Haupt mit Todtenblumen krönt,
Hat sich ein solches Plätzchen auserseheu,
Und bittet nun mit frommer Herzlichkeit,
Es ihm zu gönnen, wenn im Thal der Wehen
Der Todesengel seine Hand ihm beut.

Dort an der Kirche mit zwei kleinen Thürmen,
Worauf die Zeit selbst Eisenkreuze bog,
Die Alles beugend unter tausend Stürmen
In sechs Jahrhunderten vorüberzog,
Wünscht er zu ruhen, nah' dem Marmorbilde
Des alten Ritters, und ein kleiner Stein
Soll an der Kirchenmauer im Gefilde
Des Todes, seines Grabes Herold sein.

Zutraulich hofft Gewährung dieser Bitte
Der Steiermärker, so dem Vaterland
Sich manche Last zu mildern stets bemühte,
Und für sein Wohl so manchen Kampf bestand;
Der alles Gute redlich unterstützte,
In letzter Stunde Gnade hofft bei Gott,
Weil er nach Kräften seinen Brüdern nützte
Als Mensch und Christ, als wahrer Patriot. —

Vielleicht, daß Mancher von den Enkelsöhnen
Dort noch sein Grab besucht in später Zeit,
Ihm, wenn der Heimchen Abendlieder tönen,
Gerührt ein segnend Angedenken weiht;
Vielleicht, daß dann auch manche sanfte Schöne
Wehmüthig auf den kleinen Hügel blickt,
Des Dichters Grab bethaut mit einer Thräne,
Und es mit einem Myrthenkranze schmückt.

Meine Grabschrift.

Wandrer, ich war nur ein Mensch, ein Freund der Natur und der Musen.
Viele verstanden mich nicht, wenige kannten mein Herz.
Hast du Sinn und Gefühl, so schenke Mitleid dem Menschen,
Kränze mit Myrthen das Grab, wo hier der Dichter verstummt.

Episches, Fabeln.

Andreas Eberhard von Rauber und Helena Scharsäckin.

Eine Ballade.

Wie sitzt sich's hier so gut und still
Im Schooße dieser Linde,
Wie wehen schaurig, sanft und kühl
Die leisen Abendwinde!

Es fällt auf mich der milde Strahl
Vom holden Abendsterne;
Und lieblich murrt der Wasserfall
In jener dunkeln Ferne.

Ein frohes Liedchen stimm' ich an
Von einer alten Mähre,
Wie sich ein wack'rer Rittersmann
Erwarb viel Glück und Ehre.

Es trug die deutsche Kaiserkron'
Max'milian der Zweite,
Berühmt als Kaiser auf dem Thron',
Als Held im blut'gen Streite.

Da ward der Freude baß gezollt,
Da gab es Ritterspiele,
Auch für den süßen Minnesold
Der schönen Frauen viele.

Und unter diesen Dirnen war,
Wie's Blümlein auf den Auen,
Mit voller Brust und Rabenhaar
Schön Lenchen anzuschauen.

Sie war des Kaisers Töchterlein,
Das in die Welt sich schwärzte,
Als er, ein Jüngling, rasch und fein,
Das erste Liebchen herzte.

Wohl schwellte diese schöne Maid
Der jungen Ritter Sinne,
Wohl buhlten alle nah' und weit
Um ihre süße Minne.

Und unter diesen prangten sehr
Zwei Ritter, stark wie Riesen,
Die oft mit Kolben, Schwert und Speer
Als Helden sich bewiesen.

Der eine war ein großer Held
Aus fernem Spanier-Lande;
Den anderen die ganze Welt
Den starken Rauber nannte.

Der war wohl gar drei Ellen hoch,
Wie mich's die Chronik lehrte,
Und wißt, sein Bart, er reichte doch
Hinab bis an die Erde.

Von allen Freiern wirkten die
Allein auf Lenchens Seele;
Doch wußte sie nicht, welchen sie
Aus diesen beiden wähle.

Mein Töchterlein, sprach Max, soll den
Als seinen Gatten lieben,
Der mächtig ist, den Anderen
In einen Sack zu schieben.

Schnell rüstete das Heldenpaar
Sich zu dem selt'nen Streite;
Denn jeder der zwei Kämpfer war
Erpicht auf diese Beute.

Sie zogen aus, und fürchterlich
War dieser Kampf zu sehen.
Sie bäumten hoch wie Eichen sich,
Die Stürmen trotzend stehen.

Sie rangen her, sie rangen hin,
Und keiner wollte weichen.
Der riesengroße Rauber schien
Alciden selbst zu gleichen.

Er faßte nun den Spanier
Weitspreitend um die Mitte,
Und warf ihn, daß der Sand umher
Vom harten Boden sprühte.

Dann barg er in den bösen Sack
Die span'sche Rittersonne,
Trug zappelnd den belebten Pack
Zu Kaiser Maxens Throne.

Drob jauchzte man, da tönte laut
Dem Sieger die Trompete,
Held Rauber führte seine Braut
Vom Hochzeitschmaus zu Bette.

Ihm floß mit ihr sehr glücklich hin
Der Jugend Blüthenleben;
Doch hat die schöne Scharfäckin
Kein Kindlein ihm gegeben.

Der arme span'sche Rittersmann,
Bedeckt mit Schimpf und Schande,
Schloff aus dem Sack und trollte dann
Nach seinem Vaterlande.

Er weihte dort sich aus Verdruß,
Daß ihm der Kampf mißrathen,
Dem heiligen Dominicus, —
Und half die Ketzer braten.

Die Tempelherren zu Mainz.

Der Urwelt Götter sind schon längst verschwunden,
Sie trieb das Kreuz aus ihrem Heiligthum:
Nur in der Dichter schönerträumten Kunden
Fließt noch der Lethe, grünt Elysium.
Doch sind zwei Göttinen zurückgeblieben,
Das dunkelwaltende Verhängniß hieß
Sie noch ihr Amt auf unserm Erdball üben:
Sie nennen Clio sich und Nemesis.

Auch euch des rothen Kreuzes Unglücksöhnen
Gab Clio das so lang versagte Recht.
Nach fünf Jahrhunderten erzeugt sie Thränen
Des Mitleids auch beim späteren Geschlecht.
Doch Nemesis hat früh ihr Amt verrichtet:
Kaum war die große Frevelthat vollbracht,
Kaum war des Tempels hehrer Bau vernichtet,
Erlagen die Zerstörer ihrer Macht.

Verbannung, Flammentod und Kerkerbande
Sie waren aller Templer herbes Loos;
Des Ordens, der so oft im heil'gen Lande
Für unsers Heilands Grab sein Blut vergoß.
Nur dort am Rheine blieb auf ihrem Sitze
Noch friedlich eine Tempelherrenschaar,
Im Lande hochverehrt, an deren Spitze
Ein edler Deutscher, Wildgraf Hugo, war.

Auch diese letzten Templer zu vernichten,
Kam nun nach Mainz der päpstliche Befehl,
Und Kurfürst Peter treu es zu verrichten,
Versammelte die klugen Räthe schnell:
Schon saßen sie beisammen in der Halle
Und jeder war zur Folgsamkeit bereit;
Nur fürchteten die frommen Herren alle
Der kühnen Ritter Widerspenstigkeit.

Horch, Eisentritte hört man jetzt erdröhnen;
Es tönt der Sporen und der Schwerter Klang,
Das Nahen einer Schaar von Waffensöhnen
Verräth der Rüstung Rasseln her vom Gang.

Aufgehen bald des Saales weite Thüren
Und dreimal sieben Templer treten ein,
Die Panzerhemden lange Schwerter zieren
Mit Mänteln weiß wie Schnee im Morgenschein.

Graf Hugo spricht: „Wir haben es vernommen,
Daß ihr zu unserm Fall versammelt seid,
Drum stellen wir uns selbst, und sind gekommen,
Zu hören, was der Papst befohlen, heut.
Wie unser Kleid sind rein auch uns're Seelen.
Wir fürchten der Verläumdung Klage nicht,
Und stellen gleich uns, ohne lang zu wählen,
Auf Tod und Leben vor das Kampfgericht.

Von deutschen Edlen sind wir all' entsprossen,
In unsern Adern rollet deutsches Blut,
Das oft für Gott und Vaterland geflossen;
Gefühl und Unschuld gibt uns Kraft und Muth.
Wohlan, wer will zur Klage sich bequemen?
Als Anwalt meiner Brüder steh' ich hier.
Die Stimme des Beklagten zu vernehmen
Ist jedes Richters Pflicht: — sie fordern wir.

Erbangend spricht der Kurfürst: „Euren Orden
Schon er, der nie sich noch getäuscht, verdammt,
Befolgen, was von ihm geboten worden,
Ist unser unerläßlich strenges Amt.
Und euch von eurem Sitze zu vertreiben,
Ist der Befehl, den ich von Rom empfing.
Hier, leset selbst des Oberhirten Schreiben,
Besiegelt von dem heil'gen Fischerring.

Der Wildgraf las und rief mit einer Zähre:
„Ihr Brüder, unser Urtheil ist gefällt.
Gestohlen ist das Kleinod unsrer Ehre,
Und ungehört verurtheilt uns die Welt.
Doch nein, wir wollen nicht den Muth verlieren,
Nicht weichen von des Tempels Heiligthum.
Bei einem künft'gen Papst, wir appelliren
An ein gerechteres Concilium.

So wisset denn, ihr hochgeweihten Herren,
Wir kehren jetzt auf uns're Burg zurück,
Und wollt Ihr dort nicht Ruhe uns gewähren,
So brecht an ihren Mauern das Genick.
Als Templer wollen wir dies Leben enden,
Des alten Domes letzte Wächter sein.
Allwissender, zu dem wir jetzt uns wenden,
Wie unser Kleid, sind uns're Herzen rein!"

Er sprach's und ging zum brennenden Kamine,
Nahm eine Kohle glühend in die Hand,
Und legte sie mit ruhig kalter Miene
Auf seines Ordens heiliges Gewand.
Rein blieb der Mantel. Alle Brüder thaten
Nun schweigend, was Graf Hugo jetzt gethan.
Sie wandten sich mit ihren Gluthen, traten
Hinaus, und wallten langsam ihre Bahn.

Das große Wunder zu beschauen, liefen
Die Stadtbewohner, jung und alt, herbei.
Man staunte, Tausende von Stimmen riefen,
Daß ohne Schuld der Tempelorden sei.

Die Ritter kamen heim zu ihrem Sitze,
Und Niemand störte dort mehr ihre Ruh',
Sie blieben nach wie vor der Armuth Stütze;
Den Helfern eilten die Bedrängten zu.

Graf Hugo überlebte seine Brüder.
Und als er starb, da ward er viel beweint;
Um seinen Sarg ertönten Klagelieder,
Die Menschheit jammerte um ihren Freund.
In schwarzer Mitternacht, am dritten Tage
Erschienen Pilger, senkten ihn hinab
Tief in der Mutter Schooß. — Nach alter Sage
Bepflanzten sie mit Dornen dann sein Grab.

Die Ruinen von Kaisersberg.

Siehst du der Ruine Zinken
Dort im Sonnengolde blinken,
Noch in ihren Trümmern groß?
Wo jetzt wilde Tauben knistern,
Geister durch den Epheu flüstern,
Stand ein Tempelherren-Schloß.

Tapfre Ritter, stolz und bieder,
Schauten einst von dort hernieder
Auf der Sotla Schlangenlauf.
Hoch auf ihrem Felsensitze
Waren sie der Schwachen Stütze,
Nahmen die Verfolgten auf.

Waisen und verwaisten Gatten
Ward in ihrer Mäntel Schatten
  Schutz und Sicherheit gewährt.
Unterdrücker, Mörder, Räuber
Und Entführer schwacher Weiber
  Zitterten vor ihrem Schwert.

Dies mißfiel den Weltgebietern.
Lüstern nach des Ordens Gütern
  Und beneidend seine Macht,
Haben, mit dem Papst im Bunde,
Sie in einer Nacht und Stunde
  Seinen Untergang vollbracht.

Nahe wohnte diesem Schlosse
Ein Magnat, der Bundgenosse,
  Der vertraut den Rittern war;
Dem ward heimlich aufgetragen,
Seine Freunde zu erschlagen,
  Und er bot sich willig dar.

Eine Rotte Mordgesellen
Sich im Stillen zu bestellen,
  Säumte nicht der falsche Mann;
Als sie Nachts zum Schlosse kamen,
Nannt' er freundlich seinen Namen,
  Und es ward ihm aufgethan.

Aber jetzt — in rascher Eile
Stürzten sie mit Mordgeheule
  Auf die Opfer ihrer Wuth:
Ruhend in der Schlafeshalle
Traf der Tod die Edlen alle;
  Und in Strömen floß ihr Blut! . . .

Dem Verräther ward zum Lohne
Diese Veste, doch zum Hohne
Währt' der Lohn gar lange nicht,
Auf der Templer Mordesstätte
Fand man todt in seinem Bette
Den belohnten Bösewicht.

Düster scheinen diese Mauern
Noch die Unthat zu betrauern.
Wessen Weg Nachts hieher führt,
Der sieht in versunk'nen Hallen
Bärt'ge, weiße Männer wallen
Mit dem rothen Kreuz geziert.

Der Schiffer.

Gedrängt von jugendlichem Muth,
Begierig nach der fernen Länder Gut,
Trat auf dem klippenreichen Ocean
Ein Schiffer einst die weite Reise an.
Mit günst'ger Winde Segelschwellen
Durchschnitt in Hast der leichte Kahn
Die wankenden gekrausten Wellen,
Und glitt so sanft, so schnell dahin.
Delphine tanzten froh um ihn,
Und eben stieg des Tages Königin,
Begrüßt am Ufer von der Vögel Chor,
Im Feuerkleid', aus nassem Bett hervor.
Der munt're Schiffer sah vergnügt,
Wie schnell sein Schiffchen durch die Wellen fliegt.

Weit lag schon das Gestad' zurück,
Kaum mehr erreichbar seinem Blick.
Da segelten schnell von der Quer
Auf einem kleinen gold'nen Bot,
Mit Segeln weiß und rosenroth,
Zwei Mädchen zu ihm her.
Die eine hatte blondes Haar
Im Liliennacken wehen;
In ihrem großen Auge war
Des Himmels Bild zu sehen.
Das zweite dieser Mädchen,
Ein munteres Brünettchen,
In weißem flatterndem Gewand,
Mit schwarzem Aug' und voller Brust,
Gemacht zur Gabe süßer Lust,
Trug einen Spiegel in der Hand.
Sie nahten sich dem Schiffersmann,
Und sprachen ihn sanft lächelnd an:
Freund, willst du dich bequemen,
Uns auf dein Schiff zu nehmen;
So führen wir dich in ein Land,
Das keinem Sterblichen bekannt,
Wo Ehre, Lust und Freude thronet,
Und deine Müh' das größte Glück belohnet.
Mit Freuden nahm der junge Thor
Die beiden Mädchen in sein Schiff.
Die Braune hielt ihm ihren Spiegel vor,
Indeß die Blonde nach dem Ruder griff.
Begierig sah der Schiffersmann
In diesen schönen Wunderspiegel,
Und von dem Anblick ganz entzückt,
Sah er ein Land mit jedem Reiz geschmückt,
Den je ein Dichtergeist ersann.
So mancher schimmerreiche Hügel

Stand in den blauen Fernen
Von Königskronen, Gold und Ordenssternen,
Und allen Dingen, die auf dieser Welt
Das Menschenherz des Wunsches würdig hält.
Sieh, sprach mit schmeichelndem Geschwätze
Das blonde Mädchen, diese Schätze
Wirst alle du aus jenem Lande holen,
Wohin wir jetzt dich führen wollen.
Der Schiffer glaubte den Sirenen.
Ein banges ungestümes Sehnen
Ließ seinem Herzen weder Ruh noch Rast.
Sie steu'rten fort mit Windeshast;
Doch lange dauerte die nasse Fahrt.
Und ach, dem armen Schiffer ward
Oft bange, wenn des Schiffes Mast
Die Stürme heulend niederbogen,
Und rings umher auf thürmehohen Wogen
Die feuerschwangern Blitze flogen.
Doch wenn der Donner nimmer schallte,
Und wieder sanft die Sonne niederstrahlte;
So glaubte sein getäuschter Blick,
Oft jenes schöne Land der Feen,
Wo alle Ziele seiner Wünsche sind,
In blauer Ferne zu ersehen.
Doch immer trieb ein arger Wind
Ihn hundert Meilen weit zurück.
Unmuthig über dies Geschick,
Ward er den beiden Dirnen gram;
Und als er nun zu einer Insel kam,
Da setzt' er sie an's Land,
Nahm's Ruder selber in die Hand,
Und stach dann wieder in die See.
Er fuhr nur kurze Zeit, da schwamm ein Weib
Mit Schlangen um den Leib,

Wie eine Furie,
Mit blankem Dolch ihm wüthend zu:
Der Schiffer floh zur Insel hin,
Die beiden Mädchen schützten ihn;
Und sieh, das böse Weib verschlang die See.
Nun nahm der Schiffersmann,
Erfüllt mit Dankbarkeit,
Die beiden Mädchen wieder an.
Sie spannten ihre Segel auf
Und schifften fort in schnellem Lauf.
Sie fuhren lange — lange Zeit,
Geneckt von Wellen und von Winden,
Und konnten doch das schöne Land nicht finden.
Doch endlich sahen sie, o welch Vergnügen!
Dies Paradies in blauer Ferne liegen.
Schon waren sie dem Ziele nah;
Schon lag der off'ne Hafen da;
Da stand ein Felsen — und, o weh,
Das schwache Schiffchen scheitert jäh.
Sie sanken in das Meer hinab,
Und allen ward ein nasses Grab.

Der Schiffer ist des Menschen treues Bild,
Den Hoffnung stets und Phantasie betrügen,
Und der, wenn sie von dannen fliegen,
Die Dolche der Verzweiflung fühlt.

Der Rabe.

Auf einem Baum, an dem ein Bach,
Vergoldet von dem milden Strahl
Der Abendsonn', aus naher Felsen Schooß
Durch Blumenufer sich ergoß,
Sang eine holde Nachtigall,
Und ihrer sanften Kehle Schall
Klang ferne laut das Echo nach.

Ein stolzer Rab', von hohem Stamm'
(Deß Ahnherr einst, von Noah ausgesandt,
Als er ein Leckerbißchen fand,
Nicht mehr zurück zur Arche kam),
Lauscht' in dem nahen Walde. — Schnell entglühte
Nach gleichem Ruhm' das kühne Herz in ihm,
Und krächzend tönte seine Stimm'
Zu Philomelens Wonnelied.

Der ganze Vögelchor erhob
Nun einen Freudensang zum Lob
Der kleinen sanften Sängerin.
Und seht — es wähnt des Raben stolzer Sinn
Es kröne dieser Beifall ihn.

Voll froher Selbstbehaglichkeit
Flog er in diesem süßen Traum
Von Baum zu Baum;
Als eine munt're Lerche sich
Zum stolzen Virtuosen schlich,
Und lispelte: Mein Herr im Trauerkleid,

Nicht euch, der kleinen Philomele nur
Zollt nun das Lob der Sänger dieser Flur.

Ihr glaubt, daß nun der Rab' sich schämte?
Nicht doch! Er blieb in seinem Wahn,
Sah stolz den kleinen Schwätzer an,
Erwiderte kein Wort,
Und krächzte muthig fort,
Bis ihn die Nacht im Sange hemmte.

O Mensch, ein Grad von deinem Wissen ist
Erkennen, daß du noch unwissend bist.

Der Bullenbeißer.

Ein Bullenbeißer, den voll Muth
Nur mächt'ger Feinde Blut,
Nicht leichter Sieg vergnügte;
Der oft das allerstärkste Thier,
Den Löwen, Tiger, Wolf und Stier,
Durch seinen Zahn besiegte,
Mußt' — wahrlich weiß ich selbst nicht mehr,
Durch welch verhängend Ungefähr
Ihm dieses ist geschehen —
Einst durch ein Dörflein gehen.
Er ging, und sieh, — im Nu
Sprang, aufgewacht von jeder Schwelle,
Ein Pudel-Chor mit gräßlichem Gebelle
Dem armen Wandrer zu;

Und zupft' ihn baß von allen Seiten,
Und wagt's, ihn lange zu begleiten.
Es war ihm leicht sie alle zu verjagen;
Doch allzu stolz, solch einen Feind zu schlagen,
Ging er gelassen, langsam, stumm
Die Straße fort, und sah nicht einmal um.

So trägt ein kluger Mann
Das Schimpfen nied'rer Seelen,
Er geht gelassen seine Bahn,
Und läßt die Neider — bellen.

Der Sieger.

In einem fernen heißen Land,
Wo ehedem durch Henkershand
Zwei deutsche Heldenstämme fielen,
Kam's einem Fürsten in den Sinn,
Auch eine Heldenroll' zu spielen,
Ein hoher Muth begeistert' ihn.
Wie einst Alcid, mit unfehlbarem Bogen,
Die Meere, Städt' und Länder hat durchzogen,
Und manchen harten Strauß bestand;
So zog auch dieser Kämpfer rasch und kühn
Durch viele ferne Reiche siegend hin.
Sein Arm und Auge wußten gut zu zielen,
Und alle Feinde flohen oder fielen
Durch seine tapf're Heldenhand.
Der Ruf von diesen hohen Thaten
Durchflog in Hast Europens weite Staaten.

Laut hörte man der Fama Hörner blasen,
Und Alles rühmte nah und weit
Die unerhörte Tapferkeit
Des großen Siegers — aller Hasen

O Himmel, lass' doch alle Fürsten
Nur nach dem Blut der Hasen dürsten!

Die Forelle.

Im Bächlein, das murmelnd und frisch
Die silberne hüpfende Welle,
Sanft schlängelnd durch Erlengebüsch
Und blumige Wiesen ergoß,
Da lebte im seligen Schooß
Der Freiheit die schlanke Forelle
Ihr glückliches Leben dahin,
Und huschte mit heiterem, arglosem Sinn
Wohl auf und wohl ab, wohl her und wohl hin.
Ach, aber der Wonne genoß sie nicht lange:
Ein tückischer Fischer mit Lägel und Stange,
Verfolgte der Quelle sanft murmelnde Spur,
Und hielt an der täuschenden grünlichen Schnur
In's Bächlein den lockenden Köder hinein,
In dem sich versteckte, ganz spitzig und klein,
Die Angel, das arglose Fischlein zu fangen.
Kaum sah es den Köder, so schoß es hinzu,
Und hascht' ihn begierig, und sieh, ach, im Nu
Sah man es schon zappeln und hangen.

Wohl zog es, wohl riß es, wohl zappelt es sehr,
Doch Reißen und Zappeln das frommte nicht mehr;
Schnell zog es der Fischer an's Ufer heraus,
Und sott sich das Fischlein zun nächtlichen Schmaus. —
Ihr zärtlichen Seelen, seid achtsam und fliehet
Die Angel der Liebe; sie fängt euch und ziehet
Euch sonst aus der Freiheit beglückendem Schooß,
Und ewige Fesseln sind dann euer Loos.

Scherzhaftes.

An die Männer.

Ihr Männer traut den Weibern nicht;
Sie sind ein Meer voll Tücke.
Mit einem rosigen Gesicht
Und einem holden Blicke,

Mit sanftem Lächeln, frohem Scherz,
Und kosendem Geschwätze,
Erhaschen sie oft unser Herz
In ihre schlauen Netze.

Und hält das läst'ge Band der Eh'
Uns einmal fest gebunden;
Dann füllen wir mit Ach und Weh
Die trüben Lebensstunden.

Die schöne Göttin wird zu bald
Zur zänkischen Xantippe;
Der Busen der so lieblich wallt,
Die süße Purpurlippe — —

Wird eines fremden Näschers Raub —
Und ach, zum Schimpf und Hohne
Lacht man, zu unsern Klagen taub,
Noch uns'rer Marterkrone.

An die Weiber.

O Weiber, traut den Männern nicht;
So mancher holde Bube
Ist insgeheim ein Bösewicht
Und gräbt euch eine Grube.

Mit Worten, o, so süß, so fein,
Mit Sitten nicht gefährlich,
Schleicht er sich heuchelnd bei euch ein
Und scheint so gut, so ehrlich.

Doch schlägt das Herz einmal für ihn,
Vom Liebesnetz gehaschet,
So hat sein wandelbarer Sinn
Gar früh sich satt genaschet.

Dann schlüpfet euer Bild so bald
Aus seinem Seelenstübchen
Und ach, der falsche Junge wallt
Zu einem neuen Liebchen.

Drum, Weiber, schenket eure Gunst
Nur Dummen oder Alten;
Wo nicht — so lernet erst die Kunst
Auch Junge fest zu halten.

Mädchenlaunen.

Mein Mädchen ist doch sonderbar,
Als jüngst ich in Gesellschaft war,
Da schlich ich hin und küßte sie,
Und sieh, das lose Mädchen — schrie.

Heut' war' ich ganz allein bei ihr;
Da lacht' und schäkert sie mit mir,
Da küßt' ich ihr nach Herzenslust
Den Erdbeermund, die Schwanenbrust.

Und als ich sie um etwas bat,
Was noch die Liebe Süßes hat,
Rief sie: Was, Schurke, forderst du!
Und lief, und — schloß die Thüre zu.

Susanne.

Wenn wir in der Geschichte lesen,
Daß jene jüdische Susanna, —
Nicht christliche — der Liebe Manna
Zwei alten Gecken nicht gewähret hat,
So stimm' ich gerne bei;
Doch wären diese zwei

Simson und Salomon gewesen,
Und wäre zu der Frommen
Von beiden Einer nur gekommen,
Dann hätte wohl ein großes Wunder Statt.

Die Dame und ihr Kammermädchen.

Die Dame.

Komm, Mädchen, sei jetzt Richterin,
Ob ich nicht schön und reizend bin?
Sieh, wie mein Aug' so feurig strahlt;
Sieh, wie mein voller Busen wallt —
Ist wohl im ganzen deutschen Reich
Ein Mädchen mir an Schönheit gleich?
Fürwahr, den Engel möcht' ich kennen!

Das Mädchen.

O nein, im ganzen deutschen Reich
Ist Ihnen, Fräulein, keine gleich.
Sie sind die Schönste aller Schönen.
O welch ein Busen, weiß und rund,
Welch kleiner rosengleicher Mund,
Welch holde Grübchen in den Wangen!
Ja, wenn ich Euer Gnaden wär',
Würd' ich für einen Kuß wohl mehr
Als zwei Dukaten nur verlangen.

Epigramme und andere kleinere Gedichte.

Die zweifache Schminke.

Wie, Brüderchen, dir dünkt
Das Ding so ärgerlich,
Daß sich dein Mädchen schminkt?
Dies, ich versichre dich,
Ist nur ein eitler Scherz;
Doch manche schminkt ihr Herz —
Das, Bruder, ärgert mich!

Menschenloos.

Was ist des Menschen Loos auf Erden?
Zerstören und zerstöret werden.
Was ist sein Streben und Vergnügen?
Sich selbst und And're zu betrügen.

Klagen einer Wittwe.

Ich arme Frau, er ist dahin,
Mein guter, guter Mann!
O weh, wen hab' ich nun für ihn,
Mit dem ich zanken kann.

Sprichwort eines Menschenfeindes.

Die alten Gecken, jungen Laffen,
Den Stolz auf Ahnen und auf Geld
Hat Gott auf dieser Narrenwelt
Dem weisen Mann zur Qual geschaffen.

Mädchensitte.

Junger Mädchen Herzen sind
Ewig unstät, wie der Wind,
Wanken immer her und hin.
Aus den Augen, aus dem Sinn,
Heute suchen, morgen lassen,
Heute lieben, morgen hassen,
In's Gesicht uns Liebe lügen,
Hinterm Rücken uns betrügen.

Treue schwören und sie brechen,
Anders denken, anders sprechen,
Glaubt mir's, Freunde, ganz gewiß,
Dies ist Mädchensitte — dies.

Grabschrift eines Unglücklichen.

Es stießen Menschenundank, Schurkenneid
Mich früh in dieses Grabes Dunkelheit.
Die Ruhe, die ich nie im Leben fand,
Gab mir auf diesem Platz des Todes Hand.
Schenkt deutsche Töchter, deutsche Söhne,
Dem armen Bruder eine Thräne!

Das Glück.

Jedem Sterblichen winket einmal die Göttin des Glückes.
Wenige haschen sie dann; selten nur kehrt sie zurück.

Polykrates und Pythagoras.

Polykrates.

Sag' mir, warum im Labyrinth der Zahlen
Sich deiner Lehre Sinn verschließt?

Pythagoras.

Auch dir, Tyrann, sind Menschen nichts als Nullen,
Wovon nur du die Einheit bist.

Der Wechsel.

Als Solon noch in bessern Zeiten
Der Themis weiser Führer war,
Ließ sich die Blinde willig leiten:
Denn seine Blicke sahen klar.
Jetzt stahl ihr die geweihte Binde
Mercur, der mächt'ge Bösewicht;
Sie sieht und schielt, und ach, man spricht,
Daß ihre Priesterzunft erblinde.

In das Stammbuch einer Freundin.

Kein endlich Wesen war noch sonder Mängel:
Die Sonne selbst ist nicht von Flecken rein;
Nur Nanny ward im Körper schon zum Engel,
Und macht es Menschen bitter — Mensch zu sein.

Die beiden Tyrannen.

Zwei Tyrannen beherrschen die Menschen und Thiere hiernieden:
Diese werden mit Recht Hunger und Liebe genannt.

Die dankbare Gattin.

Zwanzigtausend Gulden gab Herr Stein
Zum Geburtstag seiner Hymens-Wonne:
Um ein Bild der Dankbarkeit zu sein,
Lohnt sie dies Geschenk — mit einer Krone.

Die Vergeltung.

Eisern beherrschte der Franke die meerumflossenen Corsen;
Aber nun wand sich das Rad Alles umwälzender Zeit:
Mit dem Schwerte regiert ein Corse die Söhne der Freiheit.
Völkerbezwinger, euch hat Nemesis furchtbar erreicht.

Die Gegenwart.

Traum die Vergangenheit ist und trügende Hoffnung die Zukunft;
Wirf nicht das Blümchen von dir, das dir die Gegenwart beut.

Die eiserne Krone.

Eisern nennet die Welt der Lombarden goldene Krone;
Lies die Geschichte, du nennst traurig die blutige sie.

Loos der Zeit.

Frage.

Warum schickt der Himmel so viele der Plagen,
Sich endlos erneuernd, dem Menschengeschlecht?

Antwort.

Zwei Hälften umfaßt es in unseren Tagen:
Die Einen sind dumm, und die Andern sind schlecht.

Der Zeitgeist.

Wie in der Vorzeit regiert noch jetzt das eiserne Fatum,
Beugt mit gewaltiger Faust mächtiger Sterblichen Trotz,
Zeitgeist nennt sich sein Sohn und wenn ihm trotzen die Herrscher,
Wanken die Throne, es weicht von den Beherrschten das Glück.

Wunsch der Zeit.

Völker, ihr wünschet so sehr zu dämmen die Willkür der Krone,
Aber habt ihr auch Muth treu zu bewahren den Damm?
Bald verdorret entlaubt die Eiche beglückender Freiheit,
Saugt die Wurzel nicht Kraft tief aus der Bürger Gemüth.

Guter Rath.

Fürsten, scheut ihr den Damm, versagend dem Wünschen der Völker,
Führt das Scepter so sanft, daß sie vergessen den Wunsch.

Warnung.

Völkergebieter, vertraut nicht heuchelnden Schranzen das Scepter,
Nichts ist empörender als Sklave von Sklaven zu sein.

Macht der Liebe.

Völkergebieter, vertraut nicht Bajonetten die Throne,
Fest bestehen sie nur treu von der Liebe bewacht.

Das wahre Fürstenglück.

Wohl des Regenten vom Wohl des Volkes feindlich zu trennen,
Wähnt der Höfling so oft, sei ihm Bestimmung und Pflicht.
Wahres Fürstenglück, sie, die Segen umduftete Palme
Blüht nur auf heiliger Flur, Bürgerglück wird sie genannt.

Der Zwist.

Langer verborgener Krieg des Herrschers mit dem Beherrschten,
Jener verlangend und hart, diese verweigernd und falsch!
Dienet beiden die Lieb' als trügende Maske des Hasses,
Und der Sterblichen Glück schlachtet der traurige Zwist.

Der geistige Zwang.

Völker, ihr tadelt so kühn die Fehler eurer Gebieter,
Aber seid ihr auch werth, besser beherrschet zu sein?
Wandelt voraus den Pfad der Sittlichkeit, Weisheit und Tugend,
Sicher folgen bald sie, fühlend den geistigen Zwang.

Die Täuschung.

Kreuze, Bänder und Sterne, sie tragen am Herzen so viele,
Doch im Herzen erglänzt selten der Tugend Gestirn.
Eitles Blendwerk der Welt! Vor jenem erhabenern Throne
Wo nur die Wahrheit besteht, sinken die Masken in Staub.

Die Weltgeschichte.

Die Geschichte der Welt enthält in reichlichen Bänden
Monumente der Schmach, zahllos der Menschheit erbaut.
Völker, wünschet euch nicht, in diesen Büchern zu prunken,
Glücklich seid ihr nur dann, schweigt die Geschichte von euch.

Menschenloos.

Nacht bedecket das Land, woraus wir die Wallfahrt beginnen,
Nacht bedecket das Land, wo uns erwartet das Ziel.
Leider nur dämmernd erhellt ist zwischen beiden die Straße,
Und der Irrwische viel locken zu Sümpfen uns hin.
Helles Gestirn, wornach die Pilger hier fruchtlos sich sehnen,
Ach erscheine doch dort, wo sie vollenden die Bahn.

Beruhigung.

Jedes Erdengeschöpf genießet freudig sein Dasein,
Nur der Menschen Gemüth preßt hier unnennbares Weh.
Immer wünschend und fürchtend schleppt er die Bürde des Lebens
Und erbebet doch feig, wenn der Befreier erscheint,
Milliarden voraus und Milliarden, die folgend.
Fürchte nicht, Pilger, das Land, so dich als Heimat begrüßt.

Lebensregel.

Liebe die Menschen, getreu der himmlischen Liebe Geboten,
Sei wohlthätig und thu' Gutes, so viel du vermagst;
Aber menge dich nicht in's niedrige Sklavengetriebe,
Dort, wo Eigennutz, herrscht weder Vergeltung noch Dank.

Bertram von Dietrichstein.

(Die deutschen Ritter in Accon.)

Dramatisches Gedicht in fünf Acten.



Ptolemais, das alte Accon im syrischen Lande, war im letzten Kreuzzuge eines der wichtigsten Bollwerke der Christenheit, sein Verlust beendigte die ganze lange Reihe von Kämpfen, welche Glaubenseifer in vielleicht übertriebenem Grade hervorgebracht. Noch zuletzt hatte Sultan Kelaun mit den Christen einen Waffenstillstand abgeschlossen, von Seiten syrischer Christen wurde dieser aber gebrochen und der Sultan fand Grund genug darin, die Feindseligkeiten gegen das Christenheer wieder aufzunehmen. Allerdings starb inzwischen Kelaun, ihm aber folgte sein Sohn Malek Alaschraf und führte den Kriegsplan im Sinne des Vaters aus. Die Stadt Accon wird als groß, reich und prachtvoll geschildert, als Sitz der Ueppigkeit, des Luxus, und des Wohllebens. Unter den Vertheidigern der Stadt gegen die im April 1291 heranstürmenden Moslemen ragten durch besondere Tapferkeit die Ordensritter, insbesondere die Ritter des deutschen Ordens hervor. Bald hatten die Saracenen den letzten Widerstand gebrochen und die Stadt erobert, zuletzt noch wurde die Burg der Templer erstürmt; wer sich nicht zur See retten konnte, wurde niedergemacht oder in die Sklaverei geschleppt. Es war das letzte Bollwerk der Christen, welches mit Accon gefallen, der letzte feste Punkt, den sie noch eingenommen hatten, Mauern, Kirchen, Paläste wurden nun von den Saracenen niedergerissen und geschleift, und das Schicksal der christlichen Heere in Palästina war damit entschieden.

Nur diese wenigen Worte zur Skizzirung der Situation, die Kalchberg's nachfolgendes Drama behandelt, ich kann füglich die Geschichte der Kreuzzüge als so bekannt voraussetzen, daß es nicht nöthig erscheint, eingehender hierüber in längerer Einleitung zu handeln. Die Werke von Wilken (Geschichte der Kreuzzüge) und alle umfangreicheren Handbücher der Universalgeschichte von Becker, Rotteck, Schlosser, Weber, Weiß enthalten Details zur Genüge. Ob ein Bertram von Dietrichstein sich an dem Kreuzzuge betheiligt und Accon mitvertheidigt, läßt sich historisch nicht nachweisen, thatsächlich ist die edle Familie der Dietrichsteine sehr alt und mag wohl bis ins dreizehnte Jahrhundert zurückreichen. Die wenigen bekannten historischen Daten boten dem Dichter um so mehr Gelegenheit, seine Phantasie in der Dichtung walten zu lassen.

Die erste Ausgabe des Dramas führte den Titel: „Die deutschen Ritter in Accon“. Wien, 1796. (Mit einer Titelvignette) und war „den hochgebornen Brüdern Herrn Franz Joseph Reichsgrafen von Dietrichstein-Proskau und Herrn Moriz Carl Reichsgrafen von Dietrichstein“ gewidmet, sie trug das Motto:

Non ille pro charis amicis
Aut patria timidus perire.

Horat.

In der Gesammtausgabe (Wien, 1816) findet sich das Drama mit wenigen unbedeutenden Abänderungen unter dem Titel: „Bertram von Dietrichstein. Ein dramatisches Gedicht“. Ich habe den zweiten Titel beibehalten, jedoch auch den ersten in Klammern beigefügt, um den Intentionen des Dichters ganz gerecht zu werden.

Personen.

Sultan Khalil.
Emina, seine Geliebte.
Omar, Emir.
Hassan, Aga der Mameluken.
Conrad von Lichtenstein, Prior des deutschen Hauses zu Accon.
Bertram von Dietrichstein, } deutsche Ordensritter.
Heinrich von Holzapfel, }
Wilhelm von Seinsheim.
Ida, seine Gemalin.
Zwei Reisige des Königs von Cypern.
Mameluken.

Die Handlung geht zu Accon vor. Die Begebenheit spielt in dem Jahre 1291.

Erster Act.

Platz zu Accon.

(Im Hintergrunde die Aussicht auf den Hafen, der mit Schiffen bedeckt ist.)

Erste Scene.

Conrad allein. (Kommt aus dem deutschen Ordenshause.)

Conrad (horchend).

Noch nichts! — Kein Schall der Kriegstrompete, die
Mir Wiederkehr der edlen Streiter meldet —
Seit frühem Morgen aus — noch nicht zurück?
Heut gilt's; heut wird es Hieb' und Stiche regnen;
Heut werden wieder blut'ge Ströme fließen,
Sich meine Brüder neue Lorbern mähen.
Ach, daß auch diese Faust noch Conrads Namen
Auf Saracenenschädel schreiben könnte!
Doch meine Jugendquellen sind versiegt.
Der Greis wallt kraftlos seinem Grabe zu;
Und diese Hände können nichts — als nur
Sich falten zum Gebet für meine Brüder.
Doch lieblich lispelt nun Erinnerung
Der bessern Vorzeit mir die Tröstung zu:
Auch du hast deine Pflicht erfüllt als Mensch
Und Ritter.

(Trompetenstoß.)

Ha! das Zeichen ihrer Rückkehr.
Wie sich mein Blut bei diesem Schall erwärmt!

(Heinrich kommt; er wankt ihm freudig entgegen.)

Zweite Scene.

Der Vorige. Heinrich.

Conrad.

Sei mir gegrüßt, du wack'rer Ritter, bringst
Du Siegesbotschaft von den tapfern Brüdern?

Heinrich.

Ja, grauer Vater, ja, die bring' ich dir.

Conrad.

So zaudre nicht, erquick' mein mattes Ohr,
Denn deine Worte sind ihm Flötenton.

Heinrich.

Das war ein Kampf, wie ich noch keinen sah.
Wie Felsen standen uns're Deutschen, kämpften
Wie Löwen. Auch die Tempelherren und
Die Johanniter thaten's ihnen gleich.

Conrad.

Nun, wer — wer war der Tapferste?

Heinrich.

Wie du
Noch fragen kannst, und weißt es doch, daß keiner
An Tapferkeit dem kühnen Bertram gleicht.
Drei Pferde stürzten unter ihm, und dreimal
Saß er wie Blitz auf Saracenenrossen.
Ein jeder Hieb galt eines Heiden Leben;
Und mancher drang vom Kopf bis zu dem Gürtel.
Der Sultan selbst wär' seinem Streich erlegen,
Hätt' ihn nicht eine schnelle Flucht gerettet.

Conrad.

Der kühne Held, ein zweiter Bouillon.
O sag', wo weilet er, daß ich ihn finde,
Ihn segnend in die schwachen Arme schließe.

Heinrich.

Du siehst ihn bald, gedulde noch ein wenig.
Er ging mit Wilhelm von Beaujeu, dem Haupt
Der tapfern Tempelherr'n, und mit dem König
Von Cypern nach des Patriarchen Haus,
Um neuen Siegesplanen nachzusinnen.

Conrad.

Der Himmel gebe Weisheit seinem Geiste,
So wie mit Kraft er seine Sehnen stählte.
Zum Heil der Christenheit hat Gott in diese
Bedrängte Stadt den kühnen Mann gesandt.
Er ist die Krone deutscher Tapferkeit,
Ist unsers wackern Ordens schönste Zierde.
O, daß er den Entschluß vollzöge, durch
Ein heiliges Gelübd' sich ewig fest
An uns zu ketten.

Heinrich.

Nimmer wird er das.
Schon zehen Jahre bin ich sein Gefährte.
Oft hört' ich ihn die Worte wiederholen:
Ich bin ein freier Mann, hass' jeden Zwang,
Und diene nur der Tugend und der Ehre.

Conrad.

Zeigt unser Orden ihm nicht hundert Wege,
Zum Ziele dieses hohen Zwecks zu kommen?
Ist uns're Pflicht nicht Heldenmuth und Tugend?
Nicht Ruhm blos unser Lohn? Wie, klebt vielleicht
Sein Herz noch an dem Gold, noch an der Minne?

Heinrich.

Der Reichthum hat für ihn gar keinen Werth.
Die Weiber — ja die Weiber haßt er alle.

Conrad.

Er hasset sie, sagst du? Das sollt' er nicht.
Am mindesten nicht alle — gibt ja noch
Der guten manche — waren Weiber auch,
Durch die wir sind, die pflegten uns'rer Kindheit.
Doch hat vielleicht den tapfern Bertram auch
Der Schönen Flattersinn hierher geschleudert?
Schon mancher brave Ritter suchte hier
Die Freistatt vor dem Schlangenbiß der Liebe.

Heinrich.

Ja, leider, edler Greis, du hast's errathen.
O schändlich ist's, wie diesen Biedermann
Ein ränkevolles Mädchen hinterging.

Conrad.

Daher quillt also jene düstre Schwermuth,
Die seinen hohen Heldengeist umwölkt;
Daher dies dumpfe Schweigen, die Verachtung
Des Lebens und der Lebenswonnen all.
Entdecke mir, mein Freund, das herbe Los
Des Edlen, den mein Herz so glühend liebt.
Vielleicht vermag ich's, seinen Gram zu lindern.

Heinrich.

O wenn du dieses könntest! Nun, so höre —
Doch wirst du nicht ihn minder schätzen, wenn
Du nun erfährst, daß Bertram, unser Stolz,
Auch Puppenspiel der Liebe sei?

Conrad.

Du träumst.
Wer kann dem Menschen Mensch zu sein verargen?
Nur edle Seelen sind der Minne fähig,
Ein rohes Herz kennt Wollust nur — nicht Liebe.

Heinrich.

Erinnerst du dich nicht an das Geschlecht
Der Khevenhüller?

Conrad.

Was, ich sollte nicht?
War Otto nicht mein Freund, mein Kampfgenosse?
Ich war sein Tröster an dem Jammertag,
Wo seine Gattin, die voll Lieb' und Treue
Ihn nach dem Orient begleitete,
Bei Ascalon in Türkenhände fiel.
Ich war sein Wärter an dem Krankenlager.
Mit Thränen schieden wir, als er nach tausend
Unnützen Mühen, die Verlor'ne wieder
Zu finden, trauernd nach der Heimat schiffte.

Heinrich.

Der ist es also, welchen Bertram vor
Zwei Jahren aus der Räuberhände riß.
Voll Dank lud ihn der Greis nach Eichelberg.
Er kam, sah seine schöne Tochter Ida,
Und brannte schnell für sie.

Conrad.

Ward er geliebt?

Heinrich.

Die falsche Dirne ließ ihn dieses hoffen.
Er warb um sie; der Vater gab sein Wort;
Der Tag war nah, der sie vereinen sollte;
Als man uns schnell zum Heer des Kaisers rief.

Conrad.

Und dann?

Heinrich.

Mit bangem Herzen schied der Ritter.
Wir kamen an. Wir kämpften, siegten, und
Erfuhren bald, die schöne Braut sei heimlich
Mit einem Fremdling aus dem Land gefloh'n.

Conrad.

Abscheulich, bübisch! — Sag', wie hieß der Räuber?

Heinrich.

Das weiß ich nicht; denn nimmer sahen wir
Seit dieser Zeit das holde Vaterland,
Und Bertram zürnt, berühr' ich diese Saite.

Conrad.

Ach des beraubten kinderlosen Vaters!

Heinrich.

Der starb hernach vor Gram, wie wir erfuhren.

Conrad.

Er starb — er starb — zweimal Unglücklicher!
O sieh herab! In diesem fernen Lande
Fließt nun des Freundes Thräne deiner Asche.

Heinrich.

Fort muß ich, Freund, sonst werd' ich hier zur Memme.
Wenn ich an die verruchte Schandthat denke,
Schwellt Grimm und Wehmuth mein gedrängtes Herz.

(In das Ritterhaus ab.)

Conrad.

Warum, o mächt'ge Vorsicht, gießest du
Hienieden immer Wermuth in den Kelch
Des Edlen, Honig in des Lasters Schale?
Doch ja, dort ist noch eine beſſ're Welt.

(Schwermüthig nachdenkend.)

Dritte Scene.

Wilhelm und Ida in Pilgerkleidern. Der Vorige.

Ida.

O Gott! wie dank' ich dir, wir sind am Ziele.
Die lange Wanderschaft ist nun vollendet.
Schon in dem ersten Augenblick, daß ich
Dies heil'ge Land betrete, mindert sich
Die Centnerlast, die mein Gewissen preßt.

Wilhelm.

Auch ich empfinde das, geliebte Gattin,
Mein Busen athmet freier, heil'ger Schauer
Durchbebet mich, denk' ich der Helden all',
Die hier um des Erlösers Grab gekämpfet.

Ida.

Wohl auch geblutet haben, lieber Wilhelm!
Wird einst wohl uns're Rückkehr glücklich sein?
Gefahren jeder Art umschweben uns.
Viel Tausende betraten dieses Land,
Doch Wen'ge sahen ihre Heimat wieder.
Wie, wenn auch wir nicht unter diesen wären?
Wenn du, mein Wilhelm, mir entrissen würdest;
Dein Blut der Saracenen Säbel tränke?
Wenn diese Stadt den Heiden unterläg'?
Und wir — ein herzzermalmender Gedanke —
Viel mehr als Tod — in Sklaverei verfielen?
Mein Wilhelm, ach, ich klamm're mich an dich:
Sei's Sklaverei — sei's Tod — ich folge dir.

Wilhelm.

Nur standhaft, meine Gattin, Gottes Hand
Schwebt über uns; sie lenket unser Schicksal.

Sieh, mächtig pocht mein Herz vor Kampfbegierde,
Und höher flammet Muth in meiner Seele.

Ida.

Ach, daß er dich in keinen Abgrund leite.

Wilhelm.

Das wird er nicht; doch wohl zu Ruhm und Ehre.
Sieh, dort ein deutscher Ordensritter — komm',
Wir wollen ihn um Pilgerpflege fleh'n.

(Sie nahen sich Conraden.)

Ehrwürd'ger Greis, des Himmels Segen dir
Und allen Frommen. Nimm, wir bitten dich,
Zwei müde Pilger bruderliebend auf.

Conrad.

Willkommen, fromme Wanderer, willkommen.
Gastfreiheit ist dem deutschen Orden heilig,
Die süßeste von allen seinen Pflichten.
Wir geben jedem Fremdling Dach und Pflege.

Ida.

Mann mit dem Silberhaar, Gott lohn' es dir
Dort, wo Vergeltung guten Thaten winket.

Conrad.

Ja, dort, ihr Lieben, harrt des Müden Ruh'.

Wilhelm.

Es gibt denn doch der guten Menschen viele
In jedem Winkel dieses Erdenrundes.

Conrad.

Ja wohl, nur sie zu finden, ist oft schwer:
Sehr viele tragen nur der Tugend Larve.
Doch kommt, ihr seid von weiter Reis' erschöpft;
Ich will euch Speis' und Trank zur Labung reichen.

Wilhelm.

Zuvor noch eine Frag', gastfreier Mann,
Sind viele deutsche Ritter hier, die für
Die Christenheit und für den Glauben kämpfen?

Conrad.

An die drei Hunderte. Sonst waren ihrer
Wohl mehr, doch Krankheit, Ungemach und Schwert
Vermindern täglich ihre Heldenzahl.

Ida.

Ach Gott!

Wilhelm.

Wer ist der Führer dieser Kämpfer?

Conrad.

Ein Bruder unsers Ordens — Ritter Bertram.
Ha, junger Mann, mich däucht, ich lese hier
In deinem Flammenblick den schönen Wunsch,
An meiner Brüder Thaten Theil zu nehmen?

Wilhelm.

Das will ich auch. Darum entriß ich mich
Der Heimat Schooß, und unternahm mit meiner
Geliebten Gattin diese Pilgerfahrt.

Conrad.

Gott segne deinen Zweck. Schon ist sie da
Die Zeit, wo jeder tapf're Christenarm
Von Stund' zu Stunde mehr im Preise steigt.

Ida.

Sind denn der Feinde viele?

Conrad.

Leider mehr.

Als zweimal Hunderttausend.

Ida.

Gott!

Wilhelm (zu Ida).

Sei ruhig.

Conrad.

Beim Muhamed, auf seines Vaters Leiche
Schwur Sultan Khalil, eher nicht zu ruh'n,
Bis diese Stadt in Schutt verwandelt ist.

Ida.

Gott, welches Schicksal harret unser.

Conrad.

Wie,
Du zitterst edle Frau?

Wilhelm.

Sei muthig, Ida!

Ida (zu Conrad).

Vergib, ich bin ein schwaches Weib.

Conrad.

Aufrichtig:
Wohl besser hättest du gethan, du wärst
Dem Gatten nicht gefolgt. Der Krieg mit Heiden
Gleicht nicht den Fehden deines Vaterlands.
Verzeih, der Deutsche spricht frei von der Brust.

Ida.

Du weißt nicht, welches traurige Verhängniß
Den Pilgerstab uns in die Hände gab.

Wilhelm.

Ein heiliges Gelübde bindet uns.

Conrad.

Dann — freilich war Erfüllung dessen Pflicht.

Ida.

Das Nagen des Gewissens hier zu stillen,
Verließ ich Kind und Burg und Vaterland.
Dir, edler Mann, dir können wir's entdecken;
Schwer ist die Schuld, von Lieb' uns aufgebürdet.

Conrad.

Ja Liebe —

Wilhelm.

Hieß mich dieses Weib entführen.

Ida.

Hieß diesem Mann mich folgen, und die Ruhe
Des Edelsten der deutschen Ritter morden,
Verkürzen meines Vaters Greisentage.

Conrad.

Schwer drücket Elternfluch, Unglückliche,
Und jede Vaterthräne rufet dort
Laut über undankbare Kinder Rache.

Ida.

Dies weiß ich, ja dies fühl' ich nur zu sehr.
Der Vorwurf hallt in jeglicher Secunde
Wie Todesruf, in meine düst're Seele.
D'rum wollen wir jetzt dies Verbrechen büßen.

Wilhelm.

Durch Saracenenblut will ich vom Himmel
Vergebung dieser Unthat uns erringen.

Conrad.

Der Ewige mag euch die Schuld vergeben.
Unendlich ist ja seiner Allmacht Güte.
Reumüthig hat so mancher Pilger hier
Die Lasten seines Herzens abgewälzt.

Kommt, folget mir. Bald, junger Mann, wirst du
Gelegenheit zu frommen Thaten finden.

(Führt Beide in das Ordenshaus ab.)

Vierte Scene.

Emina. Zwei Reisige.

Emina (daher fliehend).

Ach, Hilfe, Hilfe! — Rettet — schützet mich!

(Die Reisigen verfolgen und haschen sie.)

Hinweg, ihr Ungeheuer, laßt mich los!

(Sich loswindend.)

Erster Reisige.

Halt, schöne Türkin, uns entkommst du nicht.

Emina.

Gott, ist kein Menschenherz in diesen Mauern?
Erbarmung, Hilfe! Weh, ich bin verloren.

Zweiter Reisige.

Nu, nu, so wimm're nicht so sehr! wir thun
Dir nichts zu Leide, führen dich ja nur
Zum König, dem's nach schönen Mädchen lüstert,
Der uns für dich zweihundert Kronen bot.

Emina.

Abscheulich, nied're Menschenmäkler! Seid
Ihr Christen, heischet euer Glaube dies?

Erster Reisige.

Du bist nur eine Heidin.

Emina.

Aber doch
Ein Mensch wie du, Geschöpf von einem Schöpfer.

Zweiter Reisige.

Das, Närrchen, juckt uns nicht. Du bist nun uns're
Gefangene; wir machen jetzt mit dir,
Was deine Türken mit uns Christen thun.

Erster Reisige.

Wozu die Schwätzereien alle? Fort,
Sonst brauchen wir Gewalt.

Emina.

Ich gehe nicht.
Wer mich berührt, dem blinket dieser Dolch.

(Zückt einen Dolch.)

Zweiter Reisige.

Ha, Weib! (Entwinden ihr denselben.)

Emina.

Weh mir, bei meinem — eurem Gott!
Habt Mitleid — Schonung, — Dürstet ihr nach Gold,
So nehmt all dies Geschmeide — meine Börse;
Nur schonet meiner Ehre — meiner Tugend.

Erster Reisige.

Was, Tugend — einer Heidin Tugend! Fort
Pack' an, du Bruder! (Wollen sie wegschleppen.)

Emina (sich sträubend).

Hilfe, Hilfe, Hilfe!

Fünfte Scene.

Bertram. Die Vorigen.

Bertram (tritt hastig auf).

Was hör' ich? Welche Stimme wimmert hier?

(Erblickt sie.)

Ha! — Haltet, oder meine Klinge soll —

(Die Reisigen halten inne. Emina windet sich los und stürzt zu Bertrams Füßen.)

Emina.

Erbarmung, Mann des Himmels, hilf! Wenn du
Ein Herz in deinem Busen trägst, so schütze
Mich Arme; sieh da, diese Geier wollen
Eminen in der Schande Klauen schleppen.

Bertram.

Steh auf, ich nehme dich in meinen Schutz.

Erster Reisige.

Das geht nicht an: das Weibsen hier ist unser.

Zweiter Reisige.

Wir haben sie beim letzten Kampf gefangen.

Bertram.

Gefangen; ja gefangen, Weiber rauben,
Das, Schufte, könnt ihr wohl. Doch in der Schlacht,
Mann gegen Mann zu kämpfen; ha, da beben
Die Memmen, brauchen Füße nur, nicht Arme.
Indeß die Löwen streiten, schleicht ihr Wölfe
Nach Diebereien, raubt bei Christen wie
Bei Türken; zeiget Tapferkeit — bei Weibern.

Erster Reisige.

Wißt, Herr, wir dienen nicht bei deutscher Fahne;
Drum habt ihr auch kein Recht, uns so zu lästern.

Bertram.

Das weiß ich, daß ihr keine Deutschen seid.
Kein deutsches Herz ist solcher Unthat fähig;
Sonst würd' ich meines Vaterlands mich schämen.

Zweiter Reisige.

Drum laßt uns unser Eigenthum. Dem König
Von Cypern nur gehorchen wir, und ihm
Gehöret unsre Beute — diese Sklavin.

Emina.

Ach edler Ritter, schütze, rette mich!

Bertram.

Sei ruhig, Weib, ich gab dir ja mein Wort:
Und wenn's der Kaiser wär', ich würd' es halten.

Erster Reisige.

So zittere vor unsers Königs Rache.

Bertram.

Was, zittern? Wann hat Bertram je gezittert?
Fragt jene Tausende der Saracenen,
Und ihre blut'gen Schädel werden Nein
Euch rufen. Wer gab eurem Herrn das Recht,
Der Tugend eines Weibes nachzujagen,
Der Ehre Kleinod bübisch ihr zu rauben?

Zweiter Reisige.

Was, thut der Saracene nicht ein Gleiches?
Ist nicht so manche schöne Christin, die
Gefangen ward, jetzt eines Heiden Metze?

Bertram.

Geziemt dem Christen das, was Türken thun?
Lehrt uns Religion, das Laster mit
Dem Laster zu vergelten? Fort, ihr Buben!
Sagt eurem König, seine Pflicht sei, hier
Für's Heil der Christenheit zu kämpfen! nicht
Die Zeit in schnöder Wollust hinzuschwelgen.
Sagt ihm, ich sei der Schützer dieses Weibes.
Von mir allein, von mir soll er sie fordern;
Und will er das, mein Nam' ist Dietrichstein.

Erster Reisige.

Ha, die verdammten deutschen Bären! Komm!

(Beide Knappen ab.)

Emina.

Erhab'ner Mann, wie vor ich keinen sah.
Wo find' ich Worte, meinen Dank zu stammeln.
So lang' es athmet, wird Eminens Herz
Das Angedenken dieser Stunde segnen.

Bertram.

Nein, schönes Mädchen, keinen Dank. Ich that
Ja nur die Pflicht des Menschen und des Ritters.

Emina.

Wenn, edler Christ, dir jeder Ritter gleicht,
Dann möcht' ich eure Frauen wohl beneiden.

Bertram.

Die Mädchen uns'rer Länder achten nicht
Auf Männerwerth; sie schätzen nur die Larve;
Ein schlanker Wuchs und eine glatte Fratze
Gilt mehr als Tugend, mehr als fünfzig Narben,
Bei Kampf und Sieg für's Vaterland erworben.

Emina.

Dann sind sie nimmer werth, geliebt zu sein.
Wir Saracenenmädchen fühlen heißer:
Wir lieben Tugend selbst in unsern Feinden.

Bertram.

Wie, schuf euch die Natur aus besserm Stoffe?

Emina.

Aus besserm, nein; aus wärmerem vielleicht.

Bertram.

Hm, Wärme haben auch Europens Mädchen;
Doch bald erlischt das Feuer, bringt nicht Wechsel
Den Flammen immer neue Nahrung zu.

Emina.

So nicht in Asien; hier faßt das Herz
Und hält dann fest, bis Tod die Bande löst.

Bertram.

Unmöglich. Hier und dort, und überall
Ist euer Wesen Flattersinn und Trug.
Ihr liebelt heut' in eines Seraphs Armen,
Und gebt euch morgen einem Satan Preis.

Emina.

Warum, woher dies Urtheil über mein
Geschlecht? Du schweigst? Du blickst so düster. — Ist's
Erfahrung? Trog vielleicht dich eine Christin?
O nein, das kann nicht sein; das ist unmöglich.

Bertram.

Unmöglich? — doch —

Emina.

Wie, dennoch wär' es möglich?
Es hätt' ein Christenmädchen dich getäuscht,
Verkannt all' deinen Werth, all' deine Tugend?
Das hätt' die Muselmännin nicht gethan.

Bertram.

Wer sagte dir, daß dieses je geschah,
Wohl je geschehen konnte? Weib ist Weib;
Getauft und ungetauft, ihr gleicht euch alle.
Als die Natur euch schuf, nahm sie den Stoff
Vom Krokodill und von der Schlange.

Emina.

Hm,
Soll dieser Haß, der gegen mein Geschlecht
Dein edles Herz mit heißem Groll erfüllt,
Soll er nur Frucht des Vorurtheiles sein?

Nein, Ritter, alle Mädchen sind nicht falsch
Und ungetreu. Noch mancher schlägt im Busen
Ein Herz voll Dankbarkeit und reiner Liebe.

Bertram.

Ha, Treue, Wort, euch Weibern ohne Sinn,
Wo findet sich von all' den Millionen
Nur Eine, die noch diese Tugend kennt?

Emina.

Wo, Ritter, wo? Sei doch nicht ungerecht;
Du, dessen Seele groß und edel ist,
Wirst du's wohl billig finden, wenn ein Weib
Dich hasset, weil ein and'rer Mann sie täuschte?
O räche nicht an meinen Schwestern allen
Vergehen, die vielleicht nur Eine treffen.
Sieh mir in's Auge, Mann! Wie? findest du
In diesem Seelenspiegel wohl das Bild
Der Falschheit und des Truges? Glaub' es mir
Noch gibt es Tausende der Erdenmädchen,
Die würdig sind des edlen Mannes Liebe.

Bertram.

Schweig, Mädchen, schweig, ich bitte dich. Geh, kehre
Zurück zu deinen Freunden.
(Ruft:)
Heinrich, Heinrich!

Sechste Scene.

Heinrich. Die Vorigen.

Heinrich.

Freund, was verlangest du?

Bertram.

Nimm eine Schaar
Von deutschen Kriegern, und geleite hier

Dies Mädchen aus den Mauern uns'rer Festung
Bis an die nächsten Wachen ihrer Freunde.

Emina.

Wie, meiner Ehre Retter gibt mir auch
Die Freiheit? O, wie lohn' ich es? Doch ja,
Des Sultans Herz gewährt mir manche Bitte.
Der, Biedermann, der soll es dir vergelten.

Bertram.

Was kann dein Khalil geben? Gold und Titel:
Ein elend Puppenspiel für Sklavenseelen.
Was diesem Herzen mangelt, gibt kein Fürst;
Er darbt oft selbst daran, trotz seinen Schätzen.

Emina.

Du bist ein großer Mann! So kann ich denn
Mit Nichts dir meinen heißen Dank erstatten?

Bertram (sich besinnend).

Nun ja, du kannst. Der Sultan ist dir gut.
Sieh, Tausende von meinen Christenbrüdern
Drückt schwer das Eisen seiner Sklaverei.
Vermind're diese Last; gib den Bedrängten
Ein besseres Geschick; ich bin belohnt.

Emina.

Wohl, Mann, es soll gescheh'n. Ich schwör' es dir
Bei jenem Gott, der einst den Muselmann
So wie den Christen richtet. Lebe wohl!
Hiernieden sehen wir uns nimmer.

(Will ab, besinnt sich, und kehrt zurück.)

Sag'
Mir deinen Namen. Nun besinn' ich mich;
Du nennst dich Bertram. Dieser Laut ist Donner
In Saracenenohren. Hohe Preise

Sind auf den Mord desjenigen gesetzt,
Der diesen Namen trägt. Doch nein, nicht allen
Ist er ein Schreckenswort. Es gibt ein Herz,
Worin er wonnetönend nimmer stirbt.

(Hastig ab.)

Heinrich.

Ein sonderbares Weib. So sah ich keine.
Gehab dich wohl, bald sehen wir uns wieder.

(Folgt ihr nach.)

Bertram (allein).

Ein gutes Mädchen. Ha, doch Natterwesen.
Sie wissen sich zu winden und zu drehen,
Auf ihren Lippen thronet jede Tugend,
Im Herzen, hu, da herrschet Frost und Nacht.
Und doch, was soll, was will die Stimme hier,

(an's Herz fühlend)

Die laut für diese Dirne spricht, mit Macht
Mich an sie kettet? — Wie, was? — Aehnlichkeit —
Ha, diese Blicke — dieser Ton — verdammt!
So muß mir ewig jeder schwache Zug
Das Bild der Falschen vor die Sinne zaubern.
Ach, Ida, nein, ich kann dich nicht vergessen.

Siebente Scene.

Conrad. Bertram.

Conrad.

Willkommen, Freund, willkommen, tapf'rer Bruder!
Schon lange harrt' ich dein, umarme mich!
So, dieser Kuß gibt neue Wärme mir;
Süß ruhet sich's in eines Helden Armen.

Bertram.

Sei dreimal mir gegrüßt, bejahrter Freund!

Conrad.

O laſſ' mein Aug' an deinem Anblick weiden:
Wie ſchön dich neuerrung'ne Lorbern ſchmücken!

Bertram.

Mit dieſen Lorbern weg, ſie träufen Blut!

Conrad.

Ja Blut — von unſern grimmigſten Verfolgern.

Bertram.

Und dennoch Blut — und dennoch Menſchenblut.

Conrad.

Vergoſſen, ach, für Chriſtenheit und Glauben.

Bertram.

Und Glauben. Wann hat je ſein ſanfter Stifter
Ein ſolches blut'ges Opfer uns geboten?
Nein, Freund, nein, die Religion der Liebe
Verlangt kein Blut, gebietet keinen Mord.

Conrad.

Wie? ſo, ſo ſpricht der Chriſten Tapferſter?

Bertram.

Ja, Greis, ſo ſpricht mein Herz. Für keinen Wahn
Für Accons Rettung kämpfet dieſer Arm.
Darauf gab ich mein Wort und will's erfüllen.

Conrad.

O daß du dieſen ſchönen Zweck erreichteſt.
Iſt Accon nur gerettet, Freund, dann möge
In dieſem Land des Friedens Palme blüh'n.
Wohl nicht ein Strahl von Hoffnung zeiget uns
Die ferne Möglichkeit, das Grabmal des
Erlöſers jemals wieder zu beſitzen.
Drum wollen wir, iſt dieſe Stadt befreit,
Es wieder ſeh'n, das holde Vaterland.

Denn, ach, es lüstet diesen grauen Schädel,
In deutscher Erde seine Ruh' zu finden.

Bertram.

Der Himmel möge deinen Wunsch erfüllen.
Doch wenn nun Rom nicht schnelle Hilfe schickt,
So harrt der Stadt gewisser Untergang.

Conrad.

Freund, deine Worte füllen mich mit Trauer.

Bertram.

Was frommet Tapferkeit, wenn Uebermacht
Sich zwanzigfach entgegen stemmt? Der Mensch,
Und wär' er auch der Helden größter, bleibt
Doch nur ein Mensch. Allmächtig ist nur Gott.
Mit jedem Kampfe schmilzt der Christen Heer;
Und wie des Weltmeers hoch empörte Wogen,
Umtosen diese Stadt der Feinde Schaaren.
Du weißt des Sultans fürchterlichen Schwur,
Nicht eh' zu ruh'n, bis dieser Festung Mauern
Getränkt mit Christenblut, zerstöret sind.

Conrad.

Dies, ach, ist Rache für die schnöde That,
Als jenes cyprische Gesindel den
Geschloss'nen Waffenstillstand bübisch brach.

Bertram.

Ha, wenn ich dieser Unthat denke, die
Den Namen Christ mit schwarzer Schande färbt,
So flammet Grimm und Wuth durch all' mein Wesen.
Verachten müssen uns die Saracenen,
Und der Gedanke foltert meinen Geist.
Denn Haß ertrag' ich wohl, Verachtung nicht.

Conrad.

Die Schande treffe jene, die's verübten;
Uns schwärzt sie nicht. Wir sind unschuldig, Freund!
Lass' uns mit Honigseim der Hoffnung laben,
Vielleicht kommt Hilfe, dann sind wir gerettet.

Bertram.

Wohl wünsch' ich es, erwart' es aber nicht.
Nie folgt mein Herz dem Irrwisch eitler Hoffnung.
Weißt du, wie wenig sich die Christenfürsten
Jetzt mehr um dieses ferne Land bekümmern?
Weißt du, daß selbst bei diesem kleinen Heer
Die Zwietracht ihre Schlangenköpfe schüttelt?
Befehlen will ein jeder; keiner will
Gehorchen. Sag, was thut der Cypern König?
Was thun die Venezianer? Conrad, Conrad!
Verloren sind wir dann, wenn Khalil stürmt.

Conrad.

Geschehe, was da will. Der Vorsicht Hand
Warf unser Los; wir folgen uns'rer Pflicht.

Bertram.

Ja, Greis, wir folgen ihr, und fordert sie's,
So gehen wir als Männer in den Tod. —
Komm, eine Stunde Ruhe noch, und dann
Zum blutigen Besuch der Saracenen.

(Wollen ab.)

Achte Scene.

Wilhelm (wie in der Folge Ida, ohne Pilgerkleid). Die Vorigen.

Wilhelm.

Verzeihe, tapf'rer Ritter, einem Fremdling,
Der sich mit einer Bitte zu dir wagt.

Bertram.

Was forderst du von mir?

(Zu Conrad.)

Geh, grauer Freund,
Geh nur voran, ich folge bald dir nach.

Conrad.

Ich will indeß die Labebecher füllen.

(Ab.)

Wilhelm.

Man sagte mir, du sei'st der Deutschen Führer,
Die zur Beschützung dieser Stadt hier kämpfen.
Zu gleichem Zweck komm' ich vom Abendland',
Und bitte, nimm mich zum Gefährten an.

Bertram.

Ein Deutscher?

Wilhelm.

Ja. Mein Vaterland ist Franken.

Bertram.

Ein Franke. — Was verleitete so weit
Von Heimat und von Freunden dich zu trennen?

Wilhelm.

Ein heiliges Gelübd', die schwere Sünde,
Wozu mich Liebe reizte, hier zu büßen.

Bertram.

Hm, Liebe. Gibt's im weiten deutschen Lande
Denn nicht Gelegenheit zu frommen Thaten?
Ist keine Witwe mehr, die Schutz bedarf?
Sind keine Waisen dort, die man beraubet?
Kein Richter, der das Recht für Gold verfeilscht?

Wilhelm.

Noch herrschen, leider dort der Uebel viele.
Doch noch einmal, mich bindet ein Gelübd'.
Du weißt, der Deutsche hält, was er gelobt.

Bertram (gibt ihm die Hand).

Nun wohl, du sollst an meiner Seite kämpfen;
Eh' eine Stunde schwand, sieht uns das Schlachtfeld.

Wilhelm.

O habe Dank, der deutschen Ritter Erster!
An deiner Seite, ja, da will ich fechten,
Will Siegeslorber pflücken, dir beweisen,
Daß Ritter Seinsheim deiner würdig ist.

Bertram (zurück fahrend).

Ha, Seinsheim?

Wilhelm.

Ja, so nennt sich mein Geschlecht.

Bertram.

Du bist ein Franke?

Wilhelm.

Ja.

Bertram (bei Seite).

Hieß nicht der Bube,
Der Ida mir — In Kärnthen warst du nie?

Wilhelm (verlegen).

Ich war —

Bertram (hastig).

Du warst, du warst? Bist du beweibt?

Wilhelm.

Das bin ich; hab' ein tugendhaftes Weib,
So trotz Gefahren jeder Art, voll Treue,
Von Haus und Vaterland hierher mir folgte.

Ich eile sie zu rufen, daß sie selbst
Bei dir um Freundschaft für uns Beide flehe.

(Hastig ab.)

Bertram.

Verdammtes Gaukelspiel, es ist unmöglich!

Neunte Scene.

Wilhelm mit Ida. Bertram.

Wilhelm (sie führend).

Komm, reiche diesem Edlen —

Bertram (einige Schritte zurück weichend).

Ida!

Ida.

Gott!

(Sie stützt sich zitternd und betäubt an Wilhelm. Bertrams Seele kämpft.)

Wilhelm.

Ach, Ida, Gattin, Gattin!

Ida (sich erholend).

Bertram, Bertram!

(Nimmt hastig Wilhelms Hand.)

Komm, Wilhelm, komm zu seinen Füßen: das
Ist meines Vaters Retter, das der Mann,
Den ich betrog.

(Beide knieen.)

Vergebung, ach, Vergebung!

Wilhelm.

Verzeih' uns, edler Bertram!

Bertram

(nach einer Pause mit strafendem Blick auf Ida).

Falsches Weib!

Wilhelm.

Nicht sie, mich, Edler, treffe deine Rache.
Ich habe sie bethört, sie dir entrissen.

Bertram.

Verführer, Räuber! Fort, daß nicht mein Schwert —
(Fährt mit der Hand nach dem Griff desselben.)

Wilhelm.

Hier bin ich. Bohr' es in mein Herz, und lasse
Mit meinem Blute dich versöhnen. Nur
Verzeihe meiner Ida, sei ihr Freund!

Ida.

Ach, Bertram! Stolz der Deutschen! Deutschlands Zierde!
Bei deiner Großmuth, Geisteshoheit, o,
Bei deinem Herzen, handle göttlich hier!
Verzeihung! Gnade mir und meinem Gatten!

Bertram.

(Nach einer Pause der Ueberwindung.)
Was soll ich? Ida, was hast du gethan?
Du warst mir alles. — Ich verzeihe.
(Er tritt vor und reicht beiden die Hand.)

Wilhelm und Ida.

(Sie springen auf, umschlingen ihn und rufen zugleich:)
Bertram!

Zweiter Act.

Eine Heide.

(In der Ferne sind auf einer Seite die Mauern von Accon, auf der andern ist ein Theil des Saracenenlagers.)

Erste Scene.

Heinrich kommt mit Emina.

Heinrich.

Hier, schönes Mädchen, müssen wir uns trennen;
Denn weiter wag' ich's nicht, dich zu begleiten.

Emina.

Ja, scheiden, guter Mann, das müssen wir.

Heinrich.

Dort winken dir die Zelte deiner Freunde.

Emina.

Die Zelte meiner, warum denn nicht auch
Der Christen, nicht der Deutschen Freunde.

Heinrich.

Weib!
Du bist so gut und edel! Schade nur —

Emina.

Daß ich nur eine Heidin bin; nicht wahr,
Das willst du sagen?

Heinrich.

Ich — ich leugn' es nicht.
Gefühl ist es in mir, das herzlich wünscht,
Du wärest eine Christin, eine Deutsche.

Emina.

Nun gut. Und wenn ich's wäre?

Heinrich.

Wie?

Emina.

Wenn es
Zum wenigsten mein Vater, meine Mutter

Heinrich (einfallend).

Gewesen wären?

Emina.

Ja, sie waren es.

Heinrich.

Und du?

Emina.

Ich bin geboren in Kairo.
Doch horch, mich däucht, es nahen Saracenen.
Entferne dich, und kehre zu den Deinen.
Hier, diese Kleinigkeit für deine Mühe.
(Gibt ihm eine Börse.)

Heinrich.

Was soll mir dieses Gold? Mein Lohn ist Ehre.

Emina.

Warum verschmähst du dies? — bist du so reich?

Heinrich.

Mein Reichthum ist mein Schwert und dieser Arm.

Emina.

Und mehr bedarfst du nicht zu deinem Glück?

Heinrich.

Brot für den Hunger, Wasser für den Durst,
Und einen Mantel, der vor Kälte schützt,
Ist alles, was Genügsamkeit bedarf.

Emina.

Fürwahr, du bist beglückter als ein König.

Heinrich.

Da nimm dies eitle Gold zurück, ich mag
Es nicht; es ist die Kupplerin der Hölle.

Emina.

Nicht doch, der Tugend Sold in deiner Hand.
Behalt' es, und begegnet dir ein Armer,
Sei er gleich Muselmann, Christ oder Jude,
So gib es hin, und steu're seinem Elend.

Heinrich.

Nun gut. Auf diese Weise nehm' ich's an.

Emina.

Jetzt lebe wohl, mein Dank geleite dich.
Noch eine Bitte: Sag' dem braven Bertram,
Die Muselmännin werde nie vergessen
Des Retters ihrer Tugend, ihrer Ehre;
Sag', daß, obgleich in Asien geboren,
Doch deutsches Blut Eminens Adern fülle.

Heinrich.

Ich will's entrichten. Nur vergiß auch du
Der Christensklaven nicht, wie du versprachst.

Emina.

Nein; nimmermehr.

Heinrich.

Nun so gehab dich wohl.

(Ab.)

Emina (allein).

Da wallt er hin, und meine Seele folgt
Auf Fittigen der Sehnsucht nach. Was ist's?

Was zieht so mächtig mich an diese Deutschen?
Ist's Seeleneinklang, gleicher Blutesursprung?
Was achtzehn Jahre bei dem Muselmann
Die deutsche Saracenin nimmer fand,
Das traf sie dort zur ersten Stunde. Bertram,
Du Mann, den oft sich meine Seele träumte,
Deß holdes Bild mich ahnend oft umschwebte,
Bei dem das Herz zum ersten Mal mir rief:
Er ist's, er ist's! Wohl mir, daß ich dich sah.
Weh mir, daß ich dich sah, dich zu verlassen!
Du gabst mir Freiheit — nahmst sie mir — vielleicht
Entdeckt' ich ihm nur meines Blutes Quelle.
Doch Ueberraschung — dieser Weiberhaß —
Und dennoch — eitle Furcht. — Ihr Menschen, die
Mir alle Christen als Barbaren maltet:
Jetzt fühl' ich es, ihr habt mich sehr getäuscht.

(Nach einigem Nachdenken.)

Fort, fort! Emina fliehe vor dir selbst. —
Ihr armen Christensklaven; ja zum Sultan!

(Will fort, hält inne.)

Zum Sultan? — Keinen Widerhall mein Herz? —
Hierin ist Bertram Sultan — Khalil Bettler!

(Ab.)

Zweite Scene.

Omar. Hassan. (Begegnen einander.)

Omar.

He, Hassan, Hassan!

Hassan.

Nun, was soll's, was gibt's?

Omar.

Was starrest du so mürrisch vor dir hin,
Als wolltest du des Sandes Steinchen zählen?
Bist wohl nicht gar verliebt?

Hassan.

Verliebt, ja, ja —
In meinen Säbel.

Omar.

Nun, das bin ich auch,
Ist jeder wack're Muselmann; doch das
Ist nicht der Gegenstand, worauf du sinnest.

Hassan.

Wohl aber Mittel zu dem Zweck, zur Rache.

Omar.

Zur Rache?

Hassan.

Ja. Noch schmerzen mich die Wunden,
So die verwünschten Christenhunde mir
Beim Bruch des Waffenstillstands bübisch schlugen.

Omar.

Das war ein Schelmenstreich; die schwärzeste
Von allen Bübereien. In Ruh' und Frieden,
Fest trauend ihrem Schwur, verfuhren wir
Mit ihnen gleich als wie mit unsern Brüdern.
Wir führten ihnen Lebensnahrung zu;
Wir luden sie zu Freudenmahlen, und —

Hassan.

Die Schandgesellen brachen ihren Eid,
Und fielen über uns, und würgten uns.

Omar.

Sie sollen büßen diese That; sie büßen
Mit Tod und Schmach. Du weißt des Sultans Schwur.

Hassan.

Mit deß Erfüllung er zu lange zaudert.
Was weilen wir, was harren wir dahier,
Und lassen uns von diesen Gaunern necken?
Hinan, hinan auf jene Mauern, daß
Dort Schwert und Feuer seine Mahlzeit halte.

Omar.

Getrost, dein Wunsch ist seinem Ziele nah.
Der Sultan gab Befehl, daß sich das Heer
Zum Sturm bereite. Morgen, Hassan, sieht
Uns Muhamed auf Accons Mauern opfern.

Hassan.

Ist's möglich, wie? der Sultan hätte sich —

Omar.

Entschlossen.

Hassan (einfallend).

Jauchzt, ihr braven Mameluken!
Jetzt gibt es Labetrank für eure Klingen.

Omar.

Was uns unmöglich war, das that die Liebe.

Hassan.

Die Liebe?

Omar.

Weckte Sturm in Khalils Busen,
Goß neues Oel in seines Grimmes Flamme:
Eminas Raub.

Hassan.

Vergebens treib' ich mich
Schon lange hier herum, um sie zu finden.

Omar.

Entschieden ist's; die Christen raubten sie.

Hassan.

Die Christen? ha, die Christen, meinest du?
Nun, das ist gut; nun, das ist herrlich!

Omar.

Wie?

Hassan.

Das gab ein böser Dämon ihnen ein.
Nun, Khalil, nun wirst du doch stürmen lassen?
Ha, doppelt freu' ich mich, daß dies geschah.

Omar.

Du freuest dich?

Hassan.

Ist unser Sultan nicht
Die Puppe dieser heuchlerischen Dirne,
Die seinen Christenhaß mit schlauen Ränken
Und Schmeichelworten stets in Schlummer lullt,
Besonders oft für jene deutschen Hunde
Die Kupplerin bei seinem Herzen macht?!

Omar.

Zwar hast du Recht, doch muß man auch gesteh'n,
Daß ihn dies Weib zu manchem Guten lenkt.
Sie mildert seine rasche Jugendhitze;
Sie hält ihn ab von ungerechten Thaten;
Führt ihn zur Sanftmuth und zur Menschlichkeit.

Hassan.

Und macht zum Kind der Muselmänner Haupt.
Was Sanftmuth, Menschlichkeit? Nur Furcht und Strenge
Sind eines Sultans würdige Gefährten.

Omar.

Wiss', Omar ist ein Freund der Güte. Doch
Sieh, Hassan, dort.

Hassan.

Er kommt. Jetzt lieb' ich ihn.
(Sie gehen ihm entgegen.)

Dritte Scene.

Khalil mit einigen Mameluken. Die Vorigen.

Khalil.

Noch keine beff're Nachricht, Omar?

Omar.

Keine.

Khalil.

Und, Hassan, du?

Hassan.

Mein Suchen war vergebens.

Khalil.

Vergebens? Ha, nun ist es ganz gewiß.
Entrissen ist sie mir, verloren meine
Emina.

Omar.

Leider ist nicht mehr daran
Zu zweifeln. Jede Kundschaft saget uns,
Daß bei dem letzten Kampfe Christenräuber
Eminen haschten und nach Accon schleppten.

Khalil.

So will ich dort sie wieder fordern, fordern
Mit einer Stimme, daß darob die Steine
Aus ihrer tausendjähr'gen Ruh' erwachen,
Und Accons Thürme Gnade wimmern sollen.

Hassan.

Ja, Herr! beim Muhamed, das soll geschehen.
Vertilget sei die Christenbrut, verschont
Nicht Weib und Kind; es sollen Ströme Bluts
Von jenen Mauern morgen sich ergießen.

Khalil.

O Muhamed, lass' mich entdecken, lass'
Mich finden die, so mir Eminen stahlen,
Daß ich mit tausendfachem Tod sie würge.

Omar.

Wer hat das kühne Bubenstück wohl sonst
Gewagt, als jener deutsche Würger, der
Nach unserm Blut stets unersättlich lechzt?

Khalil.

Wie, Bertram wähnest du? Das kann nicht sein.
Er ist ein tapf'rer Mann, er ist ein Deutscher;
Und dieses Volk, wir wissen's aus Erfahrung,
Uebt Tapferkeit, doch keine Schurkenstreiche;
Nur Feige sind des Weiberraubes fähig.

Hassan.

Ich fürchte, Sultan trauet viel zu viel
Auf deutschen Mannsinn. Christ ist Christ, und was
Das Herz verbeut, gebietet doch ihr Glaube.

Khalil.

Da trügst du dich. Kein Glaube dieser Erde
Kann Schurkerei dem Redlichen gebieten.

Als Feinde hass' sie; doch bleibet wahr:
Nicht jeder Christ ist auch ein Bösewicht!

Hassan.

Ist's denn nicht tolle Schelmerei, daß sie
Schon seit Jahrhunderten sich rastlos mühen,
Dies Land den Söhnen Muhameds zu rauben?

Khalil.

Das ist so frommer Wahn. Was thäten wir,
Wär' des Propheten Grab in Christenhänden?

Omar.

Wofür uns Allah stets bewahren wolle!

Hassan.

Ich wünsche, Sultan, daß du dich nicht täuschest;
Daß keiner dieser Buben dir Emina —

Khalil.

Daß — Schweige, Bösewicht! Du bist des Todes.
Schon der Gedanke, daß es möglich sei,
Empöret meine Sinne, macht mich rasend.

Hassan.

Verzeihe, Herr, vielleicht, daß ich mich irrte;
Vielleicht Vermuthung nur —

Khalil.

Vielleicht, vielleicht!
Dies schreckliche Vielleicht erstarrt mein Blut,
Zerfoltert dieses Herz mit Todesqualen.
Geh, geh, und rüste deine Mameluken.

Hassan.

Pflanzt morgen nicht die Fahne Muhameds,
Zuerst ein Mameluk auf Accons Mauern,
So werde dieser Hals des Stranges Preis.

(Ab.)

Khalil.

Komm, Omar, komm, du hast ein besser Herz.
Dein Geist ist nicht so düster wie der seine.
Du kennst die Menschen auch, und hältst sie doch
Für nicht so schwarz, so lastervoll und boshaft.
Nicht wahr, es ist nicht so, kann so nicht sein?
Noch ist Eminas Ehre nicht befleckt?
Nein! nein! wer sollt' es wagen, diesen Engel —
Nicht wahr, der kühnste Wicht würd' es nicht wagen?

Omar.

Laß uns das Beſſ're hoffen, Khalil, Christen
Sind Menschen auch; auch ihres Glaubens Stifter
Hat Menschlichkeit und Tugend sie gelehrt;
Und wirket nicht auch jene Zauberkraft,
So die Natur dem tugendhaften Weibe
Zum Schilde gab, die mehr als Wachen nützt,
Und den Verruchtesten zur Ehrfurcht zwingt?

Khalil.

Ja, so, so denk' ich auch: denn diese Macht
Besitzt Emina ganz, im vollsten Maße.
Zwei Jahre sind's, daß ich die Holde kenne;
Zwei Jahre, daß ihr Khalil für sie brennt.
So brünstig ihr dies Herz auch Liebe lodert
So muß ich doch bekennen, Freund: ich pflückte
Von ihrer Unschuldrose noch kein Blättchen!
Kein Lächeln ward mir noch von ihr, das sich
Auf Gunst und Gegenliebe deuten ließe.
Der arme Khalil, dem sich Tausende
Von Schönen Asiens zum Opfer bieten,
Liegt demuthsvoll zu seiner Sklavin Füßen,

Und dünket sich ein Erdengott, wenn er
Nur einen Händedruck erhaschen kann.

Omar.

Dies sind der Liebe wunderliche Launen.
Sie darbet oft dem Ueberfluß im Schooß.
Doch, Sultan, bist du fest entschlossen, morgen
Die Mauern Accons stürmend zu bezwingen
Und dir Eminen wieder zu verschaffen?

Khalil.

Wozu die Frage, wankte Khalil je?
Ja, stürmen will ich. Haben muß ich sie,
Sollt' ich das Meer mit Menschenblute schwellen,
Sollt' ich sie mir mit diesem Leben kaufen!

Omar.

Wenn aber Blut um Blut vergebens strömte,
Der Sturm zurückgeschlagen würde? Dann —

Khalil.

Unmöglich, Omar, wirst du jetzt zur Memme?
Vergiß doch nicht der Muselmänner Zahl.

Omar.

Nicht immer sieget Uebermacht allein;
Oft wiegt ein Arm so viel als Tausende.
Traun, wenn der Sieg auch uns'rer Menge winkt:
Gebietet Pflicht dir nicht, der Deinen Schonung,
Kannst du den Zweck um mindern Preis erringen?

Khalil.

Erkläre dich.

Omar.

Wenn jener deutsche Löwe,
Wenn Bertram auf den Mauern Accons ficht,

Dann kostet Tausende sein Fall allein.
D'rum laßt uns eine List ersinnen, diesen
So fürchterlichen Gegner wegzuschaffen.

Khalil.

Hiezu das Mittel?

Omar.

Wag' ich dir zu rathen.
Ich zweifle nicht, daß heute noch die Christen
Mit einem Ausfall uns besuchen werden.
D'rum, Sultan, laß mich einen Hinterhalt
In die Gebüsche dieser Gegend legen,
Vielleicht daß er in diese Falle geht,
Und wir ihn haschen, lebend oder todt.

Khalil.

Durch nied're Ränke sollt' ich mich entehren?

Omar.

Nicht Ränke, Herr, nur weise Kriegeslist;
Denn die verdunkelt keines Helden Ehre.

Khalil.

So geh' und handle, wie dich Klugheit lehrt.

Omar.

Gelingt der Streich, dann sind wir bald am Ziele.

(Ab.)

Khalil (allein).

Emina, dich mir wieder zu verschaffen,
Ist keine List zu klein, kein Wagestück
Zu groß; besitzen muß ich dich, und müßt'
Ich mit dem ganzen Erdenrunde kämpfen.
Wie glühend ich sie liebe, wie dies Herz
Mit hundert Banden an dem Weibe hängt!

Was frommt mir ohne sie dies Leben? — Nichts!
Emina — Schrecklicher Gedanke — flammst
Du wieder durch das schwindelnde Gehirn?
Wenn Hassan — Hassan doch — wenn dort ein Bube —
Weg, weg, sonst fasset Wahnsinn meinen Geist!

Vierte Scene.

Emina. Khalil.

Emina (stürzt zu seinen Füßen).
Hier, Sultan, die verlor'ne Sklavin wieder.

Khalil.
Emina, du!
(Pause der höchsten Empfindung.)
Was, lügen meine Sinne?

Emina.
Sie lügen nicht. Ich bin, ich bin es wirklich.

Khalil.
Ist's Wunder des Propheten? Sage, hat
Ein Engel dich zurückgeführt? Emina!
Komm, Schmuck der Schöpfung! komm an meine Brust.
(Er hebt sie auf, und drückt sie küssend an's Herz.)

Emina.
Erhab'ner Fürst der Gläubigen, vergiß
Beim Sklavenmädchen deiner Würde nicht.

Khalil.
Hinweg mit diesen kalten Hoheitspossen!
Nicht so; du meine Fürstin, ich dein Sklave.
O sag', erzähle, welche Wundermacht
Zurück dich bringt, dich mir nun wieder gibt?
Was frag' ich noch? Was kümmert mich das Wie?

Ich habe dich; ich drücke dich ja wieder
An dieses Herz; du bist ja wieder mein.

Emina.

Die Pflicht der Dankbarkeit gebietet mir,
Den Retter meiner Freiheit dir zu nennen,
Und dich zu bitten, ihm den Lösepreis
Für deine Sklavin gütigst zu erstatten.

Khalil.

Preis! Welcher Preis erreichet deinen Werth?
Sprich, ist's ein Fürstenthum; ich geb' es hin.

Emina.

Nicht das. Emina's Werth wiegt keine Krone.

Khalil.

Was sonst?

Emina.

Die Freiheit deiner Christensklaven.
Auch dieser Preis ist hoch; doch deine Güte —

Khalil.

Nicht mehr? — He, Mameluken, eilet schnell,
Nehmt allen Christen ihre Fesseln ab;
Laßt sie befreit von unserm Lager zieh'n.
(Einige Mameluken ab.)

Emina.

Du lähmst, o Sultan, meine Zunge. Gott,
Solch einer Großmuth weiß ich keinen Dank.

Khalil.

Ein Blick von dir; ich bin belohnt. Um dich
Könnt' ich der ganzen Welt die Freiheit schenken.

Emina.

So wird einst jener Herrscher aller Herrscher,
Dem Jud' und Christ und Muselmann gehorcht,
Dich mit des Lohnes schönster Palme krönen.
Fürwahr, es ist doch schön, ein Fürst zu sein:
Das Heil von Millionen Menschenkindern
In seiner Hand zu tragen, Tausenden
Mit einem Winke Wohlstand, Glück zu schaffen.

Khalil.

Nur selten haben wir hierzu die Kraft.

Emina.

Wie selten? Ali, jener weise Mann,
Der meinen Jugendgeist mit Licht erhellte,
Sprach oft gerührt zu mir: Ein Paradies
Wär' diese Welt, erfüllte jeder Fürst
Treu seine Pflicht; doch manche Herrscher wissen
Zu gutem Zweck nicht ihre Macht zu nützen.
Verzeihe, dich trifft dieser Vorwurf nicht;
Du schätzest Menschenwerth und liebst dein Volk.

Khalil.

Emina, Meisterstück aus Schöpfers Hand!
Kein Erdenweib erreicht an Klugheit dich;
Dein schöner Körper ist nur eitle Hülle
Von einem schönern Geist und edlen Herzen.

Emina.

Wie, Sultan Khalil spottet seiner Sklavin?

Khalil.

Warum entehret die Gebieterin
Des Sultans sich und ihn durch diesen Namen?

Komm, Traute, fess'le diese Hand, und theile
Mit mir den Thron der Söhne Muhameds.

Emina.

Ach!

Khalil.

Wie, du seufzest, du entfärbest dich?
Mein Urtheil spricht dein Aug', du liebst mich nicht.

Emina.

Du zürnest, zürne nicht der armen Sklavin.
Natur gab ihr ein Herz, zu weich geschaffen.
Sieh, diese Fürstenhand, die du mir bietest,
Ist ganz mit Blut, mit Christenblut besudelt.
Soll Waffenklang, der Sterbenden Geächze
In deinen Armen mir das Brautlied sein?
Soll über Leichen ich den Thron besteigen?

Khalil.

Fürwahr, ein allzu zärtliches Gefühl.
Nun gut. Bevor die Sonne zweimal sinkt,
Genießen wir des Friedens und der Ruhe.
Und dann, Emina, dann —

Emina.

Wie, wär' es möglich?
Du gäbest den bedrängten Christen Frieden?

Khalil.

Ja, Frieden, dessen Herold Tod sich nennt.

Emina.

O weh!

Khalil.

Beschlossen bleibt's, wir stürmen morgen.
Dann halten wir auf den Ruinen Accons
Die Siegesfeier und das Friedensfest.

Emina.

Erbarme dich, o großer Sultan, Gnade!
Um ihres Lebens Schonung fleh' ich nur.

Khalil.

Was forderst du, Geliebte? Bitte nicht!
Wie lange soll ich noch mit meinem Heer
Die Mauern dieser Stadt umlagern, mich
Stets narren lassen von der Christenbrut?
Ein kühner Streich vollende diesen Krieg;
Und dann, dann Ruhe mir in deinen Armen.

Emina.

Den Würger Tausender in meinen Armen!
Ha, nimmer! Schonest du der Christen nicht,
So wollt' ich eh' das scheußlichste Gerippe
Des Tod's an diesen Busen drücken, als
Daß eines Wüthrichs Haupt sich daran wiege.

Khalil.

Emina!

Emina.

Sultan, ist es wahr, was du
Wohl hundertmal mir schwurst, daß heiße Liebe
Für mich in deinem Busen lod're; so
Gib jetzt mir den Beweis; erhöre mich!
Beim Muhamed, beim Geiste Saladins,
Der Muselmänner Größten, dessen Blut
In deinen Adern kreist, beschwör' ich dich,
Gewähre doch den armen Christen Frieden.

Khalil.

Wie, Meineid forderst du? Nein, nimmermehr!
Deß würde meines Vaters Geist mir fluchen.

Emina.

Nicht fluchen, segnen wird er dich; denn durch
Des Todes Pforte dringet keine Rache.
Wie kann ein Schwur, von Leidenschaft erzeugt,
Den so gerechten, weisen Khalil binden?
Ihm Grausamkeit zum Recht, zur Tugend modeln?
Hier ist Verletzung Pflicht, Erfüllung aber
Entsetzlich Laster, mehr als Tyrannei.

Khalil.

Ha, dieser Eifer, dieses Feuer! Sage
Was schließt so fest dich an die Natterbrut?

Emina.

Die Stimme der Natur, der Menschlichkeit.
Laut ruft sie mir in's Herz: Auch sie sind Menschen!

Khalil.

Nur Mitleid also? — Weiter nichts, nicht mehr?

Emina.

Was mehr? Fluch jedem Sterblichen, der mehr
Bedarf, sich eines Bruders zu erbarmen.

Khalil.

Verdient dies Raubgesindel wohl dein Mitleid?
Weißt du, was sie den Muselmännern thaten?

Emina.

Hinweg mit diesen kalten Grübeleien,
Wo menschliches Gefühl um Schonung ruft!
Die nied're Seele dürstet nur nach Rache;
Der bess're Mensch verzeiht, und wird zum Gott.
Weil einige von ihnen fehlten, soll
Deswegen Unschuld mit Verbrechen büßen?
Die Hand an's Herz! Sag', Enkel Saladins,

Sag' mir, ist das gerecht? Du sprachst zuvor,
Mich wieder zu besitzen, sei dir Wonne:
Hat mein Besitz nun einen Werth für dich,
So wisse, Herr, der Mann, der meiner Ehre
Beschützer war, der Mann, der mir die Freiheit
Großmüthig gab, der ist ein Christ, ein Deutscher.

Khalil (heftig).

Ha — Bertram! nicht?

Emina.

Ja, dieser. Er, der Mann,
Den die Natur mit jedem Vorzug schmückte,
Ihm auf die Stirne schrieb: Der Einzige —

Khalil.

Ha, Schlange, hab' ich dich? bist du gefangen? —
O Hassan! Hassan!

Emina.

Wie? was wähnest du?

Khalil.

Hm, was ich wähne? was ich meine? Sag',
Worin bestand wohl deiner Freiheit Preis?

Emina (ernst).

Wie? Sultan, ich versteh' dich nicht.

Khalil.

Nicht? nicht?
O weg mit dieser Larve! sie verbirgt
Die Nattertücke deines Herzens nimmer.
Nicht wahr, das ist ein Held, der Deutsche? das
Ist wohl ein kleines Ehrenopfer werth?
Werth, daß ein schmuckes Mädchen ihre Freiheit
Mit Schande zahle?

Emina.

Sultan! 's ist genug.
Emina hat dir nichts — nichts mehr zu sagen.
Zerrissen ist das Band! — Ich hasse dich.
Dein Anblick sei auf ewig mir verächtlich.
Du wähnst vielleicht, es fürchte sich die Sklavin?
Wer vor dem Tod nicht bebt, verlacht Tyrannen.
Und wollte Khalil Sultans Macht auch je
An mir verüben, gut; dann wird ein Dolch
Mit meinem Blute sein Gelüste kühlen.

(Ab.)

Khalil (allein).

Wie sie sich windet, diese Natter! Wie
So meisterhaft sie Tugend äffen kann!
Die Lüge schuf Natur in ihr, und deckte
Sie schlau mit allen Schätzen ihrer Reize.
Fluch dir, du trügerisches Weibervolk!
Verderben allen Abendländern! — Ha,
Nur Einen Labetrunk vom Kelch der Rache!
Nur Einen, meinen heißen Durst zu kühlen.
Fort, Mameluken, widerrufet schnell.
Nicht Freiheit; Sklaverei und Tod den Hunden!
Ward mein Befehl vielleicht schon gar vollzogen;
So setzet nach, und fanget — mordet sie.

(Alle Mameluken ab.)

O, daß ich alle Christenschädel nun
Mit einem Schlag zu Staub vertilgen könnte.

Fünfte Scene.

Hassan. Khalil.

Hassan (eilend).

Auf, Sultan, auf, die Christen fielen aus.
Sie mähen schrecklich; streiten wie die Löwen!

Khalil.

So? Das ist herrlich, das ist gut! Fort, fort!

(Zieht den Säbel und will ab.)

Sechste Scene.

Wilhelm, von einigen Mameluken geführt. Die Vorigen.

Khalil (hält inne).

Ha! wer ist das?

Hassan (im Abgehen).

Ein wilder Christenfalke,
Den ich erhaschte.

(Ab.)

Khalil.

Brav! Wer bist du, Bube?

Wilhelm.

Ich bin ein Deutscher.

Khalil.

Deutscher? ha, so stirb!

(Will nach ihm hauen.)

Wilhelm (etwas zurück weichend).

Wehrlose willst du morden, bist du Henker?

Khalil.

(fasset sich und spricht zu den Mameluken).

Geht, führt ihn fort, und legt ihm Fesseln an.

Wilhelm.

Der Deutsche bleibt auch frei in Ketten. — Ida!

(Wird abgeführt.)

Khalil.

Nun, Rache, Rache, schleud're deine Keule.

Siebente Scene.

Bertram. Khalil.

Bertram. (Inner der Scene.)

Ach, Wilhelm, Wilhelm!

Khalil.

Welche Stimme? Horch...!

(Bertram erscheint.)

Ha, bist du da, Verruchtester der Deutschen!

(Stürmt auf ihn los.)

Bertram.

Halt, Sultan! Eh' ein Wort, dann steh' ich dir.
Mein Freund ist dein Gefangener; gib mir
Ihn frei, ich biete tausend Saracenen.

Khalil.

Auch nicht um Hunderttausende.

Bertram.

So sei's;
Lass' mir ihn frei; das Lösegeld ist — Bertram!

Khalil.

Voraus mit dir; er folge bald dir nach.

(Er stürzt auf ihn los; sie kämpfen. Bertram wirft den Sultan zu Boden, und setzt ihm das Schwert an die Brust.)

Bertram.

Ergib dich, Sultan!

(In diesem Augenblick eilt Omar mit mehreren Saracenen hervor; sie entwaffnen ihn.)

Khalil.

Sklave! da dein Sieg.
Mit tausendfachem Tode schlacht' ich morgen
Auf Accons Trümmern dich und deine Hunde.

Bertram.

Verachtung dir, markloser Knabe.

Khalil.

Ha!

(Er haut nach Bertram; dieser fängt ihm den Arm auf, reißt ihm den Säbel aus der Hand, und schlägt sich durch; alle eilen ihm nach.)

Dritter Act.

Saal im deutschen Hause.

(Im Hintergrunde eine geöffnete Colonnade, wodurch man die Stadt und einen Theil des Meeres sieht.)

Erste Scene.

Ida allein.

Ida (schwermüthig daher wandelnd).

Schon barg die Sonne sich im Schooß des Meeres;
Der Abend breitet seine Schatten aus.
Noch keine Wiederkehr, noch keine Ruhe
Vom blutigen Geschäft des Menschenwürgens?
Ach, wie die Zeit so träg, so langsam schleicht,
Nicht achtend dieser ungestümen Schläge.
Hier, hier,

(an's Herz fühlend)

wo jede zögernde Minute
Zur Ewigkeit, zur Felsenbürde wird!
Warum? was soll dies foltergleiche Drängen?
Schon öfters wußt' ich meinen Wilhelm dort,
Beim fürchterlichen Spiel um Tod und Leben;
So was empfand ich nie. Wenn's Vorgefühl,
Wenn's Ahnung wäre; jetzt in dieser Stunde,
In diesem Augenblick vielleicht. Hu, welch
Ein Abgrund, schrecklich flammt's aus seinen Tiefen.

(Pause. Steht nachdenkend mit gesenktem Haupte.)

Zweite Scene.

Conrad. Ida.

Conrad.

(Im Eintreten sie betrachtend.)

Das arme Weib. Wie Furcht und Angst sie quälen.

Ida

(wird ihn gewahr, und eilt ihm entgegen).

Du, Conrad, hier? Du bist ein Freudenbote!
Nicht? Eile — sprich: Sie kommen, nicht? Sie kommen?
Du sahest ihn. Er ist doch wohl, nicht todt?
Auch nicht verwundet?

Conrad.

Wer?

Ida.

Wer? Pfui der Frage,
Du kalter Mann? Nun ja, mir fiel nicht ein;
Mein Gatte, Wilhelm ist es, den ich meine.
Sprich, zaud're nicht!

Conrad.

Noch weiß ich nichts von ihm.

Ida.

Nichts, sagst du, nichts? O weh!

Conrad.

Es ist noch keiner
Zurückgekehret.

Ida.

Keiner? Das ist besser.

Conrad.

Ach, leider!

Ida.

Leider? — sprich, warum dies Leider?

Conrad.

Auf einer Warte stand ich, sah den Kampf,
Und jauchzte laut und weinte Freudenthränen.
Da glänzte hehr die Tapferkeit der Deutschen!
Die Heiden stritten wüthend, wichen endlich,
Und immer mehr entfernten sich die Kämpfer,
Die Christen setzten heftig nach; dein Gatte
Und Ritter Bertram fochten weit voran.
Auf einmal ward ein mächtiges Gedränge;
Die Schwerter blinkten in dem Abendschimmer.
Da sank die Sonne. Dämmerndes Gewölk,
Entfernung, Staub entzog sie meinem Blicke;
Ich konnte nichts mehr sehen.

Ida.

Ach, mein Wilhelm —

Conrad.

Wenn nur — ich fürchte —

Ida.

Was, was fürchtest du?
O sag' es aus und folt're mich nicht so!

Conrad.

Daß sie wohl gar in einen Hinterhalt
Geriethen.

Ida.

Gott!

Conrad.

Sei ruhig, edle Frau!
Kann sein, daß ich mich irre; daß vielleicht —

Ida.

Vielleicht! — Mit dieser ärmlichsten der Münzen
Willst du nun meiner Seele Ruh' erkaufen?

Sie mit der Hoffnung süßem Trank betäuben?
O nein, die Stimme des gepreßten Herzens
Ruft mir die Worte zu: Gewiß, gewiß!

Conrad.

Zu groß ist deine Furcht. Sie sind nicht Knaben,
Sind Männer, Helden, uns're deutschen Brüder.
Wo Bertram streitet, flieht die Hoffnung nie.

Ida.

Hat er auch Kraft genug, der Riesenmacht
Des tausendarm'gen Zufalls Trotz zu bieten?
Des Schicksals Rad in seinem Lauf zu hemmen?
Und wenn er das nicht kann; wenn mein Gemal —
Sieh, immer dunkler wird's um uns. — Ach, noch,
Noch keine Wiederkehr; nicht einmal Nachricht.

(Trompetenstoß.)

Horch... was war das? Sie kommen, o sie kommen!
Fort, Alter, fort — entgegen, schnell entgegen.

(Sie faßt ihn bei der Hand; sie wollen ab.)

Dritte Scene.

Heinrich. Die Vorigen.

Heinrich

(stürzt an Conrads Hals).

Mein Conrad! Conrad!

Ida.

Wo mein Wilhelm? wo —

Conrad.

Gott grüße dich! Du bebst, dein Aug' so düster?
Schnell, Freund, was ist's, bist du des Unglücks Herold?

Heinrich.

O jamm're, Greis, zerrauf dein graues Haar!
Verloren alles. — Conrad! — Ida! — Weg!

Ida.

Um Gottes Willen, Mensch, wo, was? Mein Wilhelm —

Conrad.

Und Bertram — sind sie todt?

Heinrich.

Gefangen Beide.

(Ida stürzt ohnmächtig zu Boden: Heinrich eilt ihr zu Hilfe, und unterstützt sie.)

Das arme Weib, ganz ohne Lebenszeichen.
He, Knappen! Niemand da? Sie stirbt wohl gar.
Geh, Conrad! Labung, Labung. — Was? er schweigt, —
Er hört mich nicht? — Wie Stein! — He, Conrad! Conrad!

Conrad (verloren).

Wer ruft? wer ruft? Ha, wimmert nicht so kläglich;
Ich komme schon. — Hu, wie die Ketten klirren! —
Auf, deutsche Helden! hauet, mordet, rettet!

(Er greift nach seinem Schwert und will ab, erblickt dann Ida, und bleibt stehen.)

Heinrich.

Geh, Vater Conrad, bring' ihr Stärkung zu,
Daß sie in meinen Armen nicht vergehe.

(Er hebt sie auf einen Armstuhl, und befühlt ihre Hand.)

Gottlob, die Lebenswärme kehrt zurück.

Conrad.

Vergönn' ihr Ruhe; lass' sie schlummern, Freund,
Den langen Schlummer, welcher nie sich endet.
O, daß auch dieser graue Schädel schliefe!
Ach, alles ist dahin, mit Bertram sank
Die letzte Säule dieser Stadt; bald werden
Hier Saracenen hausen, würgen, brennen;
Weh uns! —

Heinrich.

Freund, fasse dich. Noch lächelt Hoffnung.
Vielleicht, daß doch wir ihre Ketten lösen.

Conrad.

Was, Ketten? Bertram — er in Ketten? Sprich,
Vielleicht ist's Irrthum — Wahn. — O Bruder Heinrich!
Bei Gott beschwör' ich dich, sag' mir: Ich log!

Heinrich.

Ach, daß ich löge! Zu gewiß ist's, leider.
Der allzu rasche Wilhelm ward zuerst
Gefangen. Ihn zu retten, wagte Bertram
Das Aeußerste. Weit war er vorgedrungen,
Als wir ihn plötzlich dicht umrungen sahen.
Da faßte Schrecken unser Heer; sie wichen,
Und rissen mich im Fliehen mit sich fort.

Conrad.

Sie floh'n? — verließen ihren Führer in
Gefahr? O feiges Bubenstück! o Schande!

Heinrich.

Die Cypern und Venetianer tragen
Die ganze Schuld; sie liefen wie die Hasen,
Und brachten uns're Völker in Verwirrung.
Die Templer nur allein, die standen fest.

Ida

(beginnt sich allgemach zu erholen).

Ach, Wilhelm, Wilhelm, fliehest du? — Bin Ida —
Bin deine — Wirf sie weg. — Hu, wie sie rasseln!
Erbarmen! — Haltet! — Nein, ich lass' ihn nicht!
Mich, mich, Barbaren! — Hilfe, Hilfe! — Ha!

Conrad.

Erhole, fasse dich, Unglückliche.

Ida.

Wo bin ich? — Ihr, geliebten Freunde, hier?
Ach! Ida hatte fürchterliche Träume. —
Sie sah. — O sagt mir, Männer, wo verweilt
Mein Wilhelm, denkt er nimmer seiner Ida?

Heinrich.

Ich bitte, liebe Frau, geh' jetzt zur Ruhe;
Dein matter Körper hat Erquickung nöthig.

Ida.

Ich fühle keinen Schlaf; ich bin ja stark;
So stark, daß ich auch Fesseln brechen könnte.
Wohl auch von dir hab' ich geträumet, Ritter!
Du brachtest eine fürchterliche Botschaft,
Du böser Mann! Nicht wahr, du trogst mich nur?
Du hattest nur so deinen Scherz mit mir? —
Komm, scherze nicht; sag' mir, wo weilt mein Wilhelm?

Conrad.

Unglücklich' Weib, wie sehr bedaur' ich dich!

Ida.

Was läßt er mich so lange hier allein?
Dies ist nicht seine Burg, nicht uns're Heimat.
Weit, weit. — Hu, wie die Meereswogen brausen! —
Komm, Wilhelm, horch, wie dich dein Knäbchen ruft,
Sieh, wie's sein Händchen nach dem Vater streckt,
Weit über Meere dort. — O weh, o weh!

Heinrich.

Greis! dieses Weib macht mich mit ihr zum Weibe.

Conrad.

Wie Pfeile dringen ihre Jammerworte
In dies gedrängte kummerwunde Herz.

Ida.

Verloren — hin auf immer? Wimm're nicht
So kläglich, armes Würmchen: kann dir ihn
Nicht wieder bringen, deinen Vater. Dort! —
Horch, wie sie klirren, seine Fesseln; sieh'
Die blut'gen Säbel über seinem Haupt!
Jetzt, jetzt! — Entsetzlich! Rettet, rettet ihn!

(Rafft sich auf und bleibt dann gedankenvoll steh'n.)

Conrad.

Beim Gott der Güte, mart're dich nicht so.

Ida

(ganz zu sich kommend).

Wo war ich? Ach, was fühl' ich? Welten liegen
Auf dieser Brust. Du, Heinrich, bist es ja,
Der mir die schaudervolle Nachricht brachte?
Sag' mir es noch einmal: ist's wohl gewiß,
Daß er? — Du schweigst? Dein Schweigen saget viel —
Spricht Worte, die mein Innerstes zerschmettern!
Was? — Eine Thräne? Wie? noch eine? — Dank,
Natur, für dieses Labsal der Gebeugten.
Ach, ohne sie, was wär' des Leidenden
Geschick? O, strömet hin, ihr Leidenkinder,
Und mindert meines Herzens schwere Bürden.
Ihr seid mein Balsam, meine ganze Habe.

Heinrich.

Lass' uns noch hoffen, arme Dulderin!
Vielleicht gelingt es uns, ihn zu befreien.
Dann schwindet all' dein Leid in seinen Armen.

Ida.

In seinen Armen. Ja. Doch wann? doch wie?
Dort, wo sich alle wieder finden, dort!
Hiernieden nimmer; nein!

Conrad.

Hier oder dort,
Gleichviel: ist Wiedersehen nur gewiß.

Ida.

Ein bittersüßer Trost. O grauer Mann,
Dein Herz ist weich. Ich seh' hier eine Thräne
In deinem matten Auge flimmern. — Nein,
Du weißt nicht, was das Weib, die Mutter leidet.

Conrad.

Vertraue dich der Vorsicht und der Güte
Des Ewigen, des Vaters aller Wesen.

Ida.

Er hat kein Ohr für mich Verlor'ne mehr;
Des Vaters Geist rief über mich um Rache,
Mich, seine Mörderin! Sie kommt, sie hat
Mich schon erreicht, der Strafe schwere Geißel.
O Wilhelm, Wilhelm! Ida dein Verderben.
Sie stürzte dich in dieses Abgrunds Tiefen;
Sie lud dir ihr Verbrechen auf; sie stahl
Dir Freiheit, Leben, Ruh'. — Was fällt mir ein?
(Will fort.)

Heinrich.

Wo willst du hin?

Ida.

Fort, fort zu meinem Gatten.

Conrad (hält sie zurück).

Bist du von Sinnen, Weib?

Ida.

Was willst du mir?
Lass't mich! — Die Quelle seines Unglücks ich —
Ich bin's, die diese Fahrt ihn wagen hieß;
D'rum will ich auch die Fessel mit ihm theilen;
Will mit ihm theilen, dulden, bluten, sterben,
Und ihn geleiten hin vor Gottes Thron.

Conrad.

Und dein verlass'nes Kind?

Ida (erschrocken).

O Gott, weh mir!

Conrad.

Weib, eines solchen Schrittes wär'st du fähig?
Im Namen der Natur und deines Gatten,
Erhalte dich dem vaterlosen Säugling;
Er fordert Mutterpflicht von dir und Pflege.

Ida.

Die Gattin und die Mutter kämpft in mir:
Mein Gott, wohin — wohin soll ich mich wenden?

Conrad.

Dahin, wo Pflicht und Klugheit es verlangen.
Vergebens wähnest du, des Gatten Los
Durch deine Gegenwart dort zu versüßen.

Heinrich.

Sie würden dich als Sklavin von ihm reißen,
Dich opfern ihren schändlichen Begierden;
Und bitt'rer wäre dann noch sein Geschick.

Ida.

So bleibt mir denn auch dieser Trost versagt.
Sogar des Todes Wunsch ist mir verboten:
Welch' eine Zukunft harret mir Verlass'nen.

Heinrich.

Ist dein Gemal und Bertram nicht zu retten,
So will ich nach der Heimat dich geleiten,
Nach Ritterpflicht dir Freund und Schützer sein;
Will Vaterstell' an deinem Kind vertreten,
Und treu sein Gut bewahren, bis es einst
Zum Manne reift, selbst Lanz' und Klinge führt.

Ida.

Dank, Heinrich, dir, du guter Biedermann!
Du bist ein Engel, mir von Gott gesandt.
(Nach einer Pause.)
Mein Gott! ich kann nicht fort; ich kann nicht scheiden.

Conrad.

Ich bitte dich, sei standhaft, liebes Weib!
Nimm die Religion zur Trösterin:
Sie träufelt Heilung in die Seelenwunden
Des Leidenden, ist seine beste Freundin.
Geh' jetzt auf deine Kammer auszuruhen,
Und überlasse dich der Vorsicht Hand.
Wir wollen hier indeß auf Mittel sinnen.
Von Sklaverei die Brüder zu befreien.

Ida.

O, daß es euch gelänge'. Doch zweifl' ich sehr.

Conrad.

Lass' uns das Bess're hoffen. Geh' zur Ruhe.

Ida.

Die Ruhe, Mann, ist eine falsche Freundin.
Sie wiegt das Glück in ihren weichen Armen,
Und flieht den Leidenden, der um sie buhlt.
Auf ewig stahl sie sich aus diesem Herzen,
Hier wird der Kummer herrschen, bis es bricht.
(Durch eine Seitenthür ab.)

Conrad.

Der Jammer dieses Weibes mehrt den Gram,
Der schmerzlich nagend meine Seele füllt.
Was sinnest du, so tief versunken, Heinrich?
Du denkst an uns're Freunde Rettung — nicht?

Heinrich.

Ja wohl! Soll's denn kein Mittel geben? — Wie
Wenn wir all' die gefang'nen Saracenen
Zum Lösepreis für diese Beiden böten?

Conrad.

Ich glaube nicht, daß dieser Preis genüge.
Oft machte Bertram seines Werthes Größe
Dem Feind durch blutige Beweise kund.

Heinrich.

Der Saracene fröhnet sehr dem Geize.
Versuchen wir durch Gold, vielleicht gelingt's.
Allein woher? O weh, nun fühl' ich es
Zum ersten Mal, daß Armuth drückend ist.

Conrad.

Was sind des Bettlers Gaben einem Crösus?
Die Schätze dieser ganzen Stadt sind Spreu
Dem reichen Muselmann. Doch wollen wir
Das Erstere versuchen. Morgen, Freund,

Nehm' ich ein sicheres Geleit', und geh'
Ins Feindes Lager.

Heinrich.

Gott geleite dich,
Und führe dich zum Ziele deines Strebens.

(Man hört Getös und Freudengeschrei.)

Conrad.

Horch..., was bedeutet dies? Sieh', was es gibt.

(Heinrich will ab, da erscheint Bertram; die Beiden taumeln erstaunt zurück.)

Vierte Scene.

Bertram. Die Vorigen.

Bertram.

Ha, wie sie jubeln. — Jubelt nicht, ihr Deutschen,
Nicht Freudentöne — Klagen lass't erschallen!
Was seh' ich? — Conrad — Heinrich — meine Freunde!

Conrad.

Ist das sein Geist?

Heinrich.

Der Schatten Bertrams! Du
Gemordet schon von jenen Christenwürgern?

Bertram.

Nicht Geist, nicht Schatten, Bertram ist es selbst.
O kommt an dieses Herz, in Freundes Arme!

(Innige Umarmung. Pause der herzlichsten Rührung.)

Heinrich.

O, das ist Seligkeit!

Conrad.

Kaum fass' ich's noch.
Mir ist, als wenn ich träumte. Bist du's wirklich?
Ja wohl; ich fühl' ihn ja; mein Bertram ist's.

Heinrich.

O rede, sprich, wie hast du dich gerettet?
Befreite dich ein Gott?

Bertram.

Ja wohl, ein Gott,
Deß Allmacht aller Wesen Schicksal lenkt.
Er gab zu Rettern mir die Tempelherr'n,
Die mächtig kämpfend mir entgegen eilten,
Als ich mich durch die Mameluken schlug.

Heinrich.

O Segen Gottes! Lohn den tapfern Templern!

Bertram.

Ja, Gottes Lohn! In meiner letzten Stunde
Werd' ich noch dankend dieser That gedenken.

Conrad.

Und Wilhelm?

Bertram (auffahrend).

Greis, ach, frage nicht, du schleuderst
Mir einen neuen Dolch in's wunde Herz.

Conrad.

So bleibt es denn gewiß —

Bertram.

Wohl schreckliche
Gewißheit, die mein Blut zum Eis erstarren,
Mir meine Freiheit selbst zum Ekel macht.

Heinrich.

So bleibt kein Strahl von Hoffnung, ihn zu retten?

Bertram.

Ich wagte viel; doch alles war vergebens.

Conrad.

Vergebens — Ida, weh, du bist verloren.

Bertram.

Weiß sie das herbe Los des Gatten schon?

Conrad.

Sie weiß es. Könnt' ich ihren Jammer schildern:
Sein Anblick müßte Löwen trauern lehren,
Und Felsen selbst zum tiefsten Mitleid zwingen.
Ich bin ein Greis, der mancherlei erfuhr;
Doch solche Scene, sie erlebt' ich nie.

Heinrich.

Auch mich ergreift die Lage dieses Weibes,
Wiewohl Natur mich nicht zur Memme schuf.

Bertram.

Ach, so geliebt zu sein. — O Wilhelm, selbst
In Ketten bist du glücklicher, als Bertram.

Conrad.

Sag', Bruder, gibt's denn keine Möglichkeit,
Ihn wieder seinem treuen Weib zu geben?

Bertram.

Ich bot dem Sultan tausend Saracenen;
Ich bot mich selbst; doch alles war vergebens.

Conrad.

Dich selbst, dich botest du für Ida's Gatten?
O Bertram, ich bewund're deine Größe!

Bertram.

Will sich der Greis zum Schmeichler noch entehren?

Conrad.

Das nicht. Doch ist so meine Lebensweise,
Zu sagen frei, was schön, was häßlich scheint.

Die Tugend laut zu preisen, ist mir Pflicht;
Doch säum' ich nie, das Böse bös zu nennen.

Heinrich.

Gestatte, Bertram, eine Bitte mir.

Bertram.

Was wolltest du?

Heinrich.

Mich morgen von dir trennen.

Bertram.

Wie? Heinrich jetzt —

Heinrich.

Ich gab dem armen Weib
Mein Wort, kann Wilhelm nicht gerettet werden,
Sie hin nach Deutschland zu begleiten, dort
Ihr Schützer, Vater ihres Sohn's zu sein.

Bertram (düster).

Hm, dich, dich hätte sie dazu gewählt?

Heinrich.

Ja, mich.

Conrad.

Gewähre, Freund, ihr diesen Trost.
Weit und gefährlich ist die Reise, sehr
Bedürfen dort im Vaterlande Weiber
Und schwache Waisen eines Wackern Schutz.

Bertram (mit innerm Kampf).

Nun wohl, geleite sie, wenn sie's verlangt.

Heinrich.

Ich danke dir.

Conrad.

Der Himmel segne dich.

Bertram.

Geh't, Brüder, geh't zur Ruhe nun. Es ist
Schon spät, und morgen gibt's der Arbeit viel.
Nach Khalils Aeuß'rung fürcht' ich einen Sturm.

Heinrich.

Der Schutzgeist Accons ist zurückgekehrt.
Sie mögen kommen, sich den Tod zu holen.

Conrad.

Dein Arm und Gottes Schutz; wir sind getrost.

Bertram.

Zu viel Vertrauen; Bertram ist ein Mensch.
Nun, gute Nacht, ihr Freunde, ruhet wohl.

Heinrich.

Auch, Bruder, du.

Conrad.

Die Sonne wecke dich
Gestärkt zu neuen Heldenthaten auf.

(Beide ab.)

Bertram (allein).

Ha, welche Stürme hier im wunden Herzen!
Wie? Heinrich — Heinrich sollte sie geleiten,
Ihr Freund — Erzieher ihres Kindes sein?

(Nach einer Pause des Nachdenkens.)

Ach, Ida! — Ha, wohin verirr' ich mich?
Zurück; hier ist der Pfad zum Pfuhl des Lasters!
Zurück! — Nein, Bertram wird kein Bösewicht.
Welch ein Gedanke drang in meine Seele?
Ich bebe vor mir selbst. Du schwacher Mensch!
Du wähnst dich stark, willst nur der Tugend fröhnen;
Oft nur ein Wink, und bist des Lasters Buhle.
Warum kann ich ihr Bild hier nicht vertilgen?

Ich fühl' es: meine Herrscherin ist Liebe,
Bedürfniß ist sie für das weiche Herz.
Warum, Natur, bist du so dürftig? Hast
Du keine Tochter mehr, so dieser gleichet,
Die dieses Herzens bange Leere füllte?
Ich bin allein, auf Gottes weiter Welt
Allein.

Fünfte Scene.

Ida. Bertram.

Ida (im Eintreten).

Vergebens sehn' ich mich nach Schlummer.
Er fliehet mich, ist nur dem Glücke hold.
Unruhig treibt mich Angst und Gram umher.
Was seh' ich? irren meine Sinne? Bertrams
Gestalt, sein ganzes Wesen.

Bertram.

Ida?

Ida.

Gott!
Bist du der Geist des edlen Bertram? Was
Verlangest du? Willst du nun Rache fordern?
Geh, geh! du bist gerochen; ich bin elend.

Bertram.

Ich bin es wirklich, Ida, bin dein Freund,
Der herzlich Theil an deinem Schicksal nimmt.

Ida.

Wo weilt mein Wilhelm, kam er nicht mit dir?
Geh, eile; bring' ihn wieder, diesen Armen.

Bertram.

Verlange nicht, was mir unmöglich ist.

Ida.

Unmöglich? War er nicht dein Schlachtgefährte?
Er kämpfte doch an deiner Seite, ward
Mit dir gefangen? Heilig schwurst du mir,
Sein Leben, seine Freiheit zu bewahren.
Erfülle nun dein Wort; bring' mir ihn wieder.

Bertram.

Du forderst, ach! Ich kann dir ihn nicht geben.

Ida.

Wie, Bertram — wie? der Mann, deß edler Geist
Weit über Rache sonst erhaben ist,
Zerbrach allein der Feinde Fessel, und
Läßt Ida's Gatten dort in Ketten schmachten.

Bertram.

Was folterst du mein Herz so grausam!

Ida.

Er
Verließ im Elend seinen Waffenbruder,
Vergaß sein Wort, vergaß der Ritterpflicht,
Und dachte nur daran, sich selbst zu retten.
War's einem Bertram möglich, so zu handeln?

Bertram.

Weib, dein Verdacht empöret meine Seele.
Wer klagt mich an, daß ich mein Wort je brach,
Der Menschen= und der Ritterpflicht vergaß?
Ich that das Aeußerste für deinen Gatten;
Nur Gott vermag des Schicksals Macht zu hemmen.

Ida.

Vergib, vergib dem kummerkranken Weibe!
Ihr Mund ist nur des Schmerzes Widerhall.

Ja wohl, des Schicksals Herr ist Gott allein.
Doch hört' ich oft, es könnten starke Menschen
Das schwere Rad in seinem Laufe wenden.
Soll denn der Tapferste der Christen, er,
Deß kühner Muth oft Heldenwunder that,
Soll er kein Mittel finden, den Gemal
Der armen Ida wieder zu verschaffen?

Bertram.

Lass' ab, ich bitte dich, lass' ab, du wühlst
In meiner Brust mit hundert gift'gen Pfeilen.
Könnt' ich mit meinem Blut ihn dir erkaufen,
Ich strömt' es hin; — ich stürbe ja für Ida.
Ihn retten kann nur Gott; und ich ein Mensch. —

Ida.

Auch Menschen können viel; auch Menschen schwingen
Sich mächtig oft zur Gottheit Höhen auf.
O Bertram, sieh, hier kniet das schwache Weib,
Das einst dich täuschte, dir die Ruhe stahl,
Und doch vor dir als Bettlerin jetzt wimmert,
Voll Zuversicht auf deines Herzens Großmuth!
O sinn' ein Mittel aus, mir zu verschaffen
Den Mann, der einst dir die Geliebte raubte.
Zwar kühn ist diese Bitte; doch ein Bertram,
Ein Bertram ist's, an den ich frei sie wage.
Wenn jemals Freundschaft du für mich empfandest;
Wenn du Gefühl für Bruderleiden hast;
Wenn dich der treuen Gattin Kummerzähren;
Wenn dich der Mutter Weheklagen rühren;
O, dann erbarme dich, bring' mir den Gatten,
Gib meinem Kinde seinen Vater wieder!

Bertram (hebt sie auf).

Um Gottes Willen, Weib, was forderst du?
Allmächt'ge Weisheit, zeig' mir doch das Mittel,
Die Thränen dieser Dulderin zu trocknen!
Welch ein Gedanke blitzt durch meine Seele! —
Wie? Möglich wär's, doch schrecklich die Gefahr.
Kühn, ohne Beispiel kühn. — Was schadet dies?
Nicht mir, der Menschheit zeugte mich Natur;
Sie gab, nur ihr zu nützen, uns dies Leben.
Und Seligkeit ist's für den braven Mann,
Es froh zum Wohl der Brüder hinzuhauchen.
Beschlossen, ja beschlossen bleibt's, ich wag's,
Und biete Trotz den Hunderttausenden.
Nun, Ida, freue dich —

Ida (einfallend).

Du bringst ihn mir?

Bertram (umarmt und küßt sie).

Mit diesem Kuß versiegelt Bertram jetzt
Den großen Schwur; bei Gott und Ewigkeit,
Nicht eh' zurückzukehren, dann er bringe
Dir deinen Gatten wieder. — Lebe wohl;
Sei ruhig, hoffe. Morgen siehst du mich
Mit Wilhelm — oder ewig nimmer wieder.

(Eilt ab.)

Ida (allein).

Allgütig Wesen! schick' von deinem Throne
Jetzt zum Geleite einen Schutzgeist ihm,
Daß er im Sturme der Gefahr bestehe,
Mir glücklich wieder bring' das Einzige,
Wonach sich meine bange Seele sehnt.

(Sinkt wehmüthig auf einen Stuhl. Langsam fällt der Vorhang.)

Vierter Act.

Ein Hain nahe am Saracenenlager.

(Nacht, und Halb=Mondenlicht.)

Erste Scene.

Omar. Khalil.

Omar (im Eintreten).

Nun, Sultan, sahst du selbst. Es ist unmöglich,
Die Stadt durch List, durch Ueberfall zu haschen.
Auf jedem Walle starren tausend Spieße;
Zahllose Wachen horchen auf, wenn nur
Ein leiser Wind durch jene Palmen säuselt.

Khalil.

Fest stehet mein Entschluß: wir stürmen morgen.
Die Sonne werde Zeugin unſ'rer Thaten.
Sie sei der Herold unsers Ruhms, und schaue
Verwundernd sich in's blutgefärbte Meer.
Weg mit der List, der feigen Buhlerin,
Es soll Gewalt und Uebermacht allein
Das Schlangennest bis auf den Grund verheeren.

Omar.

Da können Löwen sich und Tiger wohl
Auf manchen fetten Menschenbraten freu'n;
Da wird der Tod zu würgen haben! — Wäre
Nur der verfluchte Bertram nicht entkommen.

Khalil.

Ha, dieses Ungeheuers Name facht
Die Flamme meines Grimmes mächtig an.
Tod und Verderben über diesen Räuber,
Der bübisch mir Eminens Liebe stahl!
Sag', Omar, sag' es allen Saracenen:
Nicht tödten — fangen sollen sie den Gauner,
Daß ich mit neu erdachter Qual ihn morde. —
Dem, der ihn bringt, fünftausend Byzantinen.

Omar.

Ein großer Preis; doch sein Erringen schwer.
Nie sah ich einen Kämpfer so wie diesen.
Das Schwert in seiner Faust, scheint er ein Riese,
Und jeder Hieb ist schmetternd wie der Blitz. —
Den Säbel deiner starken Hand entwinden,
Sich durch die tapfer'n Mameluken schlagen,
Das, Sultan, däucht mich, das ist Heldenwerk.

Khalil.

Traun, dieser Held wird doch auch sterblich sein.
Die Tempelherren nur befreiten ihn,
Sonst wäre wohl sein toller Streich mißlungen.

Omar.

Ich zweifle sehr, daß wir ihn lebend haschen.
So lang' in ihm nur eine Fiber zuckt,
Wird unter Accons Mauern der Verweg'ne
Noch kämpfend seinen letzten Hauch verathmen.

Khalil.

Das will ich sehen. Khalil selber nimmt's
Mit diesem Ungeheuer auf. Geh, wähle
Mir tausend von den Tapfersten des Heeres.

Omar.

Mein Sultan, denke der Gefahr —

Khalil.

Schweig, Memme!

Was ihr nicht könnt, wird Sultan Khalil können.
Ich muß ihn haben, muß ihn schlachten vor
Eminas Augen — das mein Siegesfest!

Omar.

Erlaube, Herrscher, eine Frage.

Khalil.

Was?

Omar.

Ist diese Schöne nicht in deiner Macht?
Bist du nicht Herr, ist sie nicht deine Sklavin?
Wo Güte nichts vermag, da kann Gewalt —

Khalil.

Gewalt? Pfui, Omar, was nicht Liebe gibt,
Das soll Gewalt mir nimmermehr erzwingen.
Wo ist Emina?

Omar.

Traurig wandelt sie
Umher in unserm Lager, klaget laut,
Daß sein gegeb'nes Wort der Sultan brach.

Khalil.

Was ich? — mein Wort —

Omar.

Weil den gefang'nen Christen
Du die geschenkte Freiheit wieder nahmst.

Khalil (betroffen).

Verdammt!

Omar.

Soll ich Eminen rufen, Herr?

Khalil.

Nein; laßt sie thun, was ihr beliebet. Keiner
Bei Todesstrafe, wag' es, sie zu stören.

Omar.

Ich eile nun, was du befahlst, zu thun.
Nur bittet dich dein treuer Sklav', begib
Dich bald zur Ruhe. Schon ist's Mitternacht;
Und morgen, Herrscher, hast du Kräfte nöthig.

(Ab.)

Khalil (nachdenkend).

Der Sultan brach sein Wort. — Wohin, o Liebe,
Verleitest du den Enkel Saladins? —
Genügt der Rache Wollust diesem Herzen?
Nein! Liebe will's. — Verachten wird sie mich,
Und wo Verachtung herrscht — da flieht die Liebe. —
Wie, wenn ich sie durch Großmuth mir erränge?
Nach ihrem Wunsch den Christen Frieden gäbe? —
Hm, — soll ich das? — Vielleicht. — Doch, bindet nicht
Mein Schwur? — Ich dann der Muselmänner Hohn —
Und der Verruchte, der — Unmöglich; nein!
Erst stürze Bertram, stürzen Accons Mauern,
Und dann sei Friede — Freiheit allen Christen.

(Ab.)

Zweite Scene.

Wilhelm. Emina verschleiert.

Wilhelm.

Wer bist du, Mädchen? Meine Retterin!
Bist du mein Schutzgeist in des Weibes Hülle?
Wer gab dir Macht, die Fessel mir zu lösen?

Emina.

Der Vorsicht Fügung und des Goldes Glanz
Wies mir den Pfad zu deiner Wächter Herzen.

Wilhelm.

O Gott, wie dank' ich, Gott, wie lohn' ich's dir!

Emina.

Ach, keinen Dank! Noch drohet dir Gefahr. —
Zwar schlichen wir uns glücklich durch die Wachen,
Doch streifen oft die Saracenen hier.

Wilhelm.

Fest, wie der Tod, hält sie der Schlaf gefesselt.
Die Nacht und dieser Hain verbergen uns;
Auch sind wir nicht mehr weit vom Thor der Festung.
Ich scheide nicht von hier, bis ich erfahre,
Wer meine Retterin — mein Engel ist.

Emina.

Ist Ritter Bertram nicht dein Waffenfreund?

Wilhelm.

Ja wohl; er ist's, der Deutschen Edelster!

Emina.

So sage deinem Freund: Emina zahle
Durch deine Freiheit ihre Rettung nun;
Sag': in der Muselmännin Herz vertilge
Sein Bildniß weder Gott noch Ewigkeit.

Wilhelm.

Emina — du? die schöne Saracenin,
Von der uns Bertram so viel Gutes sagte?

Emina.

Ist's möglich, wirklich? — hat er dies gethan?
Viel Gutes, sagst du, sprach der Mann — viel Gutes?

O das ist herrlich — freut mich sehr. Sieh nur, —
Sieh, ich gesteh' es dir, das ist der Mann,
Von dem ich's so vor allen wünsche, daß
Er Gutes — recht viel Gutes von mir denke.

Wilhelm.

Wer sollt' es nicht von dir, du holdes Mädchen?

Emina.

Du schmeichelst; aber deine Schmeichelei
Ist süß. —

Wilhelm.

Wie wird der Redliche sich freu'n;
Wie wird mein liebend Weib dich dankend segnen;
Wir werden alle Christen Heil dir rufen!

Emina.

Das — das ist hoher Lohn für dieses Herz!

Wilhelm.

Komm, edle Muselmännin, komm mit mir:
Ersetze durch dein Herz — durch deine Hand
Dem tapfern Bertram, was ich ihm entriß.

Emina.

Entrissen ihm? entrissen —

Wilhelm.

Eine Braut.
An der sein Herz mit heißer Liebe hing,
Schon auf dem Punkt, sie zum Altar zu führen. —

Emina.

Und Bertram?

Wilhelm.

Er verzieh und ward mein Freund.

Emina.

Welch ein Geräusch? Geh, rette dich!

Wilhelm.

Und du?

Emina.

Was forderst du, bin ich nicht Muselmännin?

Wilhelm.

Der ganzen Menschheit Glaube nennt sich: Tugend.

Dritte Scene.

Hassan mit einigen Mameluken. Die Vorigen.

Hassan.

Halt! wer ist hier?

Emina.

O weh!

Wilhelm.

Ich bin verloren!

(Sie wollen sich verbergen; Wilhelm wird umrungen.)

Hassan.

Steh, oder wir zerhauen dich in Stücke.

(Ihn betrachtend.)

Ha, dies der deutsche Sklave, den ich fing! —
Wer war so kühn, die Fessel dir zu lösen?
Sprich, wer entriß dich deiner Wächter Schar?

Wilhelm.

Ich hab' es selbst gethan.

Hassan.

Verdammte Lüge!

Gesteh' es, oder wir zerstücken dich.

Wilhelm.

Verrichtet euer Amt, ihr Henkersknechte!

Hassan
(den Säbel schwingend).

Nun dann, so fahre —

Emina (hinzueilend).

Haltet ein. Ich bin's!
Ich rettet' ihn — ich gab ihm seine Freiheit.

Hassan.

Wer bist du, freche Dirne, sprich!

Emina
(schlägt den Schleier zurück).

Emina.

Hassan.

Ha, du? —

Emina.

Die Christen schenkten mir die Freiheit;
An diesem Manne wollt' ich sie vergelten.
Ist das Verbrechen?

Hassan.

O Verrätherin!

Emina.

Verrath? o nein; nur Pflicht der Dankbarkeit.
Der Undank ist das schwärzeste der Laster.
O Hassan, wenn du noch Gefühl für Tugend
Und Edelmuth in deinem Busen hegst;
Wenn du noch Sinn für Seelenhoheit hast,
So zeig' es jetzt — lass' diesem Manne Freiheit.

Hassan.

Auch mich, Sirene, lockst du zum Verbrechen?

Emina.

Kann Menschlichkeit wohl ein Verbrechen sein?
Mann, reizet dich der Lohn der Tugend nicht?

Verlangest du nach Gold und Schätzen? Sieh,
Ich biete dir all meinen Reichthum an,
All das, was mir die Gunst des Sultans gab!
Nur handle menschlich — lass' den Armen frei.

Wilhelm.

Lass' ab; vergebens ist all dein Bemühen!

Hassan.

Nun wohl, um einen Preis sei Freiheit ihm.

Emina (hastig).

Und dieser ist?

Wilhelm.

Was forderst du von mir?

Hassan.

Die Wächter sagten mir, du seufztest oft
Nach deinem Weib, nach deinem Kinde. Sollst
Sie wieder seh'n, erfüllst du mein Verlangen.

Wilhelm.

Ach, die Verlass'nen! Sprich, was soll ich dir?

Hassan.

Hm, eine Kleinigkeit. Du sollst die Schwächen
Der Stadt uns zeigen, unser Führer sein
Bei einem nächtlichen Besuch auf Accon.

Emina.

Abscheulich!

Wilhelm.

Wie, durch meiner Brüder Blut,
Durch Christenblut soll ich mir Freiheit kaufen?
Mein Lösepreis der Mord von Tausenden?
Schon der Gedanke macht, daß ich mich hasse.
Nein, nein, eh' duld' ich jede Qual des Todes.

Hassan.

Beim Muhamed, das soll geschehen, Bube!
Dein Blut wird morgen strömen. — Schleppt ihn weg!

(Die Mameluken ergreifen ihn.)

Emina.

Erbarmung!

Wilhelm.

Gott!

Hassan.

Auch die Verrätherin!

(Die Mameluken wollen sie ergreifen.)

Emina.

Zurück, erkühnt euch nicht. — Ein Laut von mir,
Und eu're Köpfe prangen hoch auf Spießen.

Hassan.

Verwünschte Buhlerin! — Der Schwächling Khalil! —
Doch zitt're, Weib, ich will das Blatt schon wenden,
Will deine Fürstenpuppe ganz gewiß
Aus ihrem Schlummer wecken. Morgen — morgen —
Fort, Mameluken, fort!

Wilhelm.

Emina! — Gott!

(Wird abgeführt.)

Emina (allein).

(Nach einer Pause des innigsten Schmerzes.)

So muß das Schicksal jeden Plan zerstören,
Den dieser Kopf für Menschenwohl ersinnt?
Warum ward mir dies weiche Herz gegeben?
Dies heiße Mitgefühl für fremde Leiden? —
Nein; Herzen, diesem gleich, sind nicht geschaffen
Für eine Welt, wo Brüder Brüder morden,

Und Herrschsucht oft in Strömen Menschenblutes
Den Buhlen ihres stolzen Wahnes badet. —
O guter Greis, der oft mich flehend lehrte:
Die Menschenliebe sei der Pflichten höchste,
Der Gottheit schönstes Opfer — ach, du hattest
Nicht Recht. — Ein Felsenherz allein macht glücklich. —

(Nachdenkend.)

Wo wend' ich mich nun hin? — — Wie sprach der Mann,
Der in Aegyptens Pyramiden forschte,
Und meines Geistes Jugendpflanze zog? —
Der echte Glaube ruht allein im Herzen!
Nun wohl, ich geh'; die Deutsche flieht zu Deutschen.

Vierte Scene.

Bertram in türkischer Kleidung. Emina.

Emina

(weicht zurück und spricht halblaut).

O weh, zum zweiten Mal bin ich verrathen.

Bertram

(halb laut im Eintreten).

O Glück, ich habe nie von dir gebettelt:
Zum ersten Male bitt' ich jetzt. Sei gütig,
Und führe mich zu meines Zwecks Erreichung. —
Was seh' ich dort? — Ha, nieder alles, was
Auf meinem Pfad mich stört.

(Er zuckt den Dolch, eilt auf sie zu, und will sie durchstoßen; in diesem Augenblick erkennen sich beide.)

Emina!

Emina.

Bertram!

(Pause des Erstaunens.)

Bertram.

O, welch' ein Genius führt dich mir zu?
Erhört hat mich die wandelbare Göttin,
Da sie das einzige Geschöpf mir sendet,
Das hier nach meinem Blut nicht gierig lechzt.

Emina.

Wohin, du Starker, treibet dich dein Muth?
Du wagest dich in's Lager deiner Feinde?
Wie, wenn man dich entdeckte? Dieser Anzug —
Ein kühnes Wagestück. — Was hast du vor?

Bertram.

Ich bin ein Zaub'rer, will den Muselmännern
So süße Träume vor die Sinne gaukeln,
Daß sie sich beim Erwachen wundern sollen.

Emina.

Du willst? —

Bertram.

Den Sultan aus dem Schlummer rütteln,
Und ihm ein besser's Ruhelager zeigen.

Emina.

Ich zitt're; Gott, was wagst du, kühner Mann?

Bertram.

Mein Leben nur; nicht mehr — auch minder nicht.

Emina.

Bei diesem Leben! fliehe — rette dich!

Bertram.

Lass' mich, und wimm're nicht. — Doch darf ich ganz
Dir trauen? Bist ein Weib, bist Muselmännin. —
Nun fällt mir bei — es sagte Heinrich ja,

Du seiest deutscher Abkunft. Ist das so,
Dann trau' ich dir; du kannst mich nicht verrathen.

Emina.

Ein kränkender Verdacht! das schmerzet tief.
Emina dich? — Mein Geist vermag ihn nicht
Zu fassen, diesen schrecklichen Gedanken. —

Bertram.

Vergib mir, Engelmädchen. Meine Seele
Umhüllet Nacht; ich sah nur düst're Bilder.
An meiner Lebensblüthe nagt ein Wurm;
In meinem Kopfe wogen der Gedanken
So mancherlei. — Kannst du mir wohl vergeben?

Emina.

Dir, — dir? O, wär's auch meines Lebens Raub,
Dir, Bertram, würd' ich lächelnd ihn verzeihen.

Bertram.

Emina, wie vortrefflich ist dein Herz.
Beglückt der Edle, dem dein Auge sagt:
Ich liebe dich. — Nur eine gleichet dir;
Ach, die —

Emina.

Ward ungetreu — nicht so? nicht?

Bertram.

Wie?

Emina.

Du staunst, du wunderst dich, wie das ich wisse?
Sag', wenn ein Mädchen, das Eminen glich,
Zum edlen Bertram käm', ihr Aug' ihm sagte:
Ich liebe dich, — was würde Bertram thun?

Bertram (verlegen).

Warum die Frage, schöne Muselmännin?

Emina.

Nicht Muselmännin mehr. Ich will jetzt Christin —
Will werden das, was ich seit lange schon
Im Herzen —

Bertram.

Was?

Emina.

Hier, Bertram, ist ein Mädchen,
Das dich zum zweiten Mal um Rettung fleht!

Bertram.

Und was verlangest du?

Emina.

Befreiung aus
Den Klauen der Barbaren, die Gestalt,
Nicht aber Herz und Geist vom Menschen haben.

Bertram.

Du, die Geliebte Khalils? —

Emina.

Den ich hasse,
Der fruchtlos stets um meine Liebe warb.

Bertram (hastig).

Du liebst ihn nicht, dein Herz ist also frei?

Emina.

Noch fühlt' ich nichts von Liebe, bis ich — bis —
O Bertram, nimm mich auf in deinen Schutz.
Bei ihm, dem jedes Erdenwesen fröhnt,
Beschwör' ich dich, willfahre meiner Bitte!
Lass' mich mit dir nach eurer Veste zieh'n,
Und dann in bess'rer Zeit nach Deutschlands Fluren.

Bertram.

Wird mich dein Volk nicht Mädchenräuber schelten?

Emina.

Darf man den Raub dem Räuber nicht entreißen? —
Mein Vater war ein freier deutscher Ritter;
Auch Saracenen raubten meine Mutter
Bei Ascalon; nach Freiheit strebt ihr Kind.

Bertram.

Bei Ascalon?

Emina.

Dort trug die Dulderin
Mich unterm Herzen, und der Stunden erste
Von meinem Dasein — war auch ihre letzte.

Bertram.

Unglücklich Kind!

Emina.

Ein guter, weiser Greis
Erbarmte dann sich mein, und zog mich auf,
Bis mich des Sultans Sklaven ihm entrissen.
Eminen drohen der Gefahren viele;
Nimm, edler Bertram, nimm mich doch mit dir.
Vielleicht, daß ich noch meinen Vater finde —

Bertram.

Ist dir von deiner Abkunft mehr bekannt?

Emina.

Sehr wenig nur. Ein Stückchen Pergament
Ist, leider, meiner Mutter ganzes Erbe.

Bertram.

Was steht darauf?

Emina.

Der Name Khevenhüller.

Bertram (verwundernd).

Wie, Khevenhüller? Idas Schwester du?
Ist's möglich? — Mädchen, komm an dieses Herz!

Emina.

Ach, Bertram! —

Bertram.

Ja, dein Schützer will ich sein.
Will dich in deiner Schwester Arme führen.

Emina.

Wie? meine Schwester —

Bertram.

Ist in Accon, ist
Die Gattin des gefang'nen Wilhelm. — Geh,
Und eile hin zu dieser Leidenden;
Sei Freundin ihr und Tröstерin im Elend.

Emina.

O Himmel, ich — soll eine Schwester finden?
Gott, dieses ist der erste Honigtropfen,
Den mir das Schicksal zur Erquickung beut. —
O könnt' ich ihr den Gatten wieder bringen!
Ich wollt' ihn retten, doch vermocht' ich's nicht.

Bertram.

Vielleicht vermag es ich; vielleicht vollzieht
Mein Arm das, was du nicht bewirken konntest.

Emina.

Du wolltest also —

Bertram.

Was ich schwur, erfüllen. —
Die Stunde schlug. Hier in der Nähe findest
Du Heinrich mit den wackersten der Deutschen.

Sag' nur, ich hätte dich ihm zugesandt,
Zwei Ritter sollen dich zur Stadt geleiten.

Emina.

Und, Bertram, du?

Bertram.

Vielleicht auch bald bei euch.

Emina.

Vielleicht! — Wenn aber nicht —

Bertram.

Gewiß, ich komme. —
Hier hast du meinen Ring, daß man dir glaube.

(Zieht einen Ring vom Finger und gibt ihn ihr.)

Sie sollen wachsam sein, der Streich wird bald
Geschehen.

Emina.

Bertram! —

Bertram.

Eines noch, Emina!
Ist dir die Losung dieser Nacht bekannt?

Emina.

Was hast du vor? Du willst vielleicht den Sultan —
Zwar ist er diesem Herzen fremd; doch sieh,
Er wollte einst mir wohl, und that mir Gutes. —

Bertram.

Auf Ritterwort! ich ford're nicht sein Blut.

Emina.

Nun wohl, die Losung ist Jerusalem.

Bertram.

Gut; meinen Dank; nun, Gott geleite dich.

Emina.

Ach, Bertram, werden wir uns wieder sehen?

Bertram.

Des Menschen Leben hängt an einem Haar
Ein Hauch des Zufalls, und es reißt. — Emina,
Bald oder nie — wenn nimmer hier — doch dort —

Emina.

O Himmel! — Bertram — Bertram, lebe wohl!

(Sie wirft sich unter diesen Worten unwillkürlich an seinen Hals, reißt sich wieder los, und eilt ab.)

Bertram (allein).

Dies Mädchen ist der edlen Wesen eines,
So Gottes Hand zum Schmuck der Erde pflanzt.
Bescheidenheit und Sanftmuth strahlt ihr Aug',
Und jedes Wort ist Wohllaut ihres Herzens. —
Welch ein Gefühl! warum ist mir so wohl?
Wie leicht das Blut in meinen Adern rollt!
Gefahrvoll zwar ist dieser kühne Schritt:
Nun aber nehm' ich's auf mit einer Welt.

(Will ab.)

Fünfte Scene.

Hassan mit einigen Mameluken. Bertram

Hassan (im Eintreten).

Verflucht, die meisten uns'rer Wachen schlafen:
Die Schufte sind vom letzten Kampf ermüdet.
D'rum machen wir die Runde noch einmal.
Die Wachsamkeit ist Kriegern strenge Pflicht.
Wie leicht, daß ein Spion — ein Ueberfall —
Bohrt jeden nieder, dem die Losung fehlt. —
Was wandelt hier? — Wer da?

(Die Mameluken halten dem Bertram die Piken entgegen.)

Bertram (tritt vor).

Ein Muselmann.

Hassan.

Sag' an das Losungswort.

Bertram.

Jerusalem!

(Die Mameluken heben die Piken. Bertram durch ihre Mitte ab.)

Hassan.

Lass't uns der Feinde Mauern leise nahen.
Es leuchten Fakeln auf den Wällen dort.
Vielleicht, daß diese Buben Arges brüten;
Denn mannigfaltig sind der Christen Tücke.

(Mit den Mameluken zur andern Seite ab.)

Sechste Scene.

Es öffnet sich der Hintergrund. Man sieht zwei Reihen türkischer Zelte, in deren Mitte rückwärts auf einer kleinen Erhöhung das Zelt des Sultans ist, welcher sichtbar auf einem Ruhebette schläft, und seine Waffen neben sich hängen hat. Unten, zu beiden Seiten dieses Zeltes, sieht man mehrere Mameluken schlafend: eine Wache aber wandelt immer langsam auf und ab. Nach einer Pause tritt Bertram im Vordergrunde auf.

Bertram (halblaut).

Schlaft, Wölfe, schlaft! O daß doch ein Jahrtausend
Euch nimmer mehr zu diesem Schlaf genügte. —
Wohlan, geworfen ist das Loos — zur That.
Nun, deutsche Sehnen, zeiget eure Kraft. — —

(Bertram naht sich dem Hintergrunde, harrt einen Augenblick, bis sich die Wache abwärts wendet, dann zückt er den Dolch, folgt ihr leise, kommt immer näher, und als sie sich gegen ihn umwendet, stößt er ihr den Stahl rasch in die Kehle, und läßt sie, im linken Arm haltend, langsam zur Erde sinken.)

So; gute Nacht. — Der Stein ist weggewälzet.
Vollbracht das Eine; — nun das And're noch. —
Verzeihe, mächt'ger Fürst, daß Bertram jetzt
Ein Bischen dich in süßen Träumen stört. —

(Er naht sich dem Zelte, nimmt des Sultans Waffen weg, und legt sie bei Seite; dann faßt er denselben mit der linken Hand an der Kehle, hält in der rechten den Dolch, und spricht gedämpft:)

Auf! auf!

Khalil (erwachend).

Ha! —

Bertram.

Keinen Laut — du bist des Todes!

Khalil (röchelnd).

Mein Säbel — Wachen — Mameluken — Bertram — —

(Sucht sich loszuwinden.)

Bertram

(indem er ihn gegen den Vordergrund schleppt).

Schweig; folge mir, sonst bohr' ich diesen Dolch —

(Mit gedämpfter Stimme.)

He, Heinrich, Brüder! — Eilt!

Siebente Scene.

Die Vorigen. Heinrich kommt hastig mit einigen Reisigen von der Seite, wo zuvor Bertram auftrat.

Heinrich.

Hier!

(Sie umringen den Sultan, die Spitzen ihrer Schwerter gegen ihn kehrend.)

Bertram

(indem er ihn fortschleppt).

Fort zu Rosse!

(Ab.)

Achte Scene.

Hassan in größter Eile mit seinen Mameluken.

Hassan (im Eintreten).

Auf, Sultan, Sultan, auf! — ein Ueberfall. —
Wir sahen Feinde — Christen, Deutsche!

(Er naht sich dem Zelte und stößt auf die ermordete Wache.)

Ha!
Was seh' ich? — hier die Waffen? — wo der Sultan?
Eilt, Mameluken, laßt die Trommeln rollen —
Schnell, Saracenen, zu den Waffen! auf!

(Es rollen die Trommeln; die Schlafenden taumeln auf; alles läuft durcheinander.)

Ha, Mord und Tod, wenn es die Buben wagten —
Dann will ich stürmen bis zum Schöpfungsende!

Neunte Scene.

Omar. Der Vorige.

Omar (eilend).

Was gibt es, Hassan, was?

Hassan.

Der Sultan ist —
Komm, fort! — Verderben, Fluch den Christenhunden!

(Alle eilen mit gezogenen Säbeln ab.)

Fünfter Act.

Saal des dritten Actes.

(Morgen.)

Erste Scene.

Conrad. Emina.

Conrad (im Eintreten).

Verzeihe, holdes Mädchen, daß ich dich
Ein Bischen warten ließ. Ich wollte früher
Ihr nicht des Schlummers süße Labung rauben.

Emina.

So sehr mein Herz nach ihrem Anblick pocht,
So wünscht' ich doch nicht ihren Schlaf zu stören:
Er ist der Freund, der Arzt der Leidenden. —

Conrad.

Doch selten ihnen sein Besuch und kurz.
Noch vor zwei Stunden wandelte sie hier,
Und weinte Sehnsuchtsthränen um den Gatten.

Emina.

O könnt' ich ihr den Theuern wieder bringen,
Und so mein Glück in ihrer Wonne finden.

Conrad.

Dein Herz muß voll des Edelsinnes sein,
Da du für sie so warmen Antheil nimmst.

Emina.

Wie sollt' ich nicht? O wüßtest du, mein Greis,
Wie sehr mich Ida —

Conrad.

Kennst du sie denn schon?

Emina.

Mein Herz — mein Blut spricht: Ja — mein Auge: Nein.
Ich sah sie nie.

Conrad.

Und liebst sie doch so sehr?
Und wolltest ihr mit eigener Gefahr
Den Gatten retten? — Das ist schön, sehr schön.
Von Bertram war es nur Vergeltungspflicht,
Dich aufzunehmen in der Christen Schutz.

Emina.

Wo weilt er wohl so lange? Mitten unter
Zahllosen Feinden trennt' ich mich von ihm.
Wenn ihm das Wagestück mißlungen wäre —
Wenn er — was würde dann aus mir Verlass'ner?

Conrad.

Auf seiner Tapferkeit ruht meine Hoffnung. —
Ist dir nicht wohl? Mich däucht, du zitterst, Mädchen?

Emina.

Ich? — ich? — Es ist nur Sehnsucht nach — nach Ida —
Geh, guter Greis, sieh nach, ob er nicht komme,
Ob Bertram komme; bald erfährst du mehr.

Conrad.

Mehr? — Hat denn deine Flucht noch and're Gründe,
Als die mißlungene Befreiung Wilhelms?

Emina.

Viel mehr; die Saracenin suchet für
Ihr Herz — nun ja, sie suchet eine Schwester.

Zweite Scene.

Ida. Die Vorigen.

Ida.

Willkommen mir, willkommen, edles Mädchen!
Du wolltest meinen Wilhelm retten; komm
An dieses Herz, nimm diesen Kuß zum Dank.

Emina.

Warum, o Himmel, mußt' es mir mißlingen?

Conrad.

Der Wille nur bestimmt des Menschen Werth.

Ida.

Nicht immer kann die Tugend, was sie wünscht;
Und so wird mancher schöne Plan vereitelt.

Emina

(sie feurig umarmend).

Ach, Ida, — Gott, o das ist Seligkeit!

Ida.

Dies laute Pochen deines Herzens sagt,
Daß sich zwei Seelen fanden, die Natur
Aus gleichem Stoffe schuf. Auch mich zieht mächtig
Ein unnennbares Etwas zu dir hin.

Emina.

Erlaub' mir eine Frage.

Ida.

Sprich!

Emina.

Sag', lebt
Noch deine Mutter?

Ida.

Ach!

Emina.

Sie starb, und wo?

Ida.

Warum die Frage jetzt?

Conrad.

Sie starb vermuthlich
In deines Volkes harter Sklaverei —
Es blutet mir das Herz, wenn ich bedenke,
Wie diese Frau, schon nahe der Entbindung,
In der Barbaren Tigerklauen fiel.

Ida.

Hast etwa du von ihrem Schicksal Nachricht?
Lebt sie vielleicht wohl noch? o rede, rede!

Emina
(zieht ein Stückchen Pergament aus ihrem Busen).

Erkennt ihr diese Schrift?

Conrad.

Was, ihre Hand?

Ida.

Gewiß, mein Vater zeigte sie mir oft.

Emina.

Die dieses schrieb, war meine Mutter.

Conrad und Ida
(erstaunt).

Wie?

Emina.

Sieh, Ida, hier — Emina deine Schwester.
(Sie breiten die Arme aus, sinken einander an den Hals. Pause des Entzückens.)

Conrad.

Vergesset auch des Greises nicht. — O Gott!
Der alte Knabe weinet Freudenthränen. — —
Umarmet mich, ihr Töchter meines Freundes!

(Sie umarmen ihn.)

Emina.

Noch eine Frage, Schwester: Wo mein Vater?

Ida.

Dort — dort, Emina! — Meine Mutter?

Emina.

Dort!

Conrad.

So seht herab, ihr Geister der Verklärten!
Entzücket euch an diesem schönen Anblick,
Erflehet Glück und Heil für eure Kinder!

Emina.

Der gute Mann!

Ida.

Des Vaters Jugendfreund.

Conrad.

Ha, wie die Freude meinen alten Knochen
So viele Stärke gibt! Ich wähnte schon,
Sie würde nimmermehr dem Greise lächeln,
Doch strahlet sie so mild. — Was fällt mir ein?

(Zu Eminen.)

Du, Mädchen, mußt der Schwester Schuld bezahlen,
Dem edlen Bertram geben, was sie nahm.
Nicht wahr, du wirst es, ja? Da werden wir
Im Vaterlande dort ein Leben führen,
Worum uns Selige beneiden sollen.
Wir wollen Gutes thun, so viel wir können,

Beschützen jeden Unterdrückten, und
Das Laster strafen — trüg's auch einen Purpur.
Euch, lieben Kinder, will ich Vater sein:
Und sterb' ich dann, so schickt dem guten Conrad
Noch eine Thräne in die Grube nach.

Emina.

Geliebter Greis!

Ida.

Wohl süß sind deine Träume —
Ach, wann — wann reifen sie zur Wirklichkeit?

Conrad.

Bald — bald — seid nur getrost! Mir sagt mein Herz,
Ich werd' euch sicher frohe Nachricht bringen.

(Ab.)

Ida.

O, daß ihn seine Ahnungen nicht trögen!

Emina.

Weh dir — weh, Schwester, mir, wenn er sich täuschte. —
Doch nein; was ist nicht einem Bertram möglich?

Ida.

Ja wohl; auf diesem Grund blüht meine Hoffnung.
Ein solcher Geist vermag hiernieden viel.

Emina.

Viel, sagst du? Alles — alles ist ihm möglich.
Ich glaube nimmer, daß in dieser Schöpfung
Ein Mensch geboren ward, der ihn erreichte.
Wer mag bestimmen, ob Herz oder Geist,
Geist oder Herz bei ihm den Vorrang habe?
Erhaben steht er da, nicht einer darf
Mit ihm sich messen, als allein er selbst.

Ida.

Hm, diese warme Sprache läßt mich hoffen,
Emina werde Conrads Rath befolgen,
Und ihrer Schwester Schuld dem Helden Bertram
Mit reichen Zinsen einst vergüten: — nicht?

Emina (erröthend).

Ach, Schwester!

Ida.

Diese Rosen sagen: Ja! —
Emina, deine Schwester bittet dich,
Gesteh' — enthüll' ihr deines Herzens Tiefen!
Willst du wohl meinen — Conrads Wunsch erfüllen?

Emina.

Was fragest du? — Nicht — blicke nicht so starr —
O, birg' nur dein Gesicht an meinem Busen. —

Ida.

Dein Auge, Mädchen, war schon dein Verräther.
Was solltest du des schönen Triebs dich schämen,
Den Sterblichen zum Vorgeschmack gegeben
Von Seligkeiten besserer Gefilde.

Emina.

O Schwester, lange mußt' ich es entbehren
Das Glück, ein edles Wesen hier zu finden,
An dieses Wesen fest mich anzuschmiegen,
Zu trinken aus dem Wonnequell der Freundschaft,
Und so, ganz aufgedeckt, die leisen Wünsche
Des Herzens traulich in ein Herz zu strömen.

Ida.

So lass' jetzt Ida dieses Wesen sein.
Gestatt' ihr einen Blick in deine Seele:
Sie bietet dir Theilnahme, Freundschaft an.

Emina.

Ja, Traute, sei nun Freundin mir; ich will
Treuherzig dir mein Innerstes entfalten.

Ida.

So gib mir den Beweis: — gestehe mir,
Daß Liebe dich in ihre Fessel schlug!

Emina
(mit einiger Ueberwindung).

Ja, Schwester, ach, ich liebe —

Ida.

Bertram, nicht?

Emina.

Schon von dem Augenblick', als ich zuerst
In ihm den Retter meiner Ehre sah.

Ida.

Auch er wird — muß dich lieben. — Las dein Blick
In seiner Seele nichts, was Liebe deutet?

Emina.

Vielleicht; — doch wünscht das Herz, so glaubt's auch gern.
Die Liebe täuschet oft, wie man mir sagte.

Ida.

Eminen kann sie wohl so leicht nicht täuschen.
Wer ihren Werth erkennt, der muß sie lieben. —
(Trompetenstoß.)

Emina.

Horch! die Trompete —

Ida.

Gott, sie kommen. Soll
Vielleicht ich meinen Wilhelm wieder sehen? —
Wie Furcht und Hoffnung drängend in mir wogen!

Dritte Scene.

Heinrich. Die Vorigen.

Ida.

Wo — wo mein Wilhelm, ist er schon gerettet?

Emina.

Ist Bertram hier, gelang es ihm? o sprich!

Heinrich.

Es ist ein wenig schwer, auf all' die Fragen
Euch jetzt in einem Nu Bescheid zu geben:
Denn, wie sich's zeigt, ist eure Neugier schneller,
Als eines plumpen Ritters Zunge. Nun,
Der edle Bertram läßt euch grüßen —

Emina.

Ist
Er hier?

Heinrich.

Ja wohl.

Ida.

Und Wilhelm?

Heinrich.

Wird bald kommen.
Der Streich gelang; der Sultan ist gefangen.

Emina.

Gefangen?

Ida.

Wie?

Heinrich.

Auch schon in diesen Mauern,
Bestimmt zum Lösegeld für deinen Wilhelm.
Drei Wachen fingen wir; die andern schliefen.
So ritten wir durch's dichteste Gebüsch

Bis an den Cedernhain. Dort harrten wir,
Bis Bertram mit dem Sultan kam, und dann
Ging's über Stock und Stein in vollem Jagen.

Ida.

Der Hoffnung Sonnenblick bestrahlt mich wieder:
O Vorsicht, meinen Dank!

Heinrich.

Die Bestien
Verfolgten uns mit rasendem Gebrülle.
Doch wir entkamen, und sind nun geborgen.

Emina.

Zu viele Zuversicht! Die Muselmänner
Sind fürchterliche Rächer, werden wohl
Das Aeußerste für ihren Sultan wagen.

Ida.

Emina, pflücke nicht die Freudenblume,
Kaum aufgeblüht in deiner Freundin Brust.

Heinrich.

Wir spotten ihrer Rache; haben ja
Das höchste Pfand in uns'rer Macht. Will Khalil
Die Freiheit wieder haben, nun, so gebe
Er unsere Gefangenen zurück,
Und ziehe dann in Frieden nach Cairo.

Emina.

Das wird er nicht. Denn eh' er seinen Schwur
Verletzt, wählt er den Tod; so kenn' ich ihn.

Heinrich.

So muß er doch all die Gefangenen
Entlassen, und uns freien Abzug geben.

Ida.

Erreichten wir nun diesen Zweck, mit Freuden
Verließen wir dies blutgedüngte Land,
Und eilten in der Heimat lieben Schooß.

Vierte Scene.

Conrad. Die Vorigen.

Conrad (eilend).

Fort, Heinrich, fort zum Kampfe! Rasend stürmen
Die Saracenen —

Ida.

Gott!

Emina.

Weh uns!

Heinrich.

Verdammt!

Conrad.

Sie haben schon den äußern Wall erstiegen.

Ida.

Und mein Gemal.

Conrad.

Den schleppen sie mit sich.
Sie drohen, ihn in Stücke zu zerhauen,
Wenn wir den Sultan nicht sogleich entlassen.

Emina.

Und Bertram? — Sprich!

Conrad.

Der gleichet einem Gott.
Ein jeder Hieb frißt Saracenenmark.
Der Graben vor dem Wall, worauf er kämpft,
Ist dicht besäet mit Rümpfen und mit Leichen.

Heinrich.

So soll mein Schwert zu seinem sich gesellen.
Frohlocket nur, ihr Geier und ihr Raben,
Wir wollen euch ein Leckermahl bereiten!

(Hastig ab.)

Emina.

O Himmel, stärke seinen Heldenarm.

Ida.

Allmächtiger, zu viel, zu viel der Stürme!
Komm, Conrad, führe mich zu Bertram hin.
Ich will ihn bitten, daß er durch Befreiung
Des Sultans meines Gatten Leben friste.

Conrad.

Wohin verleitet dich die Furcht? Du wolltest
Uns unſ'rer Hoffnung letzten Anker rauben?

Ida.

O nein, das will ich nicht. Ich wünsche nur
Zu retten meinen Wilhelm — das ist Pflicht!

Conrad.

Wenn wir den Sultan unbedingt entlassen,
Nicht unser Heil zum Lösepreis ihn setzen,
Und dessen Wuth durch einen Schwur bezähmen —
Dann gnade Gott den armen Christen! Gnade
Uns allen, uns're letzte Stunde schlug. —

Emina.

Ach, nur zu wahr.

Conrad.

Ich fürchte, wir erliegen.
Dann wird das Schwert sich mit dem Feuer gatten;

Dann weilet trauernd hier der Wanderer,
Und sagt: Das sind des stolzen Accons Trümmer.

Ida.

Weh — weh!

Emina (zu Conrad).

Warum verzweifelst du so ganz
An Bertrams, an der Christen Tapferkeit?
Kämpft nicht so mancher Arm für unsern Schutz?

Conrad.

O ja; doch wisse, jeder Augenblick
Vermindert uns'rer Edlen kleine Zahl.
Wie können sie, trotz ihrer Heldenkraft,
Wohl gegen Zweimalhunderttausend steh'n?

Ida.

Ein fürchterliches Heer. Wir sind verloren.

Conrad.

Selbst Bertrams hoher Muth beginnt zu wanken;
Denn höret nur: Beim ersten Schalle der
Sturmglocke flohen die Venetianer
Mit zwanzig Schiffen eilig aus dem Hafen.
Wir sind zu schwach; wir können uns nicht halten.

Emina.

Nun mag geschehen, was da will, ich bin
Gefaßt. Mit Bertrams Fall wird auch Emina
Ihr Grab im Schutte dieser Trümmer finden.

Ida.

O, daß ich doch nicht Mutter wäre — freudig
Stürb' ich mit meinem Wilhelm. — Ach, mein Kind!

Conrad.

Längst sehnt' ich mich nach Ruhe. Nur für sie,
Für meine Brüder blutet dieses Herz.

Ach, Gott, wenn ich bedenke, wie sie wüthen,
Nicht schonen werden weder Weib noch Kind,
Selbst nicht der armen Frucht im Mutterleibe,
Wie wird mir da! — Schon hör' ich das Geprassel
Der Flammen hier, und dort und überall; —
Das klägliche Geheul der Fliehenden;
Des Säuglings Wimmern an der Mutter Leiche;
Des Weibes Aechzen bei des Mannes Blut;
Das Zucken — letzte Röcheln Sterbender —

Ida.

Halt ein! Welch ein Gemälde des Entsetzens!
O Gott, erbarme, lass' mich nicht verzweifeln!

Emina.

Sei standhaft, Weib! Noch herrscht ein mächtig Wesen,
Das Schützer — Vater seiner Kinder ist:
Verlangt es unsern Fall, so lass' entschlossen
Uns kühn hinab in Grabestiefen sinken
Und denken: dort — dort sehen wir uns wieder.

(Man hört Geschrei.)

Ida.

Horcht, horcht! — sie kommen, uns're Mörder.

Emina.

Gott,
Nicht vor dem Tode schütz' uns — nur vor Schande.

Fünfte Scene.

Heinrich. Die Vorigen.

Heinrich (hastig).

Jauchzt, jauchzt! wir sind gerettet; Wilhelm los;
Die Christen alle haben freien Abzug.

Emina.

O Himmelswonne!

Conrad
(sich an Heinrichs Hals werfend).
Heinrich — sieh, ich weine.

Ida.
Um Gottes Willen, Mann, sagst du die Wahrheit?

Heinrich.
Ich lüge nicht. Schon nah' dem Untergang,
Entschloß sich Bertram zu dem Aeußersten.
Hin auf den Wall ließ er den Sultan führen,
Und drohte da den Schädel ihm zu spalten.
Dies wirkte. Wir erhielten, was wir wünschten.

Emina.
Der Held!

Heinrich.
Zwar wollt' er auch die Stadt zum Wohl
Der Christenheit erhalten; doch der Sultan
Schwur fest, zu sterben hundertfachen Tod,
Bevor er bräche seinen hohen Eid.

Ida.
Komm, liebe Schwester; kommt, ihr Biedermänner,
Entgegen dem Geretteten — dem Theuern!

Emina.
Zu Bertram — unserm Retter, unserm Schützer!

Conrad.
Ha, wie mein Herz sich sehnet, ihn zu seh'n,
Zu seh'n den Edelsten, der Menschheit Krone.

Heinrich.
Verweilt nur wenige Minuten noch;
Bald sind sie hier. Sie schickten mich voraus,
Euch dies zu melden. — Wißt, nun muß ich fort,

Für uns ein Schiff zur Fahrt in's Vaterland
Zu suchen. Freuet euch, bald werden wir
In heimischen Gefilden uns umarmen.

(Ab.)

Conrad.

Das tönet lieblich, das — Mein Vaterland! —
Noch einmal sollen diese trüben Augen
Dich wieder seh'n, du meiner Jugend Wiege!

Ida.

O Gott, o Gott! die Freude macht mich trunken.

Emina.

Zwar sah ich nie der Deutschen Vaterland;
Doch innig sehnt sich dieses Herz nach ihm.
Es hoffet Glück und Ruhe dort zu finden.

Sechste Scene.

Bertram. Wilhelm. Die Vorigen.

Bertram.

Hier, Ida, hält der deutsche Mann sein Wort.

Ida.

Mein Wilhelm — Wilhelm!

Wilhelm.

Ida, meine Gattin!

Emina.

Gott, Bertram, Bertram!

Conrad.

O mein Freund, mein Bruder!

(Feurige Umarmung.)

Bertram
(nach einer Pause).

O Seligkeit, ihr, Lieben, seid gerettet.
Jetzt fühl' ich's ganz, die reinste Seelenwonne;
Das höchste Glück ist — Brüder zu beglücken!

Conrad.

Auch du, mein Bruder, du verdienst zu schmecken
Die süßesten der Erdenfreuden. — Seh't
Herab, ihr Wesen einer besser'n Welt,
Dies ist ein Mensch, deß Tugend euch erreichte.

Bertram.

Erspare meinen Wangen das Erröthen.
Noch fühl' ich ganz der Menschheit süße Schwächen,
Und wünsche mich zum Wesen höh'rer Art
So lange nicht, als ich in Engelshülle
Eminen unter Menschen wandeln sehe.

Emina (beschämt).

Du scherzest —

Ida.

Mann, wie sollen wir dir lohnen?

Wilhelm.

Wir sind jetzt ärmer als der Aermeste.
Nur dieser Händedruck, nur dieser warme
Vergeltungskuß — ist alles, was wir können.

Bertram.

Mein Lohn ist das Bewußtsein eures Glückes.

Ida.

Doch will — doch muß ich dich mit Etwas lohnen. —
Emina, sei Vergelterin dem Edeln:
Gib zweifach ihm, was er an mir vermißte,

Gib deine Hand — gib ihm dein Herz zum Lohn.
Mit dir sei ihm die Welt ein Paradies. —
(Sie führt Emina dem Bertram zu, und legt ihre Hand in die seine.)

Emina.

Ach, Ida!

Bertram.

Mädchen, sag', was spricht dein Herz?
Hat's Einklang mit der Schwester Worten?

Emina.

(Sie sieht ihn zärtlich an, sinkt dann in seine Arme, und verbirgt das Gesicht an seiner Brust.)

Bertram!

Bertram.

O dieser Augenblick faßt alle Wonnen,
Die je vom Glück ein Sterblicher genoß;
Ja, Seligkeiten einer Welt erfüllen
Mein Herz. —

Conrad.

Zu viel; — die Freude tödtet mich.

Bertram.

Ihr Lieben, laßt uns an die Reise denken.
Nicht länger dürfen wir uns hier verweilen:
Bald wird der Mond auf Accons Thürmen glänzen.
Zu Schiffe, meine Theuern, fort zu Schiffe.
Emina, dort, auf väterlichem Boden
Wird Bertram sagen: Mädchen, werde mein!

Emina.

Auf ewig dein, wird sie dir dann erwidern.

Siebente Scene.

Heinrich. Die Vorigen.

Heinrich
(hereinstürzend).

Bei eurem Leben, Freunde, rettet euch!
Der Sultan hat Eminas Flucht erfahren;
Er brach sein Wort, und dringet stürmend ein.
Mit all den Seinen floh der Cyprer König.
Der Patriarch versank mit der Galeere,
In die mitleidig er der Fliehenden
Zu viele nahm. Fort, Freunde, fort, das Schiff
Erwartet euch; es ist die höchste Zeit. —
(Man hört die Sturmglocke läuten.)

Bertram
(zieht das Schwert).

Verdammte Bestien, ihr sollt es fühlen,
Daß Bertrams Faust noch Meineid strafen kann.

Emina.

Wo willst du hin?

Bertram.

Will retten, was ich kann.
Fort, Freunde, denkt an eure Sicherheit.
Am Bord des Schiffes dort erwartet mich.
(Mit Heinrich ab.)

Emina.

Entsetzlich, Gott! —

Conrad.

O wandelbares Glück!

Wilhelm.

Wie, hab' ich nicht ein Schwert an meiner Seite?
Und einen Arm? Pfui, feige Memme, fort!

(Will ab.)

Ida.

Bleib', Wilhelm, nein, ich lass' dich nicht von dannen;
Ich klamm're fest mich an; ich lass' dich nicht!
Bei Gott, bei deinem Kind beschwör' ich dich,
Geliebter, flieh' mit uns und rette dich!

Wilhelm.

Dies Weib verwandelt meinen Muth in Zagheit.

Conrad.

Kommt, laßt uns eilen; groß ist die Gefahr.
Mein Gott, was muß ich grauer Mann erleben!

Emina.

O schreckliches Verhängniß, ich die Schuld,
Daß Khalils Wuth jetzt Tausende verschlingt.
Dies folternde Bewußtsein raubet mir
Die Ruhe; nimmer find' ich sie hiernieden;
Im Arm der Liebe selbst wird sie mich fliehen.

Achte Scene.

Bertram und Heinrich. Die Vorigen.

Bertram.

Es ist zu spät; die Stadt ist nicht zu retten.
In allen Gassen wüthet schon die Flamme.
Die Saracenen toben fürchterlich;
Wie Meereswogen brausen sie heran.
An einem Augenblick hängt unser Leben.
Fort! fort!

Ida.

Gott, steh' uns bei!

Emina (zu Bertram).

O schütz' uns doch!

Bertram.

Seid standhaft. — Heinrich, Wilhelm, zieht die Schwerter;
Die Weiber nehmen wir in uns're Mitte.
So schlagen wir uns durch bis an den Hafen,
Wohin noch wenige der Feinde drangen;
Und dann in's Vaterland mit vollen Segeln.

Alle.

Fort! fort! In's Vaterland! in's Vaterland!

(Sie ziehen die Schwerter. Alle ab.)

Neunte Scene.

Man sieht in der Perspective die brennende Stadt im Hintergrunde. Geschrei und Waffengeklirr. Khalil eilt mit Omar und mehreren Mameluken mit bloßem Säbel herbei.

Khalil

(inner der Scene).

Haut nieder, mordet, laßt die Flammen prasseln!
Verderben allen Christenhunden — Tod!

(Tritt auf.)

Wo sind sie, ha, wo sind sie, niemand da?
Wie, wenn sie mir entwischten? Mord und Rache!
Eilt, eilt! durchwühlt das ganze Haus! Ich muß
Sie haben — muß sie finden! Schleppt mir sie
Daher, daß ich der Rache Wollust schlürfe.

(Omar durchsucht mit einigen Mameluken die Seitengemächer.)

In ihrem Blut soll diese Faust sich baden;
Vor ihrem Auge will ich ihn zerstücken;

Auf seiner Leiche würg' ich dann die Schlange
Und weide mich an ihrem letzten Zucken.

Omar
(mit den Mameluken zurückkommend).

All die Gemächer, Sultan, sind geleert:
Kein lebend Wesen ist im ganzen Hause.

Khalil.

Sie flohen also? Fort, durchsucht die Stadt,
Erdrosseln lass' ich euch, entkommen sie!
(Will ab.)

Zehnte Scene.

Hassan. Die Vorigen.

Hassan.

Wohin eilt mein Gebieter?

Khalil.

Sie zu haschen.
Eminen — ihren Buhlen muß ich haben;
Sollt' ich sie selbst im Meeresabgrund suchen.

Hassan.

Es ist zu spät; sie sind entflohen.

Khalil.

Was?

Hassan.

Mit vollen Segeln schifften sie von hinnen.

Khalil.

Du sahst sie flieh'n, und nahmst sie nicht gefangen?

Hassan.

Ich wollt' es wohl; doch der verfluchte Deutsche
Stand am Gestad' und kämpfte wüthend, bis

Die Seinigen geborgen waren, sprang
Sodann an Bord, und schnell entwich das Schiff.

Khalil.

Ihr feigen Buben! Muselmänner ihr? —
Eilt, Schiffe her, wir setzen ihnen nach!

Hassan.

Im ganzen Hafen ist auch nicht ein Boot.

Omar

(an ein Fenster eilend).

Sieh', Sultan, in der Ferne dort — sie sind's.
Ha, pfeilschnell fliegt im Wind das Schiff dahin.

Khalil.

Mit gleicher Hast verfolge sie mein Fluch;
Der Himmel regne Feuer auf sie nieder;
Im tiefsten Schlund verschlinge sie das Meer!
Und sollten sie das Ufer je betreten,
So mag sie Gift und Dolch und Pest vertilgen. —
Fort, zündet an dies Haus, dies Natternest!
Verheert die ganze Stadt zu Schutt und Graus.
Der Name Christ verhalle hier auf ewig!

Alle (rufen).

Der Name Christ verhalle hier auf ewig!!

(Alle eilen ab; die Flammen schlagen herein; der Saal stürzt krachend zusammen. Lautes Getümmel. Der Vorhang fällt.)



Die Tempelherren.

Dramatisches Gedicht in fünf Acten.



Der 18. März des Jahres 1314 ist ein Tag der Geschichte Frankreichs, der düster bleiben wird im Buche der Welthistorie bis zum Ende aller Tage, der seinen unauslöschbaren Schatten werfen wird auf das Menschengeschlecht und auf einen König jenes Landes, dessen Regierung, so viel sie auch Gewaltthaten aufzuweisen hat, sich doch durch keine derselben eine so unvergeßliche, traurige Erinnerung erworben hat, als durch die That, welche an jenem Tage auf Geheiß Philipps des Schönen ausgeführt wurde, und welche in der Hinrichtung des Großmeisters der Tempelherren Jakob von Molay bestand. Die Größe und Erhabenheit des Templers bei seinem Untergange, die echte Ritterlichkeit, welche er historisch erwiesen bis zu seinem letzten Athemzuge zeigte, hat Jakob von Molay schon mehreren Dichtern zum Vorwurf dramatischen Bearbeitungen passend erscheinen lassen. Auch Kalchberg stellt als Helden den Großmeister in den Vordergrund seines Dramas und gruppirt die übrigen Gestalten geschickt um diese Heldenfigur, die meisten Personen sind dabei der Geschichte entnommen und auch die Vorgänge zum größten Theil historisch beglaubigt. Die Charaktere hat der Dichter allerdings zum Theil nach seinen poetischen Intentionen gebildet, jedenfalls aber nicht verbildet, weder Nogaret, noch Noffo Dei erscheinen nach der historischen Ueberlieferung besser und weniger verworfen, als sie des Poeten künstlerische Feder entworfen, der

schwankende Charakter Philipps ist freilich im Drama mehr der guten Seite zugekehrt und zeigt gegen Ende eine Wandlung, welche die Geschichte nicht kennt.

Wie bei den meisten übrigen Dramen Kalchberg's scheint mir auch hier eine kurze Darstellung der wirklichen geschichtlichen Vorgänge für den Leser des Gedichtes am Platze und für das Verständniß des Ganzen in seiner Gesammtheit von großem Vortheile. Auch einige kurze Worte über den Tempelherrenorden im Allgemeinen dürften als Eröffnung einer solchen Skizze am Platze sein, zumal in dem Drama nicht selten auf die Geschichte des Ordens, einzelne Vorgänge und Gestalten desselben aus der ersten Zeit seines Bestehens hingewiesen wird.

Zur Zeit der Kreuzzüge war es, als sich in Palästina im Jahre 1118 nach dem Vorbilde anderer Ritterorden auch der Tempelherrenorden bildete. Neun edle Franzosen traten zusammen zur Beschützung der den saracenischen Räubern so sehr ausgesetzten christlichen Pilger in Palästina, welche bisher ohne allen Schutz gewesen und zum ausdauernden vereinigten Kampfe gegen die Ungläubigen, Gottfried von St. Aldemar und Hugo von Payens waren die Häupter dieser Ritterschaar, letzterer auch der erste Großmeister. Unter ihm legten die Ritter dem Patriarchen in Jerusalem die vier Gelübde der Armuth, Keuschheit, des Gehorsams und der Beschützung der Pilger ab, und sie erhielten von Balduin II. einen Wohnsitz an der Ostseite des Tempels Salamonis angewiesen, woher sie den Namen der Tempelherren behielten. Im Anfange durch ihre Kleidung nicht als Mitglieder eines besondern Ritterordens kenntlich, erhielten die Ritter in der Folge weiße Mäntel mit einem achteckigen rothen Kreuze als Ordenskleidung und ihr Siegel, zwei Reiter auf einem Pferde, deutete auf die große Armuth der ersten Templer hin. Hugo selbst zeigte nicht nur

Ernst und Würde, sondern auch die Festigkeit, welche dem Anführer einer zu so kühnen und edlen Thaten zusammengetretenen Körperschaft zukommt. Erst im dreizehnten Jahrhunderte theilten sich im Orden die Mitglieder in Ritter und dienende Brüder, das war zu einer Zeit, als der Orden der Tempelherren zu einer bedeutenden Höhe der Macht gelangt war; schon zu Ende des eilften Jahrhunderts erschienen die Tempelherren in gewaltiger Anzahl weithin verbreitet und zählten ihre Mitglieder nach vielen Tausenden. Es erschien geboten, zur Erhaltung der Mitglieder Grundbesitz und liegende Güter dem Orden zukommen zu lassen, insbesondere fiel ihm durch Schenkungen, Vermächtnisse u. dgl. mancher bedeutender Länderbesitz zu, wohl auch durch manche Eroberung. Einige der folgenden Großmeister, wie Odo de Saint-Amand thaten zur Vergrößerung der Macht und Bedeutung des Ordens, der sich bald zu einem Ritterorden mit aristokratischem Gepräge gestaltet hatte, außerordentlich viel. Am Schlusse des zwölften Jahrhunderts waren viele große Besitzungen Eigenthum der Templer, die sich im Jahre 1291, als Accon in die Hände der Ungläubigen gefallen war, nach Cypern zurückzogen.

Wie Neid und Mißgunst nirgends ausbleiben, wo sich eine Zahl irdischer Glücksgüter angesammelt hat, wo eine Macht erreicht worden ist, die von vielen Seiten angestrebt wird, so wurden auch die Tempelherren, kaum daß ihre Mittel bedeutend zu werden anfingen, insbesondere von Regenten verschiedener Staaten mit scheelen Blicken angesehen, und man suchte ihnen auf manche Weise entgegenzutreten. Hauptsächlich war dies der Fall in Frankreich, wo Philipp der Schöne, ein Regent, der sich häufig in Geldnoth befand, dem reichen und unabhängigen Orden auf jede Weise zu schaden und dessen Güter an sich

zu bringen suchte, ein Plan, der ihm leider zum großen Theile gelang. Man begann damit dem Orden verschiedene Vorwürfe zu machen, die immerhin auf vereinzelten wirklichen Vorkommnissen gefußt haben mögen, man tadelte die Habsucht und den Stolz der Ritter, die Herrschsucht der Ordensoberen und ihre vielfachen Ueberhebungen, man warf ihnen sogar ungläubige Ansichten, Annahme mohamedanischer Talismane und Zaubermittel vor, lauter Dinge, die hier und dort bei dem vielfachen Verkehr, der Ritter mit den Mohamedanern nicht gerade unmöglich sind. Der Großmeister des Ordens bediente sich des Titels von Gottes Gnaden, hielt einen zahlreichen und glänzenden Hof, und auch dies wurde insbesondere von geistlicher Seite den Templern zum Vorwurfe gemacht, obgleich der genannte Titel auch anderen Großmeistern von Ritterorden und Prälaten ertheilt worden war. Dupuy (über sein Werk vergleiche unten die bibliographischen Angaben), der in seinem Buche einen Parteistandpunkt gegen den Orden einnimmt, läßt uns aber leicht ersehen, warum man den Templern Feind war, berichtet doch nach seiner Angabe der Erzbischof Wilhelm von Tyrus: que leurs biens tant deçà que delà mer estoient immenses; qu'il n'y avoit lieu en la Chrestienté où ils n'eussent des biens; qu'ils estoient comparables aux Roys pour les richesses. Bald sollte es nun zu jenem grausamen Processe kommen, der einem förmlichen Mordkampfe gegen den Orden gleich ist und von dem der französische Geschichtsschreiber (Henri Martin, Histoire de France. IV. 467) sagt: Tout n'est que ténèbres et qu'horreur dans cette funeste histoire; et les motifs de la persécution, et les crimes imputés aux accusés, et leurs aveux, et leur rétractation couronné par une mort héroïque, tout jette dans une douloureuse perplexité

l'esprit qui cherche la vérité à travers tant de mystères sinistres.

Unter dem Großmeister Jakob von Molay sollte das Verderben über den Orden der Tempelherren hereinbrechen. Molay selbst war eine stolze, aber ehrenhafte Natur, vielleicht mitunter etwas wankelmüthig, dem Orden aber treu ergeben, in der Gegend um Besançon geboren, wurde er schon jung in den Orden aufgenommen und im Jahre 1297 zum Großmeister gewählt. Er befand sich eben auf Cypern und rüstete zu einem Kriege gegen die Saracenen. Philipp hatte inzwischen die Templer bei Clemens V. geradezu angeklagt und zu derselben Zeit, im Juni 1306, forderte der Papst den Großmeister auf, nach Frankreich zu kommen, vorgeblich, um sich mit Molay über einen Kreuzzug zu berathen. Philipp aber war dem Orden noch große Geldsummen schuldig, die er von diesem aufgenommen hatte und dürfte wohl mit die Veranlassung zur Berufung des Templers nach Frankreich gewesen sein. Dieser erschien in Paris, er brachte große Geldsummen mit, 150.000 Goldstücke und so viel Silber, daß zehn Maulthiere daran zu schleppen hatten, und hinterlegte das Geld im Tempelhause. Und nun hielt Philipp den Zeitpunkt für gekommen, in welchem er sein Vorhaben die Templer in den Anklagestand zu versetzen, ausführen konnte, nachdem er noch zuvor dem Papst die Bewilligung hiezu abgedrungen, indem ihm der König sechs Punkte zur Beschwörung vorlegte, von denen sich fünf gegen den füheren Papst Bonifaz VIII. richteten, an dessen Stelle Clemens durch Unterstützung des Königs gekommen war, den sechsten Punkt aber, erklärte Philipp, könne er dem Papste jetzt nicht entdecken, weil er zu wichtig wäre und geheim bleiben müsse. Clemens fühlte noch aufrichtige Dankbarkeit dem Könige gegenüber, der ihm zum päpstlichen

Stuhle verholfen, er beschwor die sechs Punkte, ohne den letzten derselben, der eben gegen die Templer gerichtet war, zu kennen. Zwei Personen, gefügige Werkzeuge des Königs: Squin von Flexian, früher selbst Prior des Ordens und vom Großmeister zu lebenslänglicher Haft verurtheilt, und ein Florentiner Noffo Dei, früher ebenfalls Tempelherr, der aber abtrünnig geworden war, ein ganz verworfener Mensch — Beide hatten sich, es ist dies charakteristisch, im Gefängnisse kennen gelernt — verfaßten nun eine Anklage und legten diese dem Könige vor. Der Lohn dafür war die Freilassung Beider aus dem Gefängnisse. Diese Anklageschrift sollte die Handhabe zu einer Untersuchung geben, wie sie in den Annalen der Menschheit an Nichtswürdigkeit ihres gleichen sucht. Philipp erließ nun an die Seneschälle und Baillis des Reichs geheime Weisungen, die Templer gefangen zu nehmen und ihre Güter mit Beschlag zu belegen. Ein Großinquisitor und Inquisitoren wurden eingesetzt, welche unter Beihilfe der Prioren und Lectoren des Dominicanerordens (der den Templern von jeher feindlich gesinnt war) die Untersuchung gegen die der schändlichsten Verbrechen angeklagten Tempelherren führen sollten. Unglaubliche Dinge waren es, welche die Ritter der Anklage nach begangen haben sollten; sie hätten, hieß es, bei der Aufnahme in den Orden Christus verläugnen, das Kruzifix anspeien müssen, sie wären, es sei dies Ordensgrundsatz gewesen, zur Sodomiterei und zu den unnatürlichsten Lastern gezwungen worden, denjenigen, der den neuen Ritter aufnehme, habe der Neuaufgenommene auf verschiedene entblößte Stellen seines Leibes küssen müssen; sie verehren ein Götzenbild in Form eines Menschenkopfs mit einem großen Barte, das sie Baphomet nennen u. dgl. m. Alle diese Anschuldigungen reducirten sich in Wahrheit auf einzelne Fälle, welche in Folge der Zeugen-

aussagen constatirt wurden. Aber selbst diese Aussagen waren vereinzelt und man muß bedenken, daß viele der Vernommenen erst nach den ärgsten Qualen der Folter gestanden und ihren Angaben wenig Glauben beigemessen werden kann, gestand doch Molay selbst unter den furchtbaren Folterqualen die Verläugnung Christi ein. Moldenhawer's Publication der Original-Untersuchungsacten der päpstlichen Commission in Frankreich, welche zu Ende des vorigen Jahrhunderts erschien, zeigt zu Genüge, wie schwankend die Aussagen und wie bedenklich dieselben oft erscheinen, endlich wie so viele der Vernommenen von allen den gemachten Anschuldigungen gar nichts wissen.

Einer der eifrigsten in der Verfolgung der Tempelherren, und einer der ersten unter denjenigen, welche Philipps Plan den Orden zu vernichten, von vorne herein unterstützten, war des Königs Kanzler Wilhelm von Nogaret, ein Mann, der das volle Vertrauen Philipps genoß, in alle Geheimnisse desselben eingeweiht war, und jedenfalls auch von diesem durch Versprechung eines Antheiles an dem Gewinn in seinem Vorgehen bestärkt worden war. Nogaret's Vater hatte der Orden der Ketzerei wegen verbannen lassen, ein Grund mehr, daß auch der Sohn jeden Templer glühend haßte. Das Verfahren, welches eingeleitet wurde, war, wie gesagt, ein gewaltthätiges, man ließ den Templern nicht Zeit, sondern verhaftete sie und zwar, da der König den Auftrag gegeben hatte, in ganz Frankreich, gegen die in Paris verhafteten Ritter leitete der Großinquisitor selbst die Untersuchung. Das Untersuchungsverfahren dauerte viele Monate, unter den Angeklagten hatten bei Anwendung der Folter manche gestanden aber schnell widerrufen als sie frei und ungezwungen ihre Angaben wiederholen sollten. Ohne daß die eigentliche Commission etwas davon erfuhr, geschah nun am 12. Mai 1310 ein furchtbarer Gewaltact, es wurden

vor der Abtei St. Antoine in Paris vierundfünfzig Templer, welche die Provincialsynode von Sens als Rückfällige verdammte, den Flammen übergeben. Die Commission war bestürzt, entrüstet, zumal sie von mehreren ähnlichen Fällen vernahm, sie wollte ihre Thätigkeit einstellen, was die Zeugenvernehmungen betrifft, geschah dies in der That. Endlich wurden die Acten dem Papste geschlossen übersendet. In den Jahren 1311 und 1312 tagte das Concil von Vienne und besprach das Schicksal des Ordens, dessen Mitglieder so viel erdulden mußten, am 2. Mai 1312 erlebte Philipp die Genugthuung, daß eine Bulle des Papstes Clemens „aus Fürsorge, nicht Kraft richterlichen Spruches“ die Aufhebung des Ordens verfügte, seine Güter sollten den Johannitern anheimfallen, daß dies aber in Frankreich nicht geschah, dafür sorgte Philipp, der alle Besitzungen und Reichthümer der Templer bald zu seinem Eigenthum machte.

So endete der Proceß gegen die Tempelherren, den Eigennutz und Willkür angefangen, fortgesetzt und beendet hatten. Wenn man den Stand der Sache objectiv betrachtet, so läßt sich das Verschulden Einzelner allerdings nicht abläugnen, Hammer-Purgstall, der bekannte berühmte Orientalist, hat hierüber eingehende gelehrte Studien veröffentlicht (siehe unten), aber so groß war die Schuld nicht, als sie Hammer darzustellen sucht, insbesondere nicht die Schuld des Ordens als solchen, einzelne Mitglieder, es geht dies aus allen vorhandenen Documenten und Urkunden hervor, waren gewiß schuldig und verdienten gestraft zu werden, nicht aber die meisten, nicht der Orden in seiner Gesammtheit, der nie aufgehört hat die edlen Tendenzen zu pflegen, wegen welcher er gegründet war. Bei Hammer finden sich Abbildungen des Götzen Baphomet, entschieden hat aber des Gelehrten Phantasie zu viel in den vorhandenen Götzenbildern ꝛc. gesucht.

Groß und unantastbar steht die Gestalt Jakob von Molay's in dem Processe da. Es erscheint nothwendig hier noch in einigen Zügen das Ende dieses edlen Mannes zu skizziren. Auf dem Concil zu Vienne hatte sich der Papst das Urtheil über den Großmeister und einige andere Beamte des Ordens vorbehalten, er wollte selbst über Molay, dann über den Großprior der Normandie Veit von Auvergne, über Hugo von Peraldo und Benigne Cour de Roi richten und sie zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilen. Zuvor jedoch sollten diese vier Personen ein öffentliches Bekenntniß ihrer Verbrechen in Paris ablegen. Aber statt zu bekennen widerriefen Molay und der Großprior die schon gemachten Angaben, die ihnen durch die Folter erpreßt waren. Die ganze Versammlung der Kardinäle war hiedurch aus der Fassung gebracht; als der König hievon vernahm, wüthete er und befahl die „Läugnenden“ noch denselben Abend zu verbrennen. Auf der kleinen Seine-Insel Isle du Palais wurden die Scheiterhaufen errichtet. Molay hielt noch eine Rede an das Volk in der er seine Unschuld betheuerte, in der er sich für schuldig erachtete, weil er sich durch die Folterqualen zu dem schrecklichen Verbrechen, die unwahren Frevelthaten zu gestehen, habe verleiten lassen. Vom Holzstoße herab soll der Großmeister aber auch damals den König und den Papst binnen Jahresfrist vor den Richterstuhl Gottes geladen haben. Ein anderer der zum Feuertode Verurtheilten wendete sich zu dem anwesenden Wilhelm von Nogaret: „Falsch und ungerecht“ sprach er, „hast du zur Ausrottung des Ordens Vorschub gethan, an den König können wir nicht appelliren, da er mit Einstimmung des Papstes wider uns ist, aber vor den wahrhaftesten und obersten Richter, der stärker ist, als jene, lade ich dich vor, wo du binnen acht Tagen erscheinen und Rechenschaft geben sollst“.

Wenn auch diese Erzählung vielleicht später erfunden worden ist, so zeigt sie doch den Geist des Volkes, dem sie entsprungen. Nogaret starb wirklich bald darauf plötzlich. Am 20. August 1314, endete Clemens V. sein Leben, der König Philipp am 29. November desselben Jahres, und so soll sich jene Prophezeiung der Sterbenden erfüllt haben.

Von den Quellenwerken und historischen Arbeiten über die Geschichte des Processes gegen die Tempelherren und dessen traurigen Ausgang seien nur einige der wichtigsten Werke erwähnt:

Dupuy, Histoire de la condamnation des Templiers (in dem Werke Dupuy's Traitez concernant l'histoire de France etc. A Paris. 1654. p. 1—191).

Karl Gottfried Anton, Versuch einer Geschichte des Tempelherrenordens. 2. Aufl. Leipz. 1781.

Dan. Gotthilf Moldenhawer's Prozeß gegen den Orden der Tempelherren. Aus den Originalacten der päbstlichen Commission in Frankreich. Hamburg 1792.

Havemann's Geschichte des Ausganges des Tempelherrenordens. Stuttgart 1847.

Wilcke, Geschichte des Tempelherrenordens. Leipz. 1826—1835. 3 Bde.

Henri Martin, Histoire de France. Tom. IV. p. 467 ff. Paris 1855.

Ernst Alex. Schmidt, Geschichte von Frankreich. I. S. 692 ff. Hamburg 1835.

Georg Weber, Allg. Weltgeschichte. VII. S. 740 ff. Leipz. 1868.

Joh. Bapt. Weiß, Lehrbuch der Weltgeschichte. III. Das Mittelalter. 2 a. S. 612 ff.

Endlich seien noch die culturhistorisch merkwürdigen gelehrten Arbeiten des Gegners der Tempelherren Joseph Freih. von Hammer zu erwähnen, nämlich: Mysterium Baphometis revelatum in den Fundgruben des Orients. VI. Wien 1818, und „die Schuld der Templer“ in den Denkschriften der Akademie der Wissenschaften. Phil.-hist. Classe. VI. Wien 1855, beide Werke mit vielen Tafeln illustrirt, angeführt.

Die erste Ausgabe von Kalchberg's Drama erschien unter dem Titel: „Die Tempelherren.“ Ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. Grätz 1788. — In der Gesammtausgabe findet man im 6. Bande „Die Tempelherren.“ Ein dramatisches Gedicht, S. 109, mit sehr unbedeutenden Abweichungen von der ersten Ausgabe.

Personen.

Philipp der Schöne, König von Frankreich.
Blanca, dessen Tochter.
Wilhelm von Nogaret, dessen Kanzler.
Mathilde, Tochter des Kanzlers.
Noffo Dei, ein ausgestoßener Tempelritter.
Walter, ein alter Minnesänger.
Jakob von Molay, Großmeister der Tempelritter.
Guido von Auvergne, Großprior des Templerhofes zu Paris.
Johann von Paris, ein Tempelknappe.
Ein Geist.
Tempelritter.
Wache.

Die Handlung geht in Paris vor.

Erster Act.

(Ein mit Tempelritter-Gemälden gezierter Saal.)

Erster Auftritt.

Johann von Paris.

(Geht einige Mal unruhig auf und ab, und spricht dann.)

Ach wie es stürmet, welche Unruh' mir
An diesem bangen, vollen Herzen nagt!
Nichts bringt mir Freude, was dem Sterblichen
Sonst zur Erquickung dient. Die Sonne weckt
Mich nur zur Wehmuth auf. Der Frühling bringt —
Er ruft mich nicht in's Feld — mir keine Lust.
Natur, Natur, warum gabst du mir doch
Dies frühe Selbstgefühl, und diesen Geist,
Der hoch sich über Pöbelseelen schwingt,
Sich Wunder auszuführen mächtig wähnt;
Wenn eingeengt in Schranken des Gehorsams,
Gefesselt durch Gewohnheit, dieses Feuer,
Das mir so heiß durch jede Fiber glüht,
Ach, wirkungslos erkalten soll, bis sich
Mein Muth und diese ganze Jugendkraft
In weibischer Unthätigkeit verliert?

(Geht schweigend eine Weile umher, und betrachtet die Bilder.)

Ha, wie er auf mich fährt, der Heldenblick!
Ihr, deren Name lang dem Zahn der Zeit
Im Buche der Unsterblichkeit nun trotzt,
Wie düster starret ihr auf mich herab;

Als sagtet ihr: Ruchloser Jüngling! Was
Verweilst du hier in thatenloser Ruhe?
Du willst ein Templer sein, und, Feiger, noch
Schmückt kein erkämpfter Lorber deine Stirn;
Noch macht dich keine That des Ordens werth!

Zweiter Auftritt.

Guido von Auvergne und der Vorige.

Guido.

(Nachdem er ihn eine Weile unbemerkt beobachtet hatte.)

Johann!

Johann (auffahrend).

Wer ruft? (verlegen:) Ihr, Ritter, seid's? Vergebt,
Ich sah' euch nicht!

Guido.

Warum so düster, Knappe?
Was weilst du hier so einsam, gleich als füllte
Verborg'ner Gram die Tiefen deiner Seele?

Johann (für sich).

Gott, welche Frage! (laut:) Ach, ihr irret, Ritter!
Wie könnt' ich denn bei euch unglücklich sein?

Guido.

Pfui, Jüngling, Lügen ziemen keinem Templer:
Wodurch gab ich dir Ursach', daß du mir
Mißtrauisch jetzt dein Herz verhehlen willst?
War ich je kalt bei eines Menschen Leid?
Späh' ich bei meinen Untergebenen
Nicht jedem Seufzer, jeder Thräne nach,
Wo möglich sie zu trocknen — oder doch
Mit ihnen brüderlich den Gram zu theilen?
Fürwahr, dein Mißtrau'n, Jüngling, kränket mich!

Johann.

Vergebt. Ich weiß, mit Vaterlieb' umfasset
Ihr eure Templer alle; laßt jedoch,
Ich bitt' euch, von mir ab! — Ach forscht nicht weiter!

Guido

(faßt ihn bei der Hand).

Mein Sohn, in deinem Antlitz spiegelt sich
Dein Geist. — Ich seh's, des Grames Natter hat
Dein Herz dir siebenfach umwunden, — ach,
Und nagt daran mit unstillbarem Hunger.
Drum komm, und klage deinen Kummer mir!
Vielleicht vermag ich es, dies Ungeheuer
Zu tödten. — Sieh', ich will dein Arzt, dein Freund,
Dein Vater sein.

Johann.

O Dank euch, edler Ritter!
Ja, Sünde wär' es, wenn ich dieses Herz
Noch länger eurem süßen Trost verschlöß',
Doch — darf ich unverhohlen mit euch sprechen?

Guido.

Hab' ich dir's je verboten?

Johann.

Nun so gönnt
Mir eine Frage. — Wer sind diese hier?

Guido.

Wie sonderbar! Als wüßtest du es nicht!
Es sind Gemälde jener Tempelritter,
Die sich Unsterblichkeit errangen, früh
Schon ihres Ordens Stolz, und Muster stets
Für die, die ihren Pfaden folgen.

Johann.

Wer
Ist dieser Ritter hier, auf dessen Stirn
Der Edelmuth — der Seele Hoheit thront?

Guido.

Der? — Walter Montbarri.

Johann.

Und seiner Thaten?

Guido.

Sind viel. Als Knappe nahm er Nurredin,
Den Neffen des berühmten Saladin,
In einer Schlacht mit eig'ner Hand gefangen.

Johann.

Als Knappe schon? — Doch wer ist jener Edle,
Deß Bild die Mitte dieser Halle schmückt?

Guido.

Soll Hugo Pajens unbekannt dir sein?

Johann.

Der als ein muth'ger Jüngling schon, da ihn
Die stolzen Johanniter Armuth halber,
Nicht aufgenommen, mit noch acht Gefährten
Der Stifter unsers Ordens ward?

Guido.

Ja, der!

Johann.

Und euch befremdet noch die Schwermuth, Ritter!
Die innerlich mich quält? Seht diese Männer!
Sie haben sich schon Ruhm erkämpft, als noch

Auf ihren Wangen holde Jugend blühte.
Und ich, mit diesem Seelendrang, mit diesem
So heißen Streben nach Unsterblichkeit —
Vergebt den Ausdruck meinem Selbstgefühl,
So stolz er immer klingt — muß thatenlos
Mein Leben hier verschlummern, bis vielleicht
Des Todes Hand mir meine Blüthe raubt.
Wie eine Schwalbe, die der Wettersturm
Beängstigt, irr' ich nun, und suche Ruh',
Und finde keine. Jede Nachricht, die
Vom heil'gen Land' und Templerthaten kommt,
Ist meinem Ohr' ein neuer Donnerschlag,
Fährt, wie ein Blitz, durch meine düst're Seele.

Guido.

Mein Sohn! Er ist mir werth, der edle Stolz,
Der dich zu großen Thaten spornet, und
Mit Ruhmbegier erfüllt. Er ist der Stempel,
Erhab'ner Seelen; ist des Künstlers und
Des Helden Schöpfer. Wen dies edle Feuer
Nicht innerlich durchglüht, der hebt sich nie
Durch Unternehmungen, und wallet stets
Auf seiner Mittelstraße fort, bis er
Im Meere der Vergessenheit versinkt.
Doch suche nicht die Ordnung der Natur,
Mein Sohn, zu stören. Sieh', auch diese Helden
Sind Knaben einst und Jünglinge gewesen.
Die Eiche, die dem Sturme trotzt, war einst
Ein schwacher Sprößling, den ein Windhauch bog.
Geduld, o Jüngling! Bald rückt sie heran,
Die thatenschwang're Zeit, die alles prüft:

Dann wird man Heldenmuth von dir verlangen;
Dann zeige deines Armes ganze Kraft!

Johann.

Die Zeit ist meinem Herzen eine Schnecke,
Und die Geduld ein launig Weib, das nur
Den Greis liebt und den Jüngling von sich stößt.
Nicht ich, ihr Ritter, suchet der Natur
Erhab'nen, schnellen Gang zu hemmen! Früh
Hat sie mich aus dem Jugendschlaf geweckt;
Ließ in des Jünglings Körper schon zum Manne
Die Seele reifen; ihr ersticket dies
Gewalt'ge Feuer, dieses Streben; ihr
Knüpft Lasten an des Adlers Füße, daß
Er sich zur Sonne nicht erheben kann.

Guido.

So fühlest du, du kühner Jugendgeist,
Dich wirklich fähig, jede heil'ge Pflicht
Des Templers zu erfüllen? nur zu gern
Träumt sich der aufgeblühte Jüngling Mann.

Johann.

Nein, Ritter, dieses Jünglingsarmes Kraft
Mißt sich mit jeder männlichen. Mir wäre
Die schwer'ste Rüstung sicherlich so leicht
Und angenehmer, als der Braut ihr Schmuck;
Die Wucht des Ritterschwerts das meiner Faust,
Was einer Knabenhand ein Ulmzweig ist.

Guido.

Mein Sohn, du irrst, wenn blinde Tapferkeit
Du für den Schmuck und Zweck des Templers hältst.

Das Schwert in eines Wüthrichs Faust ist stets
Der Menschheit Jammer, in des Weisen Hand
Ihr Schutz. Nicht Länder zu verheeren, nicht
Aus Raube sich Trophäen zu errichten,
Bespritzt mit Blut, gebraucht der Templer Waffen.
Der leidenden verfolgten Christenheit
Empor zu helfen, und sie vor der Wuth
Der Feinde unsers Glaubens zu beschützen;
Die schädliche Gewalt der Tyrannei,
Wo sie der Menschheit heil'ge Rechte stört,
In ihrem Fortschritt zu beschränken, stets
Des Armen und des Fremdlings eingedenk,
Ist die von Gott ihm auferlegte Pflicht.
O Knappe, lern' bevor dich selbst besiegen;
Und dann erst ziehe hin, den Christenfeind
Durch deine Tapferkeit zu überwinden!
Sei tugendhaft; denn ohne Tugend gleicht
Die Tapferkeit mehr einer wilden Flamme,
Die, statt zu leuchten und zu wärmen, nur
Verheerung stiftet. — Doch besitzest du
Die Kraft, dem täuschenden Syrenensang
Des Lasters — das der makellosen Jugend
Kein Schreckenbild — ein Feen-Paradies,
Ein lockendes Gesicht der Wollust scheint —
Und jeder Art von Reiz zu widersteh'n;
Kannst du, wenn mit der Rose in dem Munde
Die Schlange der Verführung dich beschleicht,
Dein eigener Beherrscher sein; so lege
Nun deine Hand in meine. — Schwöre, Jüngling!
Beim Urborn dieses großen Weltalls mir,
Treu zu erfüllen jede Ritterpflicht.

Johann
(reicht ihm die Hand).

Bei dem, der in der Herzen tiefesten
Verborg'nen Abgrund blickt, beschwör' ich's euch.
Mein Name sei ein Abscheu aller Welt,
Mein Haupt, getrennt von seinem Rumpfe, sei
Der Wellen Spiel. — Die Zunge, die vor Gott
Den Meineid schwur, dies Herz aus falscher Brust
Gerissen und am Meerstrand hingeworfen,
Der Raben Futter, wenn ich Ordenspflicht
Verletzen, je durch eine Schandthat mich
Vor Gott und euch herunterwürd'gen sollte.

Guido.

Lass' dich umarmen, bied'rer Jüngling, heute,
Wenn Mitternacht den Erdkreis deckt, dem Schlafe
Sich jeder Laie weiht, wirst du in die
Geheimnisse des Ordens eingeweiht,
Und durch den Ritterschlag ein Templer werden.

Johann.

O Dank euch, Dank euch, Ritter! — Himmel, meiner
Schlaflosen Nächte langer heißer Wunsch,
Die lang genährte Sehnsucht dieses Herzens
Ist der Erreichung nah'! O Seligkeit!
Viel lieblicher tönt diese Nachricht mir,
Als wenn die Stimme Tausender mich jetzt
Zu einem König ausgerufen hätte.

Guido.

Knapp', zähme deine Freude! — Horch! mich däucht,
Als hört' ich ein Getös. Geh' hin, und sieh'!
Doch keinem Sterblichen darfst du entdecken,

Welch' Glück die heut'ge Mitternacht dir bringt;
Denn eines Templers erste Pflicht ist — Schweigen.

Johann.

O sorget nichts! Kein Fisch kann stummer sein,
Doch keiner lechzt nach seinem Element
Auch so, als ich nach dieser Mitternacht.

Dritter Auftritt.

Guido (allein).

Ein bied'rer Junge. — — Großer Thaten fähig.
Einst unsers Ordens Schmuck, der Feinde Schrecken,
Der Stab der Christenheit. Zwar braust sein Blut,
Zu heftig noch in seinen Adern; doch
Dies wird die Zeit und die Erfahrung kühlen.

Vierter Auftritt.

Der Vorige und Johann.

Johann.

Wißt, der Großmeister ritt mit ein'gen Rittern
Nun eben durch des Hofes Pforten ein!
Ha seht, da kommt er schon!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Jakob von Molay mit einigen Rittern.

Jakob.

Sei dreimal mir
Gegrüßt, mein grauer Bruder! alter Freund
Und Kriegsgefährte! Komm, reich' mir die Hand,
Und drück' den Bruderkuß auf meine Lippen!

(Sie küssen sich.)

Doch wie so ernst?

Guido.

Vergib der Ueberraschung.
Die große Freude lähmt die Zunge mir.
Willkommen! O willkommen, Freund und Bruder!
Ja hüpfen möcht' ich, wie ein Knab', daß ich
Dich noch ein Mal in diese schwachen Arme,
An diesen welken Busen drücken kann! —
Doch deine Ankunft? Und so unvermuthet?

Jakob.

Befremdet deinen grauen Kopf, nicht wahr?
Ich weiß, ich sagte dir, es würde nimmer
Mein Fuß dies Königreich betreten. Doch
Was ist der Mensch? Ein Schiffchen auf dem Meer.
Des Schicksals Winde trieben meinen Kahn
In diesen Hafen.

Guido.

Was mich höchlich freut.

Jakob.

Mich nicht... Weißt du die Ursach' meiner Ankunft?

Guido.

Hm, wie sollt' ich sie wissen?

Jakob.

Nun, so höre:
Man sendet mich hieher, ein Ball zu werden,
Mit dem ein König nach Belieben spielt.

Guido.

Wie? um des Königs, uns'res Feindes willen,
Kommst du aus fernem Lande zu uns her?
Unglaublich! Nein, dies fass' ich wahrlich nicht.

Jakob.

Bald wirst du es; doch meine Ritter sind
Von weiter Reis' ermüdet.

(Zu Johann.)

Knappe, geh'!
Weis' ihnen ihren Ruheplatz!

(Johann mit den Rittern ab.)

Sechster Auftritt.

Jakob und Guido.

Jakob
(gibt dem Guido einen Brief).

Da Bruder,
Lies einmal dies!

Guido.

Was seh' ich? einen Brief
Von Seiner Heiligkeit an dich! (Liest:) „Wir Clemens
„Der Fünfte, durch die Gnade Gottes letzt
„Erwählter Röm'scher Papst, ertheilen euch,
„Jakob von Molay, des Tempelordens
„Großmeister, unsern heil'gen Segen, und
„Gebieten euch, zu unserm lieben Sohn
„Und Freund, dem König Frankreichs, hinzuziehen,
„Der eurer Klugheit, eurer Tapferkeit
„Sehr wichtige Geschäfte zu dem Wohl
„Der Christenheit vertrauen wird."

Jakob.

Nun, Bruder!
Du schüttelst sehr bedenklich deinen Kopf.

Guido.

Warum?... Kann Jakob Molay noch fragen?
Kennst du die Tigerseele Philipps nicht,
Die fähig ist, den größten Bubenstreich,
Stimmt er zu ihren Wünschen nur, zu wagen?
Du weißt, wie er uns haßt, weil wir allein
Noch seine Grausamkeit und Tyrannei
In Schranken halten. O heißhungrig schielt
Nach unsern Gütern lange schon sein Geiz.
Ist nicht auch Clemens seine Creatur,
Er, der als Bischof zu Bordeaux von ihm,
Des lang genährten Grolls vergessend, die
Dreifache Kron' unpriesterlich, o Schande!
Auf seinen Knieen einst erbettelte?
Und Nogaret, der großen Schurken größter,
Ist der nicht unser Feind, des Königs Günstling?
Ist die dem Vater ähnliche Mathilde
Nicht Philipps Buhlin, die die Majestät
An ihrer feilen Schürze, wie die Amme
Das schwache Kind am Gängelbande, lenkt;
Und die dich haßt, weil ihrem geilen Wunsche
Du niemals huldigest? Ich zitt're, Bruder!
Der Feind, der im Verborg'nen Ränke schmiedet,
Und Klugheit hat, sie auszuführen, ist
Weit schrecklicher, als der im Schlachtgefilde.
Mit off'nen Armen stürzet er auf dich,
Um heimlich dir den Dolch in's Herz zu drücken.

Jakob.

O edler Greis, vermind're deinen Kummer!
Was fürchtet der, den seine Unschuld schützt?

Sieh, noch erstreckt sich unsers Ordens Macht
Durch alle Theile der bekannten Welt.
Noch sind viel mächt'ge Fürsten uns're Freunde.
Ist nicht sogar die päpstliche Gewalt
Untrennbar mit des Ordens Kraft verwebt?
Freund, lass' den falschen Schein von Philipps Größe
Dich nicht betrügen. Zitt're nicht vor ihm.
Wer ist er denn, der große mächt'ge Philipp,
Vor dem sich Tausende im Staube krümmen?
Ein Mensch! — Ein schwacher Mensch, wie ich und du!
Ein Spiel der Leidenschaften und des Glücks,
Nicht von der kleinsten Menschenschwäche frei.
Ja lägen hundert Kronen ihm zu Füßen,
So kann ein kalter Windhauch sie ihm rauben.
Und er, dem Nationen huldigten,
Muß in das Grab, dem ärmsten Bettler gleich.
Aus ist es mit der Herrlichkeit: auch er
Ist dann der Würmer, der Verwesung Raub.
O Freund! — Nein, dich betrügt gewiß kein Schein!
Dein Blick klebt an der Hülle nicht; du dringst
In's Innere, und wer dies kann, den täuscht
Geborgter Schimmer nicht; er höhnt bei sich
Den armen Stolz gekrönter Ungeheuer,
Die er, nach ihrem wahren Werth gemessen,
So klein, so nichtig findet. Mag uns Philipp
Auch immer hassen; unser Orden steht
Noch viel zu fest, als daß blos ein Monarch
Im Grund' ihn zu erschüttern fähig wär'. —
Noch faßt ja Frankreich alle Templer nicht
In seinem Schooß.

Guido.

Was einer nicht vermag,
Vermögen mehrere. O glaub' mir, Bruder,
Der Reichthum wühlt an unsers Ordens Grab.
Als Armuth noch der Brüder zwei und zwei
Auf einem Roß zu reiten zwang; als wir
Bei reichen Johannitern bettelten,
Da haßte niemand uns: jetzt aber, da
Wir aus der Dürftigkeit zum Ueberfluß
Uns schnell emporgehoben, neiden uns
Die Priester und die Lai'n. Selbst Könige
Sind lüstern nach der Templer Schätzen. Freund,
Ich ahne Böses! Was versucht ein Philipp,
Ein Clemens nicht, wenn Eigennutz gebeut?

Jakob.

Ich tadle deine Sorge nicht. Ich weiß,
Wir hoben uns zu schnell. Ein Bergstrom, der,
Vom Regen aufgeschwollen, ungestüm
Gesträuche im Herabsturz mit sich reißt,
Und Thäler überschwemmt, vertrocknet bald.
Doch Philipp nicht, nicht Clemens stürzt uns dann,
Noch sonst ein Erdenfürst: es ist der Gang
Der all beherrschenden Natur. Wir haben
Dann das von ihr gesteckte Ziel erreicht;
Sind reif, von Schöpfers Hand gepflückt zu werden.
Wohl uns, daß, von Gewissensvorwurf frei,
Wir ruhig in die düst're Zukunft schau'n. —
Doch strahlt noch bess're Hoffnung uns; denn der,
Der dieses All erschuf, belebt, regiert,
Der Menschen Thaten, und auch ihre Schwächen

Gerecht auf seiner Wage wiegt, der wird
Noch über unserm Tempel wachen, und
Vernichten all die Ränke seiner Feinde.

Guido.

Gott gebe, daß nur leerer Wahn und Traum
Die Ahnung sei, die meine Brust beklemmt!
Doch die Vergangenheit ist durch Erfahrung
Mir Spiegel des Zukünftigen geworden;
Und vielen Aufschluß fand ich oft darin.

Jakob.

Lass' die Vermuthungen; sie quälen nur.
In Gott ist uns're Stärke. Komm, ich will,
Noch eh' die Sonne sinkt, zum König. Ist
Es ein Geschäft, wozu man her mich schickt:
So will ich's schnell vollenden, und dann gleich
Zurück nach Cypern kehren. O es war
Einst eine Zeit, wo seliges Gefühl
Mein Herz durchströmte, wenn ich dieses Land,
Wo ich das Licht zuerst erblickt, betrat.
Doch wehe mir, wie sank mein Vaterland
So tief zur Sittenlosigkeit herab!

Guido.

Ja nur zu wahr! In diesem schönen Lande,
Wo Ueberfluß und Freiheit einst ein Volk,
Das Handel, Ackerbau und Künste trieb,
Zum glücklichsten der Völker machte, herrscht
Nun nichts als Armuth, Dummheit, Sklaverei,
Und mit ihr Niederträchtigkeit. Der Kummer
Durchfurchet jede Stirn; die bessern Menschen
Zieh'n weg aus diesem Land.

Jakob.

Das quält mich, Freund!
Das glüht durch jede Ader mir, daß so
Mißhandelt, so gekränkt die Menschheit wird.
Denn wer ist Schuld an allem diesen Elend,
Als oft ein einziger gekrönter Mensch,
Der fordern kann, daß Millionen, wie
Für ihn geschaffen, blos für ihn allein
Sich regen und bemühen, sein Launenspiel;
Verdammt zur Arbeit ohne Lohn, als wär'
Kein fühlend Herz in ihrer Brust, als hätten
Sie auf die Güter dieser Erde nicht
Ein gleiches Recht! als wär' ein König nicht
Aus gleichem Stoff geformt. — Doch weg damit!
Weg mit dem Bild', das mich empört, das — Komm!

Guido.

Gott sei mit dir, und leite deine Schritte,
Daß du nicht in der Bosheit Schlingen fällst.

Jakob.

Ich bin getrost. Der rein von Laster ist,
Erzittert nicht, wenn über seinem Haupt
Selbst Welten krachend sich zusammenstürzen,
Abgründe unter seinem Fuß sich öffnen.

(Beide ab.)

Siebenter Auftritt.

(Ein Saal im königlichen Palaste.)

Blanca und Walter treten auf.

Walter.

Ich bitt' euch, sagt es mir, Prinzessin, was
Soll diese Schwermuth, die, wie Regenwolken,

Dicht euer holdes Angesicht umschleiert?
Und welch geheimer Gram nagt unersättlich
So lang' an eurer Jugendblüthe schon?
O seht mich an, ich bin ja euer Freund!
Dies Haar war lang schon grau, da Blanca ich
Als Kind auf meinen Armen schaukelte,
Und ihr mich lallend euern Walter nanntet.
O welche Wonne goß sich in mein Herz,
Sah ich euch, gleich der Frühlingsrose, schnell
Und lieblich aufgeblüht, und reicher stets
Mit jedem Flug der Zeit an Geist und Schönheit!
Auch gab euch die Natur ein edles Herz,
Das mit empfindet bei des Nächsten Weh.
Als ihr dann so in voller Reife waret,
Da dacht' ich oft: Bald wird ein edler Prinz
Dies holde Mädchen frei'n; ihr Rosenmund
Das selige Gefühl der Menschlichkeit
In seine Fürstenseele küssen, und,
Durch sie beglücket, werden Tausende,
Wenn schon des Grabes Arme mich umschlingen,
Mein Angedenken segnen, weil zur Fürstin
Ich ihnen dieses Engelmädchen zog.
Und nun? — o Schmerz! was ist aus euch geworden;
Wie Hagel oder Sturm des Gärtners Fleiß,
So mordet euer Gram all meine Hoffnung.
Ihr welkt dahin, der Frühlingsblume gleich,
Die einen Wurm in ihrem Busen nährt.
Des Lebens Freuden haben allen Reiz
Für euch verloren, und ihr flieht die Welt.
So mancher mächt'ge Prinz bot euch die Hand
Und seinen Thron, und blieb doch unerhört.

Blanca.

O Bester, zürne mir doch nicht! Du zankest
Mit dem, der dieses Herz mir gab; dies Herz,
Das allzu heiß, zu fühlbar schlägt! .. Ach, Freund!
Beglückter wär' ich, gäb' das Schicksal mir
Statt eines Scepters einen Hirtenstab.
Mich kränkte nicht, was jetzt mich kränkt; ich schöpfte
Mit jedem Morgen mir unschuld'ge Freuden
Aus der Natur bei meiner Lämmerheerde.
Ach! was sind königliche Freuden, was
Der Glanz der Erdengröße, der den Sinn
Des Pöbels täuscht? — Ein ekelnd prächtig Nichts,
Das gleich dem Irrwisch blendet, und doch nicht
Der Seele kleinsten Wunsch befriediget.
O Walter, lieber Walter, nicht vom Throne,
Aus unserm Herzen quillt das wahre Glück!

Walter.

Wie? welch ein Wunsch kann einer Königstochter
Die Herzensruhe rauben?

Blanca.

Fragst du? Ach!
Ein Wunsch, den hier ich nie erreichen kann!
Doch — Walter, lass' uns etwas anders sprechen.

Walter.

Prinzessin, nein! — Nein! ihr entkommt mir nicht!
Theil nehmen will ich an dem Kummer, der
An eurem Herzen nagt; denn euer Gram
Bedarf des Mitgefühls, der Freundschaft. Kommt,
Entzieht mir das Vertrauen nicht, das ihr
Sonst seit der ersten Kindheit mir geschenkt.

Blanca.

O Walter! ja, du hast ein Recht darauf.
Aufrichtig will ich sein; mein redliches
Geständniß flehet dich um Mitleid an.
Du sollst, du mußt nun Alles wissen, was
Der leidenvolle Busen lang verschloß.
Das, was aus diesem Aug' so schmachtend flimmert,
Dies junge Herz mit so viel Kummer füllt,
Ist — ich gesteh' es, lieber Alter, — Liebe.

Walter.

Dacht' ich's nicht manchmal schon? Doch saget mir,
Sind Engel auch unglücklich? Welcher Mann
Versagt euch Gegenliebe?

Blanca.

Der, o Freund,
Der's auf dem Erdball hier allein nicht sollte.
Sag', kann die Königstochter Gegenliebe
Gebieten? Nein! — Ach, nicht einmal erfleh'n.

Walter.

Das ist mir unbegreiflich, ist unmöglich!
Sein Name heißt?

Blanca.

Jakob von Molay.

Walter.

Wie? meint ihr meinen Freund, des Tempelordens
Großmeister?

Blanca.

Ja, er ist es, den ich liebe,
Der Einz'ge dieses Herzens werth, deß Bild
Auf allen meinen Wegen mich umschwebt.
Das erste, was ich denke beim Erwachen,

Das letzte, wenn der Schlaf mein Auge schließt.
O Walter! könnt' ich ihn nur einmal noch
An meinen glühend heißen Busen pressen!
Was wären alle Freuden dann, die Gott
Des Himmels glücklichen Bewohnern schenkt?

Walter.

Prinzessin! ihr bedenket nicht, daß er —

Blanca.

Ein Templer ist, nicht wahr?

Walter.

Und daß darum
Ein ewiges Gelübd' von euch ihn trennt.

Blanca.

Fühlloser Mann, und dies ist all der Antheil,
Den ich von dir erwartete? Doch wahr —
Ich sah' nicht auf dein graues Haar; ich dachte
Nicht, daß der Hauch der Zeit den schwächsten Sinn
Für dies Gefühl in dir verlöschen mußte.
Ach! hätt' ich länger noch geschwiegen, nicht
Dir, kaltem Greise, aufgedeckt mein Herz.

Walter.

Gott! ihr verkennet mich! Deckt gleich schon lange
Schnee dieses Haupt, so schlägt in meiner Brust
Für meine Freunde doch ein warmes Herz.
Wahr ist's, ein Mann ist Jakob Molay,
Deß Edelmuth man schätzt, den Tapferkeit
Emporhob; wen'ge Ritter gleichen ihm.

Blanca.

Wie? Wenige sagst du? O Walter! Keiner,
Ja, Keiner darf auf dieser ganzen Welt

Mit ihm sich messen. Immer steht er da,
Erhaben über alle Männer, wie
Die Eiche über nied're Disteln; einzig —
Wie Gott. . . . Erinnerst du dich noch der Zeit,
Da meines Vaters Grimm das Judenvolk
So hart verfolgte? Ha, da trat er hin
Vor seinen Thron, und mit Entschlossenheit,
Mit Muth und edler Würde nahm er's Wort;
Da aber unerhört sein Bitten blieb,
Kam er zu mir, und sprach: „Prinzessin! euch
„Gab die Natur ein sanftes Herz, gab euch
„Gewalt, des Vaters harten Sinn zu lenken.
„Geht hin, und fleht für die Unglücklichen
„Um Menschlichkeit! Sie sind ja Menschen, sind
„Auch Kinder Einer Mutter.“ Ach! er sprach's,
Und eine Thräne stand in seinem Aug'. —
O Walter! da, da drückte sich sein Bild
So tief in dieses Herz, daß es daraus
Die Ewigkeit zu tilgen nicht vermag.

Walter.

Weiß Molay, daß euer Herz ihn liebt?

Blanca.

Ach! Lang' verschloß ich meine Leidenschaft
Nur in mich selbst, und duldete im Stillen,
Als einst ein Zufall ihm mein Herz entdeckte.
Du weißt es, wie mein Vater mit der Jagd
So gerne sich belustigt, daß selbst ich
Ihn oft begleiten muß. Einst ward auch Jakob,
Der eben sich hier zu Paris befand,
Von ihm dazu geladen. O, noch schwebt

Der Tag vor mir: es war ein Frühlingsmorgen,
So heiter und so schön! Wir zogen aus,
Und viele Ritter, viele Damen ritten
Mit uns, uns zu begleiten. Manches Wild
Fand seinen Tod. Doch als der Abend kam,
Der Bäume Schatten sich verlängerten,
Da trachtete man aus dem Wald; nur ich
In meinen Gram versenkt, ritt langsam fort,
Und blieb zurück — als schnell aus dem Gebüsch
Ein wilder Bär sich riß; mein Roß ward scheu;
Es bäumte schnaubend sich empor — ich stürzte.

Walter.

Und eilte Niemand euch zu Hilfe?

Blanca.

Ach!

Ich sah gar keine Rettung — schien verloren;
Entrüstet durch den Sturz und die Gefahr,
Verließen meine Sinne mich. — Doch denk!
Als ich die Augen wieder öffnete,
Lag ich in Jakobs Armen, der vielleicht
Von fern mich im Gesicht behielt. Das Thier
Lag todt vor mir. — Kaum wieder bei mir selbst,
Fiel ich, von Lieb' und Dankbarkeit durchdrungen,
Ihm, meinem Retter, an den Hals, und frei
Gestand ich's ihm, daß lang' mein Herz ihm schlüge.

Walter.

Was that denn Molay?

Blanca.

Ganz überrascht

Sah er mich stumm mit starren Blicken an.
Er schien schwer mit sich selbst zu kämpfen; endlich

Nahm er's so auf: Prinzessin! auch dein Bild
Hat dieses Herz erfüllt: — d'rum lebe wohl!
Nie dürfen wir uns wieder seh'n. Ich bin
Ein Mensch. Ich fliehe Frankreich ewig nun. —
Die Jäger meines Vaters nahten sich;
Er schwang sich auf sein Roß, und ach!... verschwand.
Zwei Tag' hernach verließ er uns're Stadt.
Seitdem hab' ich nichts mehr von ihm erfahren,
Als was die Pilger aus dem heil'gen Lande
Von seinen Heldenthaten hier erzählen.

Walter.

Prinzessin, ach, wie sehr beklag' ich euch!
Ihr liebt, doch das Geschick bestimmt euch nicht
Der Liebe Rosen — blos nur ihre Dornen.

Achter Auftritt.

Mathilde. Die Vorigen.

Mathilde
(kommt fröhlich herein).

Prinzessin, wollt ihr nicht...
(ersieht Waltern und stellt sich verlegen)
Doch wie? vergebt.
Die Unart dacht' ich ja nicht zu begeh'n.

Blanca.

Welch eine Unart?

Mathilde.

Hm, die allergrößte,
Die Damen unverzeihbar ist, wenn es
Ein Dritter wagt, durch seine Gegenwart
Sie in dem süßen Umgang mit dem Liebling

Im trauteren Gespräch zu stören. Nein,
Ich irre nicht, vermuthlich trillerte
Nun Meister Walter euern Zauberreizen
In zücht'gen Reimen einen Minnesang;
Nur ich bin so unglücklich... Ach vergebt!

Walter (für sich).

Die nasenweise Dirne! (laut:) Wenn das Alter
Gleich meinem Lied' die Lieblichkeit entzog,
So ließ ich lieber doch am nächsten Baume
Die alte Kehle mir zusammenschnüren,
Als nur mit einem Laut der holden Schönheit
Der Tochter eines Nogarets zu fröhnen.

(Ab.)

Neunter Auftritt.

Mathilde. Blanca.

Mathilde.

Geh, alter Knabe, geh!... Dein Spott beschimpft
Mich wahrlich nicht! Du gleichst der armen Biene,
Die ihren Stachel eingebüßt, und nun
Nichts kann — als summen.

Blanca.

Mädchen, ich verbitte
Mir, über diesen Biedermann zu spotten,
Der mich erzog, und dessen Redlichkeit
Hochschätzung, dessen Alter Achtung heischt.

Mathilde (für sich).

Welch ein empfindsam Täubchen! (laut:) So vergebt!
Es war nur Scherz, was ihn verdroß.

Blanca.

Ein Witz,
Verbunden mit Beleidigungen, zeigt
Erziehungsmangel, schändet unser Herz.

Mathilde.

Fürwahr, es war mir unbekannt, daß Walter
Solch eine heiße Freundin an euch hat.
Wär' nicht sein Haar so dünn schon und so weiß:
So glaubt' ich gar, die mächt'ge Liebe hätte
Hier einen Meisterstreich gespielt. — Doch jetzt
Begreif' ich's auch: wer selber nicht mehr tanzt,
Spielt anderen dazu die Flöte. — Nicht?

Blanca.

Genug, Mathilde! — Wär' mein Vater nicht —
Ich sagt' euch mehr! — Doch merket euch nur dies:
Mein Freund ist Walter, der mich auf dem Wege
Der Tugend vor den schlauen Lockungen
Des Lasters warnt, mich Menschenpflichten lehrt.

Mathilde.

Prinzessin, ich verehre eure Tugend,
Zu der ich schwache Sünderin mich nie
Erschwingen werde; dennoch dünkt es mich,
Man kann, der Tugend unbeschadet, doch
Sich seines Daseins freuen. Sehet nur;
Ich lieb' euch sehr, d'rum möcht' ich auch so gern,
Daß ihr der Lust genösset, die die Jugend
Uns in den Lebensbecher gießt. Mich zürnt's,
Wenn ich euch eure schönsten Jungendstunden,
Bestimmt von der Natur zu bessern Freuden,
Mit einem Mann verschwenden, tödten seh',

Auf dessen Stirn die Zeit in tiefen Zügen
Die jedem Weib verhaßte Wahrheit schrieb:
„Vergänglichkeit ist aller Dinge Los“.

Blanca.

Die Wahrheit der Vergänglichkeit ist nur
Dem Weibe fürchterlich, das keinen Werth,
Als ihr geliebt Gesichtchen hat! Doch sprich:
Was sind denn die von dir geprief'nen Freuden,
So die Gesellschaft meines Biedermanns
An Vorzug überwiegen könnten?

Mathilde.

Wie?
Fragt eine Königstochter mich um dies?
Schuf Millionen Menschen die Natur
Nicht blos um euretwillen, euch zu dienen,
Um eurer Launen eigensinnigste,
Und jede Wünsche zu befriedigen?
Sind nicht an diesem Hofe Tausende
Der schönsten Männer, die da kriechend sich
Um euch bemüh'n, des Lebens süße Lust
Mit euch so ganz zu theilen? Liegt es nicht
Nur blos an euch, zu wählen, und so glücklich,
Als eine Sterbliche je war, zu sein?

Blanca.

Doch wenn sie Alle mich nicht rührten, wenn
Für keinen Einzigen das Herz mir schlüg'?

Mathilde.

So würd' ich weise sein, und nicht mein Glück
In Idealen suchen, die nicht sind.
Vollkommen ist ja kein Geschöpf, und der

Zu viel Vortrefflichkeit in einem sucht,
Hascht nur nach einem leeren Luftphantom.
Prinzessin, glaubt, aus einem Stoffe schuf
Die Männer die Natur; den süßen Hang
Zum Wechsel fühlt gewißlich jedes Mädchen:
Drum glücklich die, die stets von einem Mann
Zum andern fliegt, die große Wahrheit fühlt,
Daß jeder Mann nur unser Spielwerk ist,
So lang' es uns gefällt, uns zu vergnügen;
Und sind wir seiner satt, es hinzuwerfen,
Wie Kinder ihre Puppen.

Blanca.

Pfui, Mathilde,
Mein Herz verabscheut deine Art zu denken.

Mathilde.

Und doch beglückt sie mich viel mehr, als euch
Die eurige.

Blanca.

Allein, wird sie's auch stets?
Die Rose blüht zwar schön. Es buhlt um sie
So mancher Schmetterling, und sie ist werth,
Der Blumen Königin zu heißen; aber ach,
Sie blüht nicht lang. Der Frühling neiget sich,
Die Schmetterlinge brüteten Gewürm,
Das jetzt in ihrem Busen wühlt, sie welkt,
Sie schrumpfet ein, verfällt dann endlich ganz. —
Auch deine Wangen werden so verblüh'n,
Nicht nur vom Hauch der Zeit entstellt, entstellt
Auch durch dein Leben; ach, und dann dein Los?
Der Thoren Spott, des edlen Manns Verachtung.

Zehnter Auftritt.

Rosso Dei und die Vorigen.

Rosso Dei.

Gott grüß euch, reizende Prinzessin! Sagt:
Wo ist mein Herr, der König, euer Vater?
Ich komm' ihm anzudeuten, daß der Templer
Großmeister jetzt hier angekommen ist.

Blanca (für sich).

Gott, welche Nachricht!

Mathilde.

Jakob Molay?
Der König wird bei meinem Vater sein.
(Zu Blanca.)
Was seh' ich? Wie, Prinzessin, ihr erblaßt?
Ihr bebt gleich einer Espe!... Was soll dies —
So plötzlich?

Blanca.

Nichts! Ein kleiner Anfall nur
Von einer Ueblichkeit. — Ich bin's gewohnt.
Geh, führ' mich auf mein Zimmer!... Bald ist's besser.
(Mathilde führt sie ab.)

Eilfter Auftritt.

Rosso Dei und Wilhelm von Nogaret.

Rosso Dei (sieht ihn kommen).

Ha, wie gerufen! Eben wollt' ich euch
Die Ankunft Molay's berichten.

Nogaret.

Gut!
Sie ist mir schon bekannt, und auch dem König.
Als er durch's Thor ritt, stürzte sich der Pöbel

Ihm jauchzend zu. Doch nur Geduld! bald wird
Der Jubelton in Klaggeheul sich wandeln.
Der schlaue Fuchs ging willig in die Falle.

Nosso Dei.

Die ein so kluger Jäger ihm gelegt.

Nogaret.

Dank dir. Doch weg mit leerer Schmeichelei!
Nun ist der Zeitpunkt eigentlich, wo wir
Durch Thaten zeigen müssen, daß wir nicht
In uns'rer schweren Kunst nur Stümper sind.

Nosso Dei.

Gebietet, Herr, wie ich euch dienen kann!
Seht, dieser Arm und dieser Kopf sind stets
Euch zu Gebot. Ich bin mein Glück, ich bin
Euch Alles schuldig. Eure Güte war's,
Die mir, als mich die ungerechten Templer
Ob einem einz'gen Meuchelmord verstießen,
An diesem Hofe Schutz und Nahrung gab;
Ja mich sogar zu einem Obersten
Der königlichen Wach' erhob.

Nogaret.

Wenn du
Mir nur aus Dankbarkeit zu dienen wünschest,
So mag ich deine Dienste nicht. Der Dank
Ist etwas kaltes, und man läuft Gefahr,
Wenn man durch ihn sich Freunde kaufen will,
Sie wieder zu verlieren. Nein, dein Sporn
Sei nur die Hoffnung künftiger Belohnung.
Es steht ja dies so ganz in meiner Macht.

Nosso Dei.

Großmüth'ger Mann, vom Meere deiner Güte
Schon wieder neue Gnaden.

Nogaret.

Rache, Freund,
An deinen Feinden erst! Mathildens Hand,
Und dann mit ihr des Königs volle Gunst.
Du weißt, wie viel sie über ihn vermag.

Nosso Dei.

O Kanzler, fordert, fordert! Alles, was
Nur meine Kräfte können. Keine That
Ist mir zu schwer, kein Hinderniß zu groß,
Daß ich's für diesen Preis nicht überstiege.
Ja müßte diese Faust in Vaterblut
Sich tauchen, ganze Nationen morden,
Traun, lachend würd' ich diese Arbeit wagen!

Nogaret.

Umarme mich. So, Freund, gefällst du mir.
Nicht Vatermord verlang' ich jetzt von dir,
Nicht die Vertilgung ganzer Völker. — O!
Ein Possenspiel, nur einen kühnen Eid.

Nosso Dei.

Warum nicht zehn? ich schwür' sie willig gleich.
Dergleichen Thaten ruhen schon so viel
Auf meiner Seele, daß ein Meineid nun
Nicht mehr mir, als dem Meer ein Tropfen ist.

Nogaret.

Du drückst dich noch, wie eine Aeltermutter,
Nicht wie ein Hofmann aus; doch lass' uns jetzt,
Eh sie entschlüpfet, die Gelegenheit

Geschwind benützen. Höre meinen Plan!
Du weißt zwar schon, daß durch des Papstes Hilfe
Zu uns hierher sich Jakob locken ließ —
Doch rathe: was ist unser Zweck?

Noffo Dei.

Sein Sturz?

Nogaret.

Der Untergang des ganzen Tempelordens

Noffo Dei.

Und wird dies auch gelingen? Kennt ihr nicht
Des Ordens große Macht? Ihn liebt das Volk,
Ja selber mächt'ge Fürsten schützen ihn.

Nogaret.

Ha, sorge nichts. Des Pöbels Gunst ist unstät,
Wie Menschenglück. Der Fürsten Liebe fällt,
Vom Eigennutz bekämpfet. Eben das,
Was einst die Templer hob, sei nun ihr Fall.

Noffo Dei.

Dies ist?

Nogaret.

Der Völker Wahn. Schon ist's geordnet.
Wenn diese Nacht die Glocke zwölf Mal tönt,
Nimmt man im ganzen Reiche sie gefangen.
Sind sie in uns'rer Macht, so klagst du eidlich
Sie als Abgötterer und Zaub'rer an,
Mit andern zwei bestellten Zeugen. Wenn
Nun dies das Volk erfährt, so bürg' ich dir
Mit meinem Blut, daß alle seine Gunst
In Haß und Abscheu schnell sich wandeln wird.
Noch hält es fest, das alte Band,

Woran wir Klugen, mit und ohne Weihe,
Die Völker gängeln.

Nosso Dei.

Ha, ein feiner Plan!
Und Nogaret's erhabener Seele würdig!
Doch sagt mir, was verleitet euch, so sehr
Den Untergang der Templer zu betreiben?

Nogaret.

Das, was hienieden jeden Weltmann macht,
Das große Triebrad aller Menschenthaten:
Der Eigennutz. Mit einem Geierauge
Sieht Philipp auf der Templer fette Habe;
Strebt, ihre Schätze, die sie sich im Feld
Durch's Schwert erwarben, zu erhaschen, und
Versprach von allen auch ein Dritttheil mir.
Auch die Hospitaliter, die des Ordens
Verjährte Feind' und Nebenbuhler sind,
Verhießen mir den größten Lohn, wenn ihnen
Der Tempelherrn Commenthureien würden.
So bin ich dann nun beiderseits geborgen;
Und meine Arbeit bringt gewisse Frucht.

Nosso Dei.

Doch seid ihr nicht schon reich genug? Gibt euch
Des Königs Gunst nicht vollen Ueberfluß?
Gehorcht das ganze Reich nicht eurem Willen?

Nogaret.

Die Gunst der Fürsten wankt, wie Weiberliebe.
Nicht immer gibt der Fürst dem trauten Günstling
Mit seiner Lieb' auch sein geliebtes Gold.
Der Weise nützet die Gelegenheit,

Bevor sie ihm entgeht, gleich einem Schiffer,
Der weislich landet, eh' der nahe Sturm
Zu weit ihn vom Gestad' entfernt. Nun, Freund!
Lass' uns das Nöthige verfügen; denn
Dir trag' ich's auf, zur Zeit der Mitternacht
Den hies'gen Tempelhof zu überfallen,
Und alle Ritter einzuzieh'n. So geh',
Sei klug, und schweig'! Du weißt nun alles, und
Welch' Glück dich bald für deine Mühe lohnt.

Noffo Dei.

O, traut auf mich! Denn Rach' und Liebe geben
Mir Tigerlist, und kühnen Löwenmuth.

(Ab.)

Zwölfter Auftritt.

Nogaret (allein).

Ja! geh' nur hin, leichtgläubiges Geschöpf!
Du Stümper in der schweren Politik.
Du wähnst einst meiner Tochter Hand zu haschen?
O Thor! Halfst du mir erst zu meinem Zweck!
Dann soll das Siegel der Verschwiegenheit
Ein blanker Dolch auf deine Lippen drücken.
Ha, ha! Was doch der Mann für Freude hat,
Der Andere an Klugheit übersieht!
Ja, Könige und Völker sind für ihn
Maschinen, die er nach Belieben lenkt.

(Ab.)

Zweiter Act.

(Ein Saal im königlichen Palaste.)

Erster Auftritt.

Nosso Dei

(kommt freudig herein).

Nun ist der Grund zu meinem Glück gelegt!
Vier hundert meiner tapfersten Soldaten
Sind schon bereit, wenn sie die Nacht umhüllt,
Das große Werk zu wagen. Strebe nur,
Du kühner Adler, stolzer Molay!
Zur Sonn' empor, ja steige höher auf,
Als dein Gefolg', all dein Gevögel: bald
Durchbohrt ein Pfeil dein Leben, und dann heißt's
Hinab mit dir von jener Sonnenhöhe!
Und meine Rache jauchzt bei deinem Fall!

(Nach einigem Nachdenken.)

Wie klug ich that, das drückende Gewand
Der kahlen Redlichkeit von mir zu werfen!
Der Höfling läßt mir besser. Dort war ich
Blos ein gemeiner Templer; doch hier strahlt
Mir gold'ne Hoffnung aus der Zukunft zu.
Mathildens Hand, des großen Königs Gunst;
Ein Leben stets versenket in ein Meer
Von Freuden, Ehren, Gold und Ueberfluß. —
Ihr eingefleischten Thoren, die ihr stolz

Mit eu'rer Ehrlichkeit euch prahlt, was ist
Dies euch so viel oft kostende Phantom?
Ein arm und jetzt schon halb veraltet Weib,
Voll Schmeicheleien, ohne Geld, ein Baum
Mit vielen grünen Blättern — ohne Frucht —
Gönnt ihnen doch ihr eitles Lob, und auch
Die nied're Dürftigkeit. Sie schmeicheln uns,
Wenn sie uns brauchen, noch gewiß — Doch, wie?
Fast quält mich heimlich die Vertraulichkeit
Des Königs mit Mathilden. — Rosso Dei!
Denk' nicht so altklug! Hält sie ihm die Thür
Zum Schlafgemach auch offen: pah, was thut's?
Wenn nur sein Schatz mir nie verschlossen ist.
Er ist ja König; und was muß man nicht
Gekrönten Köpfen oft zu Gute halten?

Zweiter Auftritt.

Rosso Dei und Jakob von Molay.

Jakob

(den Rosso Dei erblickend, für sich).

Dies also ist das erste Abenteuer
In dieser Lasterburg? ... O Herr, gieß Stärke
In dieses Herz! Gib Klugheit meinem Geist,
Daß mich der Bosheit Netze nicht bestricken!

Rosso Dei (für sich).

O weh, er ist's! ... Kalt fährt's mir über'n Rücken —
Es packt mich an der Kehle — Fort, ich kann
Den Anblick nicht ertragen.

(Schleicht sich zur Seite ab.)

Dritter Auftritt.

Jakob (allein).

Großer Gott!
Wie er mich flieht, wie Eulen vor der Sonne.
Fürwahr ein schlechter Schüler Nogarets!
Ein schon verjährter Bösewicht, und kann
Den Blick der Redlichkeit noch nicht ertragen!
Doch — welch Gefühl drängt sich beim ersten Tritt
In diese Burg durch meine ganze Seele?
Mir ist, als rauschte mir von allen Wänden
Das Blut der unterdrückten Unschuld zu;
Als hört' ich nur Verleumdung, Meuterei
Und blutige Verschwörung, Schlangen gleich,
Von allen Ecken zischen. — Dennoch wohnt
In diesem Aufenthaltsort aller Laster,
In dieser Tigerhöhl', ein Mädchen, das
Natur mit einer Engelseele schmückte;
Zu dessen Schönheit sie, den Bienen gleich,
Den Reiz von tausend Schönen sammelte,
Ihr größtes Meisterstück in ihr zu bilden. —
O Blanca! Ach, warum kann ich dich nicht
Aus dieser Seele reißen, da die Pflicht,
Die allzu harte Pflicht es mir gebeut?

Vierter Auftritt.

Jakob und Blanca.

Blanca

(im Eintreten mit sich selbst sprechend).

O Gott, ich soll — ich werd' ihn sehen! . . . Laut
Pocht mir mein Herz, in Freud' und Angst getheilt!
(Ersieht Molay, und weicht erschrocken einige Schritte zurück.)

Jakob.

Prinzessin, fürchtet nichts! Es droht kein Leid:
Nur Jakob Molay kommt euch zu grüßen.

Blanca (verwirrt).

Seid ihr's? Vergebt, ich sah' euch nicht — ich dachte —

Jakob.

Bin ich denn jetzt so fürchterlich geworden,
Daß meine Gegenwart euch so erschreckt?
Wenn Schurken dieses Antlitz fliehen, freut
Es mich; daß aber auch die wenig Edlen,
Die diese Burg bewohnen, daß selbst Blanca
Vor mir erzittert, ach, das kränkt mein Herz.

Blanca.

O edler Ritter, zürnet — zürnet nicht!
Sie ist nicht schrecklich, eure Gegenwart,
Sie ist mir lieb — sehr lieb. Es freuet mich,
Den tapfern Jakob noch einmal zu sehen.
Beinah' verließ mich diese Hoffnung schon.

Jakob.

Ha, ich versteh' euch! — Doch, auf Ritterwort,
Es ist nicht meine Schuld.

Blanca.

Was meinet ihr?

Jakob.

Daß ich mein euch gegeb'nes Wort nicht hielt,
Und Frankreich noch einmal betrat. Jedoch
Nur auf Befehl des Papstes komm' ich her;
Ja euer Vater selbst verlangte mich.

Blanca.

Ihr seid sehr bitter, Jakob Molay!
Sagt, wann bedurfte eure Gegenwart
Bei mir so sehr entschuldigt denn zu werden?

Jakob.

Vergebt, ich weiß. Es war einst eine Zeit,
Wo eure Gnade mir zu lächeln schien;
Doch Zeit und Menschen ändern sich ja bald.
Ihr stammt aus königlichem Blut', und ich —
Bin Tempelritter.

Blanca.

Harter Mann! Zu sehr
Verkennest du mein Herz. — So hat euch nichts,
Als der Befehl des Papstes hergebracht?

Jakob.

Was sollt' ich sonst an Philipps Hof? ... Mein Nacken
Ist allzu steif, sich in den Staub zu krümmen.
Mein Mund spricht nur, was meine Seele denkt,
Und das ist an des Thrones Stufen Sünde.
Die Kunst, zu heucheln, kann ich nicht; nie trug
Ich eine Larve, werd' auch nie, ein Mensch,
Vor einem Menschen kriechen, reichte gleich
Sein Thron bis an die Sterne.

Blanca.

Welcher Stolz!

Jakob.

Bei Gott, Prinzessin, nein, nicht eitler Stolz
Hält mich so sehr von Fürstenhöfen ab.
Nur Selbstgefühl, Gefühl für Menschenwürde,
Bewußtsein, daß auf diesem Erdenrund

Für jeden Bürger das Naturgesetz
Ein gleiches Recht bestimmt — dies treibt mich weg.
Das Aechzen der zertret'nen Menschheit tönt
Zu rührend meinem Ohr. Noch weniger
Kann ich es seh'n, daß, der die Kette küßt,
Den grausam Tyrannei in selbe schlug.

Blanca.

Ich seh', ihr, Ritter, seid kein Fürstenfreund.

Jakob.

Des Himmels Segen über jeden Herrscher,
Der seines Standes Pflichten treu erfüllt,
Die Grenzen seiner Macht nie überschreitet,
Den Seinen Freund und Vater ist! — Doch wehe!
Wo sind noch solche Fürsten? — Die man einst
Aus freier Willkür sich zu Schützern nahm,
Sind nun der Ihren größte Feinde. Längst
Vergaßen sie, daß nicht um ihretwillen
Die Völker sind, daß sie das Haupt des Körpers,
Und nicht der Herr des ganzen Körpers sind.
Mit kaltem Herzen weihen sie das Blut
Von Tausenden oft einer Leidenschaft.
Um eines Weibes, eines Günstlings willen
Saugt mancher ganze Länder aus. Ein Traum,
Die Wetterlaunen eines solchen Gottes,
Ja eine Unverdaulichkeit bestimmt
Das Loos von ganzen Nationen oft. —
Seht, dieses ist das Bild der heut'gen Welt!
Die Hirten wurden Wölfe, die uns nicht
Nur uns're Habe, die uns auch sogar
Die beſſ're Freiheit rauben.

Blanca.

Dieser Trieb
Nach Freiheit, der im Busen jedes Templers
So heiß erglüht, malt euch die Könige
Mit gar zu schwarzen Farben vor.

Jakob.

Es gibt
Der Guten zwar, doch ihre Zahl ist klein,
Und auch die Guten fallen oft. Der Wahrheit
Zu reinen Strahl erträgt nicht jedes Auge.
Dies weiß der Schurk', und nützt es.

Blanca.

Lieber Ritter,
Säß' ich auf meines Vaters Thron, ich bät'
Euch, nie mich zu verlassen, stets mein Rath,
Mein Freund, zu sein, und jeden Fehltritt strenge
An mir zu rügen.

Jakob.

Reizende Prinzessin!
Dank euch für dies Vertrau'n. Doch hütet euch,
Dies eurem Vater jemals zu entdecken.
Ihr wißt, er ist dem rothen Kreuz nicht hold.

Blanca.

Er ist dem rothen Kreuz nicht hold? — Und doch
Läßt's auf dem weißen Mantel hier so schön! —
Nein, Jakob, nein, ich denke nicht, wie er.
Mir ist, wenn ich es irgendwo erblicke,
So gut, so wohl, denn stets erinnere
Ich mich des Mannes dann, der mich vom Tod'
Gerettet einst: auch der trug solch ein Kreuz
Auf seinem Mantel.

Jakob.

Laßt dies ruhen, sprecht
Von einer That nicht, die vorüber ist,
Und nur ein Kind des blinden Zufalls war.

Blanca.

Des blinden Zufalls? O dann ist mein Leben
Auch ein Geschenk des blinden Zufalls blos,
Und doch werd' ich es nimmermehr vergessen,
Daß ihr mein Retter seid. Ja, ewig, ewig
Wird dieses Herz euch danken — bis es bricht.

Jakob (gerührt).

O Blanca! —

Blanca.

Molay! —

(Eine Pause. Liebe strahlt aus dem Blicke der Blanca. Molay zeigt einen innerlichen Kampf.)

Jakob.

Warum, Prinzessin,
Starrt euer Blick so fest auf mich?

Blanca.

Ich sah'
Nur blos auf dieses euer Schwert . . . O laßt
Es näher mich beschauen! . . Wollt ihr, Ritter?

Jakob.

Mein Schwert? Was werdet ihr daran wohl seh'n?

(Er zieht es aus und gibt es ihr.)

Blanca.

Es ist's — es ist's!

(Sieht es eine Weile schweigend an, und spricht dann in Gedanken.)

Sagt, Ritter, werdet ihr
Euch lange hier verweilen?

Jakob.

Lange nicht,
Sobald ich mein Geschäft vollendet, reis'
Ich wieder nach dem fernen Land zurück.

Blanca.

Und wann besucht ihr uns're Stadt dann wieder?

Jakob
(mit einem unterdrückten Seufzer).

Ich denke, nimmer.

Blanca.

Nimmer? ... Wolltet ihr
Mir ein Geschenk gewähren, wenn ich euch
Darum ersuchte?

Jakob.

Ich? Prinzessin, ich?

Blanca.

Ja, ihr! ... Ich bitt' euch, schenkt mir dieses Schwert.

Jakob.

Dies Schwert? ... Prinzessin, ihr seid unbegreiflich.

Blanca.

Ja, dieses Schwert? ... Ich bitt' euch noch einmal,
Gebt mir's, ihr schenktet mir ja einst das Leben!
Was ist euch denn um diese kleine Gabe?
Ihr habt ja deren mehr, und mir ist's werther,
Als alle Schätze dieser ganzen Welt.
Ihr habt mich einst damit gerettet, als
Das Ungeheuer mich bereits ergriff.
Ich will es wie ein Kleinod, will es wie
Ein Heiligthum bewahren, will mit Thränen
Es täglich netzen — und habt ihr mich einst

In jenem fernen Welttheil längst vergessen;
So will ich mich bei diesem Schwert noch eurer
Mit jedem Tag erinnern — und euch segnen.

Jakob.

O Blanca, Blanca, was verlanget ihr?
Ein Schwert —

Blanca.

Ich bitte, Jakob!

Jakob.

Nun, so sei's,
Ihr sollt es haben. Heute noch, sobald
Ich den Palast verlassen, send' ich's euch
Durch Waltern, mein und euren grauen Freund.

Blanca.

O Dank dir — heißen Dank, geliebter Jakob!

Jakob.

Genug, Prinzessin, nur zu viel vermöget
Ihr über dieses Herz. Ihr macht mich ganz
Der Menschheit Schwächen fühlen.... Muthig dacht'
Ich einst in's Aug' euch seh'n zu können. Ach!
Und nun?... Nein, nein, ich kann, ich darf nicht länger!
Gehabt euch wohl!... Nie sehen wir uns wieder.

(Will ab.)

Blanca (hält ihn zurück).

Nein, Jakob, nein, du darfst nun diese Burg
Nicht eh' verlassen, bis du meinen Vater
Gesprochen hast. — Ich werde mich entfernen.
Nur eine Frage noch: (sieht ihn zärtlich an) Verbeut dein Orden,
Auch eines Mädchens Freund zu sein?

Jakob.

Nein! — aber —

Blanca.

Nun dann, so bitt' ich dich, sei stets mein Freund!
Denk' meiner manchmal nur, und hörst du einst
In fernem Asien, daß mich das Grab
In seinem Schooß verschließt, so weihe mir
Der Freundschaft stille Thräne. Dort bei Gott
Will ich für dich um Glück und Segen bitten,
Will deiner harren, bis auch du, entbürdet
Vom Erdenjoch', in meine Arme fliegst,
Um eine Ewigkeit mit mir zu leben,
Wo neidig kein Gelübd' uns trennt. — Dies einst
Dort seh'n wir uns — und nun — leb' ewig wohl!

(Geht, hält im Abgehen inne, sieht ihn noch einmal zärtlich an, und geht langsam ab.)

Fünfter Auftritt.

Jakob

(nach einer langen Pause sich erholend).

Wie dank' ich dir für diesen Sieg, mein Gott!
Schon ward ich weich; doch deine Stärke hielt
Mich fest, daß ich vom rechten Weg nicht wich. —
O stolze Männer, was ist eure Stärke? —
Ein Blümchen, von des Weibes Hand gepflückt.

Sechster Auftritt.

Der Vorige, Nogaret, der König und Mathilde.

Der König.

Willkommen hier in meinen Landen, edler
Großmeister!

Mathilde (für sich).
Ha, bei Gott, ein schöner Mann!

Jakob.
Gott grüß euch, großer König Galliens,
Ein Schreiben Seiner Heiligkeit des Papstes
Hieß mich zu euch. Ich komme zu vernehmen,
Welch einen Auftrag ihr für mich bestimmt?

Der König.
Mein Ritter, eure Eile, mir zu dienen,
Vermehret meine Gnade gegen euch.
Es sind sehr wichtige Geschäfte, die
Ich eurer Klugheit nur vertrauen kann.

Jakob.
Zu viele Güte, Euer Majestät,
Geschäfte zu dem Wohl der Christenheit
Eilt jeder Templer freudig zu vollziehen.

Der König.
Geliebter Jakob, morgen sollt ihr hören,
Wozu ich euch berief. Ich zweifle nicht,
Ihr bleibt noch länger hier an meinem Hof,
Um von der weiten Reise auszuruh'n,
Euch zu vergnügen, und zu Heldenthaten
Euch neue Kraft im Vaterland zu sammeln.

Jakob.
Ich bitt' euch, großer König, meinen Auftrag
Mir bald zu sagen; denn ich kehre gleich
Nach Palästina wieder.

Der König.
Wie, so bald?

Nogaret.

Und doch wünscht Jedermann an unserm Hofe
Den tapfern Molay recht lang zu seh'n.

Jakob (zum Könige).

Sire, was soll Molay an eurem Hofe?
Der rauhe, kriegerische Templer ist
Für seine Freuden nicht empfänglich, kennt
Die Lebensart, den Ton desselben nicht.
Der Höfling würde mich verlachen, mein
Die Dame spotten, einsam ständ' ich da;
Ein fremd Gesträuch, unschicklich her verpflanzt,

Mathilde (scherzend).

O sorget nichts, die Damen uns'rer Stadt
Sind kluge Gärtnerinnen, und der Strauch
Soll bald auch hier in voller Blüthe stehen.

Jakob.

Woran ich zweifle, Fräulein! Meine Pflicht
Weiht harter Arbeit und den Waffen mich.

Der König.

Doch zeigen eure vielen Schätze, daß
Auch Templer Feinde nicht des Reichthums, und
Des Ueberflusses sind.

Jakob.

Gewiß, der Templer
Ist keinem Reichthum feind, den er mit Fug
Und Recht sich durch sein eig'nes Schwert erwirbt;
Doch ist sein Ueberfluß für Leidende
Bedrängter Armuth beizusteh'n, bestimmt.
Denn was ist Mitleid, ohne Fähigkeit,
Dem Uebel selbst zu steuern? — Leerer Trost!

Vermögen, wohl verwandt, ist wahre Hilf',
Und Trost zugleich. So Viele gibts jedoch,
Die im Genuß uneig'ner Schätze schwelgen.

Der König (für sich).

Ha, frecher Bub'!

Mathilde.

Im Ernste, Molay,
Wollt ihr so bald zurück in's heil'ge Land?

Jakob.

Die vielen wichtigen Geschäfte, die
Mich dort erwarten, rufen dringend mich.
Stets wächst daselbst der Saracenen Macht,
Der Christen ihre schwindet.

Der König.

Und doch tönt
Europa laut von eurer Waffen Glück,
Von Siegen über unsern Glaubensfeind.

Jakob.

Ist es des Pflügers Schuld, wenn, was er baut,
Der Hagel niederschlägt, der Sturm verheert?
Steh'n seine Saaten nicht Gewittern preis? —
Des Templers Arm ist stark, sein Eisen treffend;
Doch fruchtet seine ganze Tapferkeit
Auch wider die so mächt'gen Bundsgenossen
Der Saracenen, welche sich unsichtbar
Im Christenheere lagern?

Der König.

Und die sind?

Jakob.

Geiz, Hochmuth, Wankelmuth, Uneinigkeit.
Was kann da unser Schwert, wenn man dem Feind
Die Ueberlegenheit absichtlich läßt? —

Der König.

Auch ich, ihr Ritter, hätt' so manchen Grund,
Warum das Waffenglück nicht mehr, wie vor,
Den Christen lächelt. Ha, nicht wahr, der Orden
Hat seine gold'nen Regeln — findet es
Jetzt klüger, — und — auch wohl einträglicher,
Für sich, statt für die Christenheit, zu kämpfen?

Jakob.

Herr, nimmer duld' ich meines Ordens Schmach!
Ich, Jakob Molay, der Tempelritter
Großmeister, euer Gast, ich ford're jeden
Vom Weib Gebor'nen hier auf Schwert und Speer,
Auf Tod und Sein heraus, der meiner Brüder
Ruf zu verleumden wagt. — Käm' er auch her
Aus Süden oder Norden, hätt' sein Schwert
Das Blut von Tausenden getrunken; traun,
Ich würd' ihm muthig steh'n.

Der König (bei Seite).

Ha, welche Frechheit!
Ausreuten will ich den verhaßten Orden,
Und reichten seine Wurzeln selber bis
Zum Mittelpunkt der Erde. (Laut:) Lieber Ritter,
Ereifert euch doch nicht so sehr. Es ist
Die Stimme der Natur, die uns befiehlt,
Mehr für uns selbst als Andere zu sorgen.

Auch jeder Landmann erntet für sich selbst
Und nicht für And're, welche nicht gepflügt,
Gesä't nicht haben! — Doch euch schmückt der Eifer,
Den ihr für eures Ordens Ehre zeigt.

Jakob.

Ich kenne keinen Templer, der nicht Blut
Und Leben gern für seinen Orden opfert.

Der König.

Im Feuer nur erprobet sich das Gold.
(Zu Molay.)
Lebt wohl. Der Tag neigt sich zu Ende. Noch
Erwarten mich Geschäfte. (Zu Nogaret.) Nogaret,
Begleite mich.
(Bedeutend zu Molay.)
Wir seh'n uns morgen wieder.
(Ab.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen ohne den König.

Nogaret (zu Molay).

Nehmt diesen Kuß zum Zeichen meiner Freundschaft.
(Küßt ihn.)
Ich werde mich bemühen, euch zu zeigen,
Wie treu, wie inniglich mein Herz euch liebt.
(Leise zu Mathilden.)
Mein Kind, ich traue gänzlich deiner Klugheit

Mathilde.

Seid unbesorgt; ich bin ja eure Tochter.

Achter Auftritt.

Jakob und Mathilde.

Jakob (für sich).

Das war ein fürchterlicher Kuß, der heiß
Wie Feuer mir durch jede Fiber fuhr!
O großer Stifter unsers Christenthums!
Nun weiß ich, was du fühltest, als dir einst
Solch einen Kuß der falsche Jünger gab.

(Will ab.)

Mathilde (hält ihn zurück).

Was treibt euch denn so eilends fort, Herr Ritter,
Selbst ohne mir nur einen Blick zu schenken? —
Ist euer Herz so kalt für mein Geschlecht?

Jakob (verlegen).

Vergebt mir, Fräulein, ich bemerkt' euch nicht.

Mathilde.

Ha, dieser Schimpf wird von Mathilden nur
Dem liebenswerthen Molay vergeben!

Jakob (kalt).

Sehr gnädig, . . . Doch erlaubt — ich muß nun gehen.

Mathilde.

Warum denn?

Jakob.

Weil mich Masken nicht vergnügen.

Mathilde.

Ha, ha, sehr witzig, das gefällt mir. — Kommt,
Laßt uns ein Weilchen mit einander schwatzen.

Jakob.

Das lernt' ich nicht. Ich bin ein Templer, rede
Nur Kriegers Sprache — witzle nicht mit Weibern.

Mathilde.

Hm, wahrlich streng muß euer Orden sein,
Wenn er euch uns — die Unschuld — zu besprechen
Sogar verbietet. Oder machen euch
Die Mädchen Asiens gewissenhaft?
Nein, Ritter, nein, ich will der braunen Schönen
Euch nicht entreißen, — aber artig könnt
Ihr doch auch gegen and're Damen sein!
Selbst der Getreueste hat Stunden, wo —
Glaubt mir's — wir Mädchen schmollen niemals euch,
Daß ihr uns ungetreu — nein blos, daß ihr
Nicht schlau genug, es zu verbergen seid.

Jakob.

Ihr irrt an mir. Kein Mädchen Asiens
Hält mich. Es ist nur eine Sonne, die
Der Erde Licht und Leben gibt, und auch
Nur Eine, die ich lieben könnte, bände
Der Eid der Templer, den ihr wißt, mich nicht.
Seht, dieses Kreuz hier ist die Scheidewand,
Die ewig mich von jedem Weibe trennt.

Mathilde.

Was zwingt euch, einer Pflicht zu folgen, der
Die älteren Gesetze der Natur
Sich laut entgegen setzen? Nein, nicht Gott,
Nur harte Menschen schufen dies Gesetz.
Er pflanzte diesen Trieb in unser Herz:

Wie soll er ihn verdammen? — Sagt, soll Gott
Je einem Menschen, Mensch zu sein, verbieten?

Jakob.

Und läge in Befolgung dieser Pflicht
Auch Felsenlast, ich trüg' sie standhaft fort,
Stünd's mir auch frei, die Bürde abzuwerfen.
Ich schwur Enthaltsamkeit, und jeder Eid
Ist heilig, unverletzlich einem Templer.
Der Liebe Drang in uns ist Menschlichkeit;
Doch ihm zu folgen — Templern nicht erlaubt.

Mathilde.

Und doch gibts manchen Ritter, den sein Schwur
Noch minder drückt, als mich dies Frühlingskleid;
Dem, trotz dem allen, hoch das Herze schwillt,
Wenn mit dem Ordenskreuz' ein Mädchen tändelt.

Jakob.

Wenn And're pflichtvergessen sind, so trifft
Die Schande nur ihr Haupt. Ich zweifle zwar,
Daß deren viele sind, legt gleich kein Ritter
Die Menschenschwächen ab, so wie sein Kleid. —
Doch laßt mich geh'n; die Ritter harren mein.

Mathilde.

Wie, sollt' euch die Gesellschaft bärt'ger Krieger
Wohl süßer sein, als einer jungen Freundin,
Mit Rosen auf den Wangen? Sagt mir doch:
Wo läßt es sich hiernieden sanfter ruh'n,
Auf junger Mädchen Schwanenbusen, oder
Auf harter Lagerstätt' im Kriegsgezelt?

Jakob.

Das weiß ich nicht. Als Templer weiß ich nur,
Daß ich sehr sanft oft schlief, wenn nur die Erde
Mein Bett, der Himmel meine Decke war —
Ja kurz, Mathilde, seid nicht allzu stolz
Auf diese Rosen, die voll Dornen sind.
Die Schönheit ohne Tugend ist ein Grab
Mit gold'ner Inschrift und mit Statuen
Von außen ausgeschmückt, von innen voll
Vermodernden Gebeins. — Laßt eure Kunst!
Vor meinem Herzen ist ein Schild, von dem
Ein jeder eurer Pfeile, ohne mir
Zu schaden, fruchtlos prallt.

Mathilde (für sich).

Woran ich zweifle.

(laut:)

Behandelt mich nicht so verächtlich, Ritter!
Ich könnt' euch manche Heimlichkeit entdecken —
Im seligen Genuß der Liebe schwatzt
Ein Mädchen gern... Vielleicht, daß ich, wenn ihr —

(für sich:)

Bei Gott, er könnte mich dazu verleiten.

Jakob.

Es gibt der Menschen viel, in deren Mund
Die heil'ge Wahrheit selbst zur Lüge wird. —
Um keinen Preis ist mir die Tugend feil!
Und könnten euere Geheimnisse
Mir selbst das Leben retten. — Lebet wohl,
Die Nacht beginnt, ich wünsch' euch sanfte Ruhe!

Mathilde.

Wer fordert eure Tugend auf? O nein!
Seid stets ein Ehrenmann; nur hörend nicht
So taub, und selbst bei off'nen Augen blind!

Jakob.

Sehr wahr, Mathilde, ich versteh' euch nicht.
Doch — weil ihr mir so sehr gewogen seid,
So hört zur Dankbarkeit aufrichtig auch
Den Grundsatz, den mein Herz sich festgesetzt.

Mathilde.

Der heißt? —

Jakob.

Wenn jemals Jakob Molay,
Der Pflicht zuwider, einem Weibe fröhnt,
So ist doch seiner Seele Stolz zu groß,
Zu einer Buhlerin herabzusinken,
Und wär' sie selber eines Königs — Metze.

(Ab.)

Neunter Auftritt.

Mathilde (allein).

Ha, mir, mir diesen Schimpf — o daß ich nicht
Mit hundert Dolchen dich verfolgen, dich
Zum tiefsten Abgrund niederschmettern kann! —
Elender Bösewicht, Fluch über dich! —
O triumphire nicht, ich finde dich,
Und wenn du in der Erde Bauch, und wenn
Du unter die Gestirne dich verkröchest. —
Ja, fühlen sollst du — was verschmähte Liebe
Und eines Weibs gekränkter Stolz vermag.

Verderben über dich, verruchter Bube!
Mein Auge soll nicht ruhen, bis du gestürzt,
Das Opfer meiner Rache bist.

Zehnter Auftritt.

Mathilde und Nogaret.

Nogaret.

Wie, Tochter,
Fingst du das Vögelchen in deinem Netze?

Mathilde.

Mein Vater, ich bin sehr beleidiget
Von diesem Bösewicht, auf's Aeußerste
Beschimpft... Er nannte mich des Königs Metze.

Nogaret.

Du sollst gerächt sein, dies hier schwöret dir
Dein Vater zu. Der König kommt hierher.
Gebrauch' all deine Kunst nur, den Entschluß,
Den ich ihm eingab, zu befestigen.
Es ist nun eins, ob Jakob Molay
In's Netz dir einging, oder widerstand.
Die Zeit ist da, wo wir die Natternbrut
Auf ewig morden können.

Mathilde.

Liebster Vater,
Gern folg' ich. All die Kräfte meines Geistes
Und meiner Reize biet' ich willig auf:
Denn meine Seele lechzt nach Rach' und Blut.

Nogaret.

Nur nicht zu hitzig, Mädchen, Kalte Fassung
Kommt richtiger zum Ziele.

Mathilde.

Nur zu wahr;
Doch allzu schnell durchströmt mein Blut die Adern,
Dies Herz pocht viel zu stark in meiner Brust.

Nogaret.

Man muß sich zähmen, bis zur rechten Zeit
Rückhälterisch und unerforschlich sein. —
Hast du das beste Muster nicht an mir?
Zwar kostet Mühe diese Kunst; allein
Sie lohnet mit Erfolg. Betrachte mich,
Kalt duld' ich jeden Schimpf; ich biete mich
Sogar zu Diensten meinen Feinden an;
Ich schmeichle, ich verspreche gar — doch siehe,
Noch keinem hat's geglückt mir zu entgehen.

Mathilde.

Mein Vater!

Nogaret.

Meine liebe Tochter, du,
Das einz'ge Wesen in der Schöpfung, das
Ich wahrhaft liebe, grabe tief in's Herz
Die Lehren, die ich nun dir geben will.
Erfahrung hat sie mir bewährt; sie hoben
Mich aus dem Staub zu all dem, was ich bin.

Mathilde.

Ein jedes Wort von euch ist heilig mir,
Wie Priesterwort dem Pöbel.

Nogaret.

Höre denn.
Vor allem späh' die Menschenherzen aus;
Aus deinem eigenen erkennst du schon,

Daß jedes seine Schwäche hat, und jedes,
Von einer Lieblingsleidenschaft beherrscht,
Sein Thun und Denken nach ihr lenkt. Hast du
Die ausgeforscht, so richte dich hiernach;
Gebrauche sie zum Werkzeug deines Glückes —
Trag' dessen Farbe, der dir meistens nützt;
Denn jeder glaubt sich selbst am klügsten, liebt
In Andern nur sich selbst. Lüg' allen Freundschaft —
Sei traut mit Jedermann! — Doch nie entdecke
Dein eigen Herz. Soll dich der Gute schätzen,
Dann scheine tugendhaft — dem Schurken gib.
So klettere den Fels des Ruhms hinan,
Der mit der Größe kommt. List und Gewalt
Lass' jedes Hinderniß dir heben, und
Vergiß es nie, daß für den Klügeren
Kein ander Recht, als das des Stärkern sei,
Des Stärkeren an Körper oder Geist.

Mathilde.

Das werd' ich. Wenn euch einmal gleich der Tod
Der Welt entreißt, so lebt ihr doch in mir.

Nogaret.

Ja, diese Hoffnung tröstet mich, mein Kind.
Doch, noch hab' ich nicht alles dir gesagt.
Die Hand der mächtigen Natur schuf dich
Zum Weib; drum hüte dich, den je zu lieben,
Den du zum Sklaven deiner Reize wählst.
Sei Wucherin damit! Gib sparsam so,
Daß er stets hung're. Männerliebe stirbt
Mit der Erfüllung aller ihrer Wünsche. —
Genieße mäßig, daß du lang genießest.

Trink nur mit jenem Mann den süßen Becher
Geheimer Wollust aus — der fest verschwiegen
Und dankbar ist für jeglichen Genuß. — —
Befolgst du diese Lehren, Kind, so schmückt
Die Königskrone bald vielleicht dein Haupt.
Errungen ist das Ziel all meiner Mühen,
Mein Durst nach Ruhm gesättigt dann. —

Mathilde.

Ihr macht
Mich auf mich selber stolz, mein guter Vater.

Nogaret.

Nicht das; der Stolz ist Quelle mancher Thorheit,
Er macht uns blind für eig'ne Schwächen — macht
Den Klügsten oft zur Puppe list'ger Schmeichler. —
Für jetzt genug. — Folgst du nur meinen Lehren,
So siegen wir gewißlich. Glaube mir,
Der Fürst muß erst geboren werden, der
Dem eig'nen Herzen, einem schlauen Hoffmann,
Und einem schönen Weibe widersteht.
Doch horch! — Mich däucht, der König kommt. — Sei klug!
(Ab.)

Eilfter Auftritt.

Mathilde und der König.

(Mathilde setzt sich weinend an einen Tisch.)

Der König (kommend).

Was ist dir, trautes Mädchen, wie, du weinst?

Mathilde.

Ach, Euer Majestät!

Der König.

Mein Liebchen, lass'
Die Majestät, sie gleicht dem prächt'gen Kleide,
Das uns vom Pöbel unterscheidet, und
Das wir so gern im häuslichen Gemach
Bei Seite legen. Im Genuß der Liebe
Hört auch der Fürst auf, Fürst zu sein, sinkt ganz
Zur Menschheit nieder, und vertauschet gern
All seine Titel mit dem süßern Du .....
Doch sag' mir, trautes Mädchen, welcher Schmerz
Gebar die Thräne, die auf deiner Wange
Wie Morgenthau auf einer Rose schwebt?

Mathilde.

Mein König, dürft' ich euch's vertrauen. — Doch
Was kümmert euch das Wimmern eines Mädchens.

Der König.

Mir diesen Vorwurf? Nein, Mathilde, sprich,
Sprich, welche Leiden quälen deine Seele?
Bei uns'rer Liebe, bei den süßen Stunden,
Die wir von ihrem Taumelkelch berauscht,
Durchschwelgten, bitt' ich — ja beschwör' ich dich!

Mathilde.

Daß ihr mich noch an jene bittern Stunden
Erinnern könnt', die meiner Ehre Mörder —
Die Sterbezeit der Unschuld waren. Ach,
Ich armes Mädchen hab' mein Köstlichstes
Euch aufgeopfert ...! Weh, und nun!

Der König (hastig).

Und nun?

Mathilde (mit Anstand).

Wer bist du? Philipp mein Geliebter oder
Mein König?

Der König.

Schatz, — welche eine Frage! Jener —
So lange Blut in meinen Adern rollt.

Mathilde.

Nun dann, so schwöre, Philipp, mein Geliebter,
Mich an dem Schänder meiner, deiner Ehre
Zu rächen! —

Der König.

Wie, wer sollt' es wagen?

Mathilde.

Schwöre!

Der König.

Nun wohl, ich schwöre Rache, blut'ge Rache,
Dem zu, der mich und dich zu schimpfen wagte!

Mathilde.

So höre denn: Jakob von Molay
Erfrechte sich, und hieß mich deine Metze,
Weil ich dir treu, nicht seinem Wunsch gehorchte.

Der König.

Ha, Bube, du bist reif für meine Rache!
Der Freche häuft Verbrechen auf Verbrechen,
Jedoch, Mathilde, tröste dich. Schon sank
Die Sonne, mit ihr sinkt der Tempelorden
In der Vertilgung ew'ge Nacht.

Mathilde.

Auch dies
Genügt mir nicht. Nur Jakobs Blut allein
Kann diesen Schimpf von meiner Ehre waschen.

Der König.

Mein Liebchen, auch sein Tod ist schon gewiß.

Mathilde.

So lasse dich umarmen, bester Philipp!
Geliebter ... Dieser Kuß soll dich belohnen!

(Küßt ihn.)

Der König.

O liebes Mädchen, süß wie Honigseim
Ist meinen Lippen dieser Kuß. Doch ach,
Ich bin ein ungestümer Bettler — sieh —
Schon dämmert's — Alles eilt der Ruhe zu,
Nur ich —

Mathilde.

Nur du — Zudringlicher, so komm!
Welch Mädchen kann dir widersteh'n?

(Beide ab.)

Zwölfter Auftritt.

Nogaret und Noffo Dei (kommen von verschiedenen Seiten).

Nogaret.

Ha, gut,
Daß wir uns finden. Freund, wie steht's, wie geht es?
Hast du das Nöthige verfügt?

Noffo Dei.

Dies wollt'
Ich eben euch berichten. Ja, vierhundert
Der tapfersten Soldaten steh'n bereit.

Nogaret.

Nun gut; bald schlägt die Stunde ihres Falles. —
Komm, stärke dich zuvor durch Cyperwein!

Nosso Dei.

All euere Befehle werd' ich stets
Auf's pünktlichste vollzieh'n.

Nogaret.

Nur eines noch:
Such' sie mit Güte zu bekommen; frommt
Dies nicht, so brauch' Gewalt. Vor allem trachte
Den Molay in uns're Macht zu bringen.
Hat man das Haupt, so folgt der Rumpf von selbst.

Nosso Dei.

Seid ohne alle Sorgen.

Nogaret.

Nosso Dei!
Siehst du, schon hüllt die Erde sich in Schatten;
Und morgen, wenn die Sonne wiederkehrt,
Wird sie ob uns'rer großen That erstaunen.
Unsterblichkeit ist unsers Namens Zierde.

(Beide ab.)

Dritter Act.

(Saal im Tempelhofe. Nacht.)

Erster Auftritt.

Guido

(tritt langsam herein).

Welch schaudervolle, fürchterliche Nacht!
So düster, wie im Schooß des engen Grabes.

(Geht an's Fenster.)

Kein Sternlein blinkt am weiten Himmelsbogen;
Nur selten dringt ein blasser Mondstrahl noch
Durch das vorübergleitende Gewölk. —
Wie drohend nah'n aus dunkler Ferne sich
Die donnerschwangern Wetterwolken. — Weit
Kreuzt durch die schwarze Luft der rothe Blitz;
Doch noch ertönt des Donners Rollen nicht.
Nur bange Todesstille herrscht umher —
Kein Lüftchen weht; kein Grashalm reget sich.
O weh', ich ahne Böses! So verhüllte
In siebenfachem Schleier die Natur
Sich auch, als von den Saracenen einst
Der Christen Lager überfallen, und
Getränkt mit unserm Blut die Erde ward.

Zweiter Auftritt.

Guido und Johann.

(Johann tritt tiefsinnig auf.)

Guido.

Wie, Jüngling, wachst du schon? Noch glaubt' ich, hätte
Man dich aus tiefem Schlummer nicht geweckt.

Johann.

Und könnt ihr euch darüber wundern? Ritter,
Nur eine Stunde noch, so ist der Zeitpunkt,
Wornach ich mich so lange sehnte, da,
Wo Wirklichkeit der heiße Wunsch wird, dem
Selbst der des Sklaven, der im Durst nach Freiheit
Auf seinem Stroh die lange Nacht durchweint,
Nur unvollkommen gleicht — jetzt sollt' ich schlafen?
O könnt' ich dies, so tobte mir so heiß
Dies junge Blut in meinen Adern nicht;
Nur eine Pflanzenseele müßt' ich haben.

Guido.

Lass' dich umarmen, Sohn! Dein edler Eifer
Bürgt mir, daß du des Ordens Pflichten treu
Erfüllen, sein stets würdig handeln wirst.
Weh jenem Knappen, dessen Herz nicht strebt
Nach seiner Aufnahmsstunde, wie das Herz
Der Braut nach ihrem Hochzeittag, und Fluch
Auch dir, wenn diese heiße Sehnsucht einer
Strohflamme gleicht, die hoch auflodert, doch
Sehr schnell verlöscht. Muth und Beharrlichkeit
Sind einem Templer nöth'ge Tugenden.
Nur nied're Seelen wanken wie ein Rohr,

Das sich dem Hauch des Windes beugt; ein Mann,
Ein Templer steht so wie ein Fels im Meer,
Den tausend Wogen nicht erschüttern; wie
Die Eiche, welche kühn den Stürmen trotzt.
Sieh, fünfzig Jahre trag ich dieses Kreuz
Auf meinem Mantel; manches Wohl und Weh
Erfuhr ich schon in diesem Orden, und
Noch wollt' ich gerne mir dies graue Haupt
Abschlagen, diese morschen Glieder mir
Verstümmeln lassen, könnte nur mein Tod
Den Brüdern, meinem Orden nützlich sein.

Johann.

Erhab'ner Greis, wie beugt sich meine Seele
Der Geisteskraft die euch belebt. — Doch ich
Gesteh' es frei euch, Ritter, dieses Herz
Ist auch der Größe fähig. Die Gesellschaft
Der edelsten, der besten Menschen wird
Zur Reife bringen jeden Jugendkeim.
Durch Thaten hoff' ich's darzuthun, und stellt
Mich auf die Probe, wenn ihr zweifeln könnt.

Guido.

Du wirst es, fährst du stets so rühmlich fort,
Wie du begannst. Vor allem reinige
Dein Herz von jeder niedern Leidenschaft.
Sei Mensch in vollem Sinne dieses Wortes,
So wirst du echter Templer sein. — Bald nah't
Sich die Capitelstunde. Lass' uns geh'n,
Zum ewigen Regierer dieser Welt,
Die seine Hand geformt, zu beten, daß
Er stets dich segne, dich der Tugend treu

Und zu der Menschheit Wohl erhalte, die
Ein doppelt Recht auf deinen Schutz erhält.
(Beide ab.)

Dritter Auftritt.

(Capitelsaal der Tempelherren. Wenig beleuchtet.)

(Das Gewitter, welches bei Anfang des vorigen Auftrittes begann, nimmt immer zu, bis zur Scene, wo die Glocke zwölf Uhr tönt.)

Jakob von Molay (eintretend).

Ein gräßliches Gewitter.... gleich als wäre
Der Schöpfung Ende nah! Wie fürchterlich
Die Blitze leuchten!... Mächtig rollt der Donner
In's Heulen der Orkane; dennoch dank'
Ich ihm's, daß er aus diesem wilden Traum
Mich weckte. Weltenschwere Lasten drückten
Dies Herz, — hoch sah ich Flammen lodern... Blut
Begegnete all meinen Blicken, gleich
Als ständ' ich auf dem Schlachtgefilde, wo
Die Erde, nach vollbrachtem Kampf, das Blut
All der Erschlag'nen nicht verschlingen kann.
Ein lärmendes Gewühl zahlloser Menschen
Umsauste mich.... Ich hörte Klaggeheul,
Und eine bleiche traurige Gestalt,
In eines Templers Kleid gehüllt, stand immer
An meiner Seite.

Eine Stimme.

Jakob Molay!

Jakob.

Ist's Wahrheit, oder ist es Sinnentrug,
Was ich jetzt hörte? Eine fremde Stimme
Rief meinen Namen?

Eine Stimme.

Jakob Molay!

Jakob.

Ha, noch einmal! mein Ohr betrog mich nicht.
Wie ist mir? Ach, es gleitet kalt wie Eis
Mir von dem Scheitel bis zur Sohle. — Horch!
Mich däucht ich hör' ein ächzendes Gewinsel —
Ich witt're Leichen.

Eine Stimme.

Jakob Molay!

Jakob (auffahrend).

Wer bist du, Wesen, das hier in der Nacht
Mir Unruh' wecken will? Mensch oder Geist?
Komm, zeige dich, sonst soll dich dieses Schwert —

(Er legt die Hand an's Schwert.)

Vierter Auftritt.

Jakob und der Geist.

(Der Geist erscheint im Templerkleide.)

Jakob (unbewegt).

Wer bist du, Mann, mit dieser düstern Stirn?
Bist du ein echter Templer; nun, so komm,
Reich' mir die Hand, gib mir den Bruderkuß!

Der Geist.

Mensch, meine Hand ist deinem Fleisch unfühlbar.
Dein Mund empfindet keines Geistes Kuß.

Jakob.

Wer bist du? sprich!

Der Geist.

Einst war ich, was du bist.
Zwei hundert Jahre sind im Strom der Zeit

Dahin geflossen, seit ich der Natur
Das mir geborgte Kleid zurück gegeben.
Die Erde lieh mir diesen Staub, daß ich
Erscheine deinen Menschenaugen, und
Der Zukunft Tiefen dir enthüllen kann. —
Mach dich gefaßt, dein harren große Dinge.

Jakob.

So nenne deinen Namen, Templergeist!

Der Geist.

Mein Nam' ist dir bekannt. Ich heiße Hugo
Von Pajens.

Jakob.

Wie, der Stifter unsers Ordens?
(Fällt auf ein Knie.)

Der Geist.

Steh auf! — Bald ruft mich mein Geschick. Drum komm;
Betrachte, was ich jetzt dir zeige. — Sieh!
(Der Geist macht mit der Hand eine Bewegung. Es zeigt sich im Hintergrunde eine düstere Aussicht, und in selber alles, wovon Molay spricht.)

Jakob.

Was seh' ich da? — Ein prächt'ger Tempel, aus
Behau'nen Steinen aufgeführet, glänzend
Im hellen Lichtesschimmer. — Ha, wie er
Dem mächt'gen Zahn der Zeiten trotzend steht!
Gebaut mit Weisheit, Schönheit und mit Stärke;
Gleich dem, den einst der weise Salomon
Dem einz'gen Gotte weihte — Welche Pracht!
Schön prangt gen Westen die erhab'ne, von
Zwei eh'rnen Säulen unterstützte Pforte,
Zu welcher sieben Marmorstufen führen. —
Doch wer sind die, die nun mit grimmer Wuth,

Bewaffnet mit dem Werkzeug der Vernichtung,
Auf dieses herrliche Gebäud' hinstürzen? —
Ha, Menschen sind's im Priesterkleid', und Männer,
Auf deren Scheitel Kronen blinken!... Ach!
Es wankt — es stürzet hin, zerstört von ihren
Grausamen Händen! — — Eine Säule nur
Hebt noch aus diesen traurigen Ruinen
Ihr weit gespalt'nes Haupt empor! — Was zeigt
Dort in der Ferne sich? Ein Grab, mit Dornen
Bewachsen, dicht umringt von einer Schaar
In Trau'r gehüllter Männer!... Gott, was sollen
All diese Bilder?... Schatten unsers Stifters,
Dich fleh' ich an! erklär' mir ihren Sinn! —

(Die Glocke schlägt Zwölf. Alles verschwindet. Man hört zum Capitel läuten.)

Der Geist.

Es ist zu spät. Horch, meine Stunde schlägt!
Doch morgen, eh' die Sonn' in Westen ruht,
Ist Alles dir entdeckt, siehst du mich wieder.

(Verschwindet.)

Fünfter Auftritt.

Jakob (allein).

Was sah ich? war's ein Traum, war's Wirklichkeit? —
O nein, kein Traum, kein Spiel der Phantasie!
Ich wache, denke, fühle mich. — In Wahrheit,
Ein schreckliches Gesicht!.... O höchstes Wesen,
Von schwachen Menschenzungen Gott genannt,
Der Schöpfung Allbeleber, ew'ger Geist!
Sieh, bebend lieg' ich hier vor dir im Staub',

Und flehe mit gerung'nen Händen laut
Zu dir: O wende die Gefahren ab,
Die meinem Orden drohen!... Oder hast
Du Strafe über uns verhängt, so treffe
Sie mich allein, und schone meiner Brüder.
Nimm hin dies Leben, gerne geb' ich es
Für sie zum Opfer. — Doch welch Trostgefühl
Erwacht in meiner Seele! Ja, o Herr,
Die Stärke deines Armes wird uns schützen;
Du wachest über uns. Sind alle Fürsten,
Sind alle Höllenrotten wider uns,
So kannst du uns erretten. — Aber ist's
Im Buch der Vorsicht eingetragen, daß
Wir bald gestürzt hinunter müssen, wo
Das Fleisch sich von den Knochen löst, als Speise
Der in dem Schooß des All's verborg'nen Kraft —
So sei's! — Wir murren nicht. Dein Will' geschehe!

Sechster Auftritt.

Jakob und Guido.

Guido (eintretend).

Was ist dir, Bruder? bleich ist dein Gesicht,
Du bebest, Angstschweiß perlt auf deiner Stirn.

Jakob.

O Greis, ich sah jetzt Dinge, deren Anblick
Dein graues Haupt empor gesträubt, das Mark
In allen Knochen dir vertrocknet hätten. —
Nach dem Capitel werd' ich dir's entdecken.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Mehrere andere Templer.

(Sie ordnen sich, so wie sie eintreten, in zwei Reihen, Molay stellt sich zwischen denselben obenan, zu seiner linken Guido von Auvergne. Zwei mit entblößtem Schwerte stehen an der Pforte.)

Jakob.

So laßt uns denn, ihr edlen Brüder, nach
Der Väter Sitte dies Capitel feiern,
Vom Schleier dicht der Mitternacht verhüllt,
Indeß der Schlaf den halben Erdkreis fesselt,
Die Arbeit zu der Menschheit Wohl beginnen! —
Das heutige Geschäft, ihr Brüder, sei,
Den Orden durch ein Mitglied zu vermehren.
Dem Knappen Johann von Paris ist jetzt
Dies Glück bestimmt.

Guido.

Ihr Ritter, ich bin Bürge
Auf Ehr' und Treu, daß dieser Knapp' all das,
Was einem Tempelritter nöthig ist,
An Redlichkeit, an Herz und Geist, besitze.

Jakob.

Wer wider ihn zu klagen hat, der spreche!

(Alle schweigen.)

So willigt ihr denn ein, daß er zum Templer
Geschlagen, und in die Geheimnisse
Des Ordens eingeweihet werden soll?

(Jeder Ritter zieht sein Schwert, und senkt es mit der Spitze zur Erde.)

Ihr, Ordensherold, geht hinaus, bringt ihn
Herein, daß wir in Eidespflicht ihn nehmen.

(Ein Ritter geht ab.)

Achter Auftritt.

Die Vorigen und Johann.

(Der Herold führt ihn herein, und stellt ihn in die Mitte der zwei Templerreihen.)

Jakob.

Wer bist du? Was ist dein Begehren hier?

Johann.

Ich heiße Johann von Paris, und such'
Ein Mitglied eurer Ritterschaft zu werden.

Jakob.

Warum, aus welchem Grund' verlangst du dies?

Johann.

Ihr edlen Templer, um, mit euch vereint,
Mit allen meinen Kräften an dem Glück
Der Menschheit, der Verbreitung alles Guten,
Verminderung des Uebeln zu arbeiten.

Jakob.

Wenn diese deine wahren Gründe sind,
Die Aufnahm' hier zu suchen, wohl, so schwöre
Zum höchsten Welterschaffer, daß kein Meineid,
Kein Meuchelmord an deiner Seele klebt;
Daß du kein Unterdrücker armer Witwen,
Hilfloser Waisen warst; daß keine Unschuld,
Durch dich verführt, des Himmels Rache fordert.

(Jakob zieht das Schwert, und hält ihm die Fläche desselben vor: Johann senkt sich aufs rechte Knie, legt die linke Hand ans Herz, die Rechte auf das Schwert.)

Johann.

Ich schwöre.

Jakob.

Schwöre ferner, daß du nie
Mit diesen Lastern dich besudeln, stets

Den heil'gen Pfad der Tugend wandeln, eifrig
Der Menschheit Rechte schützen, ja, mit Blut
Und Leben ihren Unterdrückern dich
Stets furchtlos widersetzen willst.

Johann.

Ich schwöre.

Jakob.

Schwör', alle Pflichten unsers Ordens treu
Und mit Gehorsam zu erfüllen, dich
Nie wider seine heiligen Gesetze
Zu sträuben, die Geheimnisse der Templer
Sorgfältig zu verschweigen.

Johann.

Ja, ich schwöre.

Jakob.

Nun, so empfange denn von mir den Schlag,
Der dich zum Ritter und zum Templer weiht.

(Gibt ihm mit der Fläche des Schwerts drei Schläge auf den Rücken.)

Und dieser Kuß sei unsers Bundes Siegel,
Der dich nun ewig an uns knüpfet, dich
Zum Glied der großen Templerkette macht.

(Johann steht auf. Molay, nachdem er ihn dreimal geküßt, geht an seine vorige Stelle zurück.)

Ihr Herolde, gebt ihm das Ritterschwert!
Gebt ihm den Mantel mit dem heil'gen Kreuz'
Bezeichnet!

(Beides geschieht. Molay spricht zu ihm.)

Wagt es nie, mein Bruder, dies
Dem Schutz der Unschuld nur geweihte Schwert
An euerm Nächsten zu entheiligen

Durch ungerechte Streiche. Zieht es nur
Auf die Ungläubigen und Menschenfeinde,
Die nach des Nachbarn Habe lüstern sind,
Die unverschuldet Blut vergießen, und
Vom Raub' sich mästen. — Schlaget auch, doch nicht
Mit diesem Schwert — auch Geistesfinsterniß
Verdient noch Schonung — mit dem Schwert des Mundes
Die, so Unwissenheit und Aberglauben,
Der schönsten Himmelsgabe, der Vernunft,
Zur Schande, zu verbreiten suchen; die
Aus Eigennutz an heil'gem Gängelbande
Des Lichts beraubte Menschheit führen, schlau
Der Bruderlieb' erhabenstes Gefühl
Durch Tand ersticken, den Allvater .... Gott,
Zum Seitengott, und zum Tyrann entstellt,
Der Menschheit predigen. — Der Mantel mit
Dem heil'gen Kreuz geziert, erinnere
Euch stets, daß, wie ihr euch vor Frost und Regen
In selben hüllt, auch so sich jeder Templer
Vor allen Stürmen, die den Ehrenmann
Sehr oft bedroh'n, in Tugend hüllen müsse.

Johann.

O, meine Brüder! Dank euch, heißen Dank!
Glaubt's, alle Menschensprachen sind zu arm,
Euch die Gefühle auszudrücken, die
In diesem Herzen brennen! — Doch, nicht Worte,
Nein, Thaten sind des Templers — und mein Dank.

Jakob.

Mein Bruder! eure Rechtschaffenheit
Und euer edles Herz, das heiß für Tugend

Und große Thaten glüht, ist uns ein Baum,
Von dem wir viele gute Früchte hoffen.
Nur bitt' ich, grabet tief in eure Seele
Die Lehren, die ihr jetzt vernehmen werdet. —
Stets muß Vernunft des Templers Herz beherrschen,
Erhab'ne Thaten sind nicht blos sein Werk,
Auch ist hierzu nicht stets Gelegenheit.
Die Pflicht gebeut ihm, unermüdet fort
Am Wohl der Menschheit zu arbeiten. Nicht
Die Ruhmsucht ist das Triebrad seiner Werke.
Er handelt groß, verkennt die ganze Welt
Auch seine gute Absicht. Nur das Ziel
Des Menschendaseins zu erreichen; kurz,
Auf jedem Platze, wo er steht, so gut,
Als er vermag, zu sein, ist sein Bestreben. —
Die Erd' ist eines Templers Vaterland,
Und jeder, den ein Weib gebar, sein Bruder.
Er weiß auch seinen Feinden Freund zu sein;
Vergißt Unbilden bald, Wohlthaten nie.
Mit Gutem Böses zu erwidern, ist
Hiernieden seines Herzens größte Lust;
Der Unschuld Schutz zu sein, der Macht des Lasters
Zu widerstehen, seine Ritterarbeit.
Befolgt ihr dies, so seid ihr echter Mensch
Und Tempelherr, der Erdenbrüder Stütze.

Johann.

Das will ich — ja, das will ich!

Jakob.

Wohl, nun übrigt
Mir eines noch: euch die Geheimnisse

Des Ordens zu eröffnen. — Heil euch, Brüder,
Wenn euer Aug' den Glanz des Lichts erträgt,
Das in den Finsternissen leuchtet. — Einst
War eine Zeit, wo jedem Menschenauge
Sich schleierlos die heil'ge Wahrheit wies;
Wo Menschenliebe, Reinigkeit der Sitten
Dem Schöpfer dieser Welt das liebste Opfer,
Und die Natur sein einz'ger Tempel war.
Doch, als der Mensch des Menschen Sklave, als
Das Heiligste mißbraucht und mißverstanden,
Nur Werkzeug eines bösen Zweckes ward,
Da barg das Licht dem Aug' des Pöbels sich,
Und uns're Väter nahmen es in ihre
Verborg'nen, stillen Heiligthümer auf. —
Jahrtausende besteht schon unser Orden,
Und alles Edle, Große, Schöne, Gute
Fließt, unbewußt dem ungeweihten Pöbel,
Aus seinem Heiligthume nur. Zwar trug
Im weiten Zeitenraume seines Daseins
Er mancherlei Gestalt und Namen — doch
Die Wesenheit blieb Eins, wie die Natur. —
Als uns're Väter in Jerusalem,
Nah' an dem Tempel Salomons, gen Osten — —

(Man hört ein Geräusch. Alles bezeugt Aufmerksamkeit. Molay spricht:)

Wer wagt es, uns in dieser Zeit der Ruhe,
Bei unserm heiligen Geschäft zu stören?
Seht zu, ihr, Pfortenwächter, wer es sei!

(Einer der Wächter geht ab. Eine Pause stiller Erwartung.)

Neunter Auftritt.

Die Vorigen und der Wächter.

Der Wächter.

Der Oberste der königlichen Leibwache
Ist draußen, und will euch, ehrwürdiger
Großmeister, in des Königs Namen sprechen.

Jakob.

Was will der Bösewicht? . . . Geht, heißt ihn kommen.
(Der Wächter ab. Die Ritter treten indessen aus ihrer Ordnung.)

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Noffo Dei.

Jakob.

Wie? Noffo Dei, ihr erfrecht euch noch,
Dies Heiligthum der Freundschaft und der Tugend
Durch euern Eintritt zu entweihen? Habt
Noch Muth, den Blick der innigsten Verachtung
Von allen diesen Männern zu ertragen,
Die ihr durch eure Bubenstreich' und Laster
Entehrtet, als die Ordenszeichen noch
An euch, Unwürdigen, geschändet wurden?

Noffo Dei.

Jakob von Molay, sprecht nicht so stolz!
Ich komme auf Befehl des großen Königs.

Jakob.

Der Zwerg wird muthig hinter einem Riesen. —
Was will der König jetzt zu dieser Stunde?

Nosso Dei.

Er trug mir den Befehl auf, alle Templer
Gefangen wegzuführen.

Johann.

Nein. Das wirst
Du nie, tollkühner Bub'! Eh' dies geschieht,
Zerschelle dieser Erdball selbst am Fels
Der ewigen Vernichtung.

(Zieht das Schwert und will auf ihn.)

Jakob (stellt sich vor).

Was beginnt
Ihr, Ritter? Wißt, so handeln Templer nicht.
Die blinde Wuth ist keine Tapferkeit.
Die Prüfung, die wir heut' ertragen müssen,
Kommt nicht von Menschenhand — sie kommt von Gott,
Und dem sich widersetzen, ist Verbrechen.

Johann (beschämt).

Vergebt es meinem Eifer, denn ihr wißt —

Nosso Dei.

Ich rath' euch — gebet euch mit Güte, Ritter,
Sonst müssen meine Krieger kommen, und —
(Er zieht einen Brief hervor; jeder Ritter faßt bei obigen Worten sein Schwert.)

Jakob.

Du — du sogar uns drohen? Ha, Verweg'ner!
Sieh' her, auf jedes Ritters Stirne steht
Die Antwort deiner frechen Rede schon!
Wähl' unter uns, und jeder nimmt es spielend
Mit dir und deinen Lasterknechten auf. —
Doch sage mir, wer gab wohl deinem König'
Das Recht, uns Templer in Verhaft zu zieh'n?
Wir kennen keinen Herrn, als nur den Papst.

Nosso Dei.

Hier leset!

Jakob (nachdem er gelesen).

Brüder! . . . Unser Untergang
Ist nah', und alles wider uns vereint,
Selbst Clemens willigt nun in unsere
Gefangennehmung ein. . . . So sei es denn!
Ich fürchte keinen Richter, lege hier
Selbst meine Waffen ab; und jeder Templer,
Der sich unschuldig fühlet, folge mir!

(Alle legen die Schwerter ab, Molay fährt fort:)

Nun, Nosso Dei, kommt, wir folgen dir.
Vergiß jedoch nur nicht, dem Nogaret
Zu danken, daß aus seinen Miethlingen
Er dich zu dieser Arbeit auserwählte:
Denn aus dem Staube der Vergessenheit
Zieht deinen Namen diese That hervor,
Und macht, wie einen Herostrat, ihn nach
Jahrtausenden der späten Nachwelt kund.

Nosso Dei (für sich).

Wohl mir! das große Werk ist nun vollbracht.

(Alle ab.)

Vierter Act.

(Saal im königlichen Palaste.)

Erster Auftritt.

Wilhelm von Nogaret sitzt mit sechs Beisitzern vor Gericht. Zu seiner Rechten steht Nosso Dei mit zwei Zeugen; zur Linken Guido von Auvergne.

Nogaret.

Noch einmal sag' ich's euch in Güte, läugnet
Nicht länger! Alle diese Widersprüche
Entkräften doch der Zeugen Aussag' nicht,
Die sie beeideten.

Guido.

Herr, seht mich an!
Ich bin ein Greis, dem Laub des Herbstes gleich,
Das, langsam welkend, mit dem ersten Nordwind
Den Tod erwartet. Achtzig Jahre haben
Dies Haar gebleicht, entkräftet diesen Arm;
Und ihr wollt ungerecht von mir erzwingen,
Daß ich ein Schurke — ein Verräther werde,
Der Lügen Wahrheit heißt? Und dieses erst
Am Ende meiner Lebenstage? — Nein,
Nie werd' ich dies. Zu jenem mächtigen,
Noch nie betrog'nen Richter, der einst mein
Und euer Urtheil sprechen wird, vor dem
Ich bald erscheinen werde, heb' ich hier
Die Hand empor, und schwöre noch einmal:
Unschuldig ist mein Orden! Nur Verleumdung

Und Lügen, ausgedacht im Höllenschooße,
Sind die ihm angedichteten Verbrechen.

Nogaret.

Auf, Wache, führt ihn fort! Dem alten Starrkopf
Und dem ihm gleichenden Gesindel soll
Die Folter das abzwingen, was die Güte
Umsonst herauszubringen sucht.

Guido (im Abgehen).

O du
Allwissendes, gerechtes, höchstes Wesen,
Zu dem sich in der feierlichen Stunde
Der Mitternacht mein einsames Gebet
Oft für der Menschheit Wohl erhob, vergib
Es unseren Verfolgern! Geistesblindheit:
Umhüllet sie mit Nacht. O gib mir Stärke,
Daß ich am Ziel der ird'schen Wanderschaft
Der Tugend treu verbleibe, daß unmännlich
Den körperlichen Schmerzen nicht der Muth
Des Geistes und der Wille unterliege.

(Ab.)

Nogaret (zur Wache).

Man bringe den Großmeister!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Jakob von Molay.

Nogaret (zu Molay).

Wer seid ihr?

Jakob.

Ein Mann.

Nogaret.

Und euer Name?

Jakob.

Leicht vergißt
Der Höfling seinen so genannten Freund.
Ich heiße Jakob von Molay, und bin
Der Tempelherren Meister.

Nogaret.

Wisset ihr,
Warum man euch hier vor Gericht gebracht?

Jakob.

Nein. Aber der Vermuthung nach darum,
Weil auf der Welt habsüchtige Despoten,
Verschmitzte, niederträchtige Minister
Und feige Schurken sind, die man für Geld
Die Unschuld zu verleumden dinget.

Nogaret.

Ritter,
Ihr stehet vor des Königs, eures Herrn,
Gericht!

Jakob.

Wer ist mein Herr? Ich kenne keinen
Als Gott! Der Tempelherren Großmeister ist
Frei wie der, dessen Knecht ihr seid.

Nogaret.

Und doch
War unser allerchristlichster Beherrscher
Berechtigt, euch gefänglich einzuzieh'n,
Selbst durch des Papstes Schreiben.

Jakob.

Selbst der Papst
Hat über unſ're Freiheit keine Rechte,
Wenn wir gleich ſonſt von ihm Geſetze nahmen.
Wir ſtanden unter ſeinem Schutz. Doch Clemens
Ward Philipps Sklav', erkaufte Peters Stuhl
Von ihm ſich durch beſchwor'ne Bubenſtreiche.
Gerechtigkeit iſt vielen Fürſten jetzt
Ein leerer Schall: Gewalt geht nun für Recht.
Das Laſter ſiegt, die ſchwäch're Tugend blutet. —
Doch, welchen Vorwand habt ihr, unſere
Gefangenſetzung zu beſchönigen?

Nogaret.

Kein Vorwand — die Gerechtigkeit befahl's.
Drei Zeugen klagen eidlich euern Orden
Der Zauberei, des Götzendienſtes an.

Jakob.

Wer ſind die feilen Schurken? Zeigt ſie mir!

Nogaret.

Hier ſtehen euere Ankläger.

(Weiſt auf Roſſo Dei und die zwei Zeugen.)

Jakob (verächtlich).

Die?
Du haſt dein Geld nicht übel angelegt.
Die Tempelherren ſind ja reich. Nicht wahr?
Es wird dir große Zinſen bringen!

Nogaret.

Ritter,
Laßt dieſen eiteln Trotz, der ohne dies
Nur ſträflicher euch macht, und ſagt, was könnt
Ihr zur Vertheidigung anbringen? Sprechet!

Jakob.

Was nützt die Schutzred' eines armen Lammes,
Das schon der Wolf in seinem Rachen trägt?
Was nützte mir da die Vertheidigung,
Wo Wilhelm Nogaret der Richter ist?
Ihr, die ihr wähnt, daß eine Königskrone
Den Böſ'wicht ehrlich zaub're, daß der Purpur
Zu jeder Schandthat euch berechtige, —
Ihr habt unköniglich mich in dies Land,
Mit Hilfe jenes dreibekrönten Heuchlers,
Gelockt, um meinen Orden zu vertilgen,
So weit ihr könnt, um eures Geizes Gier
Mit unſ'rem Gut zu füttern, das Mißtrau'n
Zu endigen, mit dem ihr auf die Macht
Des Tempelordens neidisch blickt. Und doch
War unser Handel edel stets, und gab
Nie Böses zu argwöhnen Ursach euch. —
Wir sind nicht eure Untergebenen;
Und wenn wir's wären, wo ist hier der König,
Den Gott zum Vater seiner Völker und
Zum Schützer der Gerechtigkeit gesetzt? —
Sind dies die Pflichten eines Mannes, der sich
Statthalter Christi lügt, ja tollkühn sich
Den Himmelspförtner nennt? O pfui der Schande!
Gesalbte Gottes nennen sich die Frevler?
Nein, Räuber, Meuchelmörder sind sie nur,
Entehrend ihren Purpur, ihre Kronen.

Nogaret.

Ihr raset, Ritter, lasset diese Träume!
Noch einmal frag' ich euch: Was könnet ihr

Zu euerer Vertheidigung anbringen?
Verletzt ihr gleich die Majestät des Königs,
Und selbst die Ehrfurcht, die dem Kirchenhaupte
Die Gläub'gen schuldig sind, so zieh' ich doch
Von allem diesen nichts als Richter an.
Vielmehr — ihr dauert mich. — Ich wünschte nur —

Jakob.

Hab' Dank für dieses Mitleid, Krokodil!
Den Satan, hüllt er sich in Seraphs Glanz
Auch siebenfach, verräth die Bosheit doch.
Du bist es, der nach unserm Untergange
Heißhungrig lechzt! Gott, der dein Herz durchspäht,
Der deine Laster weiß und uns're Unschuld,
Wird am Vollendungstage zwischen dir
Und uns einst richten. Zittere, dann wird
Die unterdrückte Wahrheit siegen, und
Der Abgrund deiner grauenvollen Thaten
Wird aufgedeckt der ganzen Schöpfung sein.
Ha, wehe dir und deiner Rotte dann!

Nogaret (zur Wache).

Man führ' ihn wiederum in sein Gefängniß!
Wer schweigt, bekennet auch. (Zu Molay.) Bald werdet ihr
Das Urtheil hören.

Jakob.

Wohl. Sag', Nogaret,
Dem großen König: Er sei Mensch wie wir.
Vor Menschen zitterte kein Templer noch.
Er kann uns nichts als morden; nur Tyrannen,
Nicht uns, ist fürchterlich der Tod. — Ja gern
Vertauschen wir mit jener diese Welt,

Wo Treu und Redlichkeit zur Thorheit wird,
Und Tugend sich in Bettellumpen kleidet,
Wo Fürsten Wölfe, Priester Tiger sind.
(Geht mit der Wache ab.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, ohne Molay.

Nogaret (zu den Richtern).

Ihr habt es nun gesehen, meine Freunde,
Daß er den eidlichen Beschuldigungen
Nur leeren Trotz entgegen setzen kann.
Laßt uns denn über ihn das Urtheil fällen!
Denn unser gütiger, gerechter König
Wünscht dessen baldige Entscheidung sehr. —
Nun, meine Freunde, stimmen wir auf Tod
Und Leben! Nur vergeßt es nicht, daß er
Das Haupt von all den Bösewichten ist.
(Er sammelt auf eine Tasse die Loose, und durchsieht sie.)
Es ist entschieden: er soll sterben!... Ich
Geh' nun, dies Urtheil zur Bestätigung
Dem König vorzulegen. (Für sich.) O wie glücklich,
Mein Geld hat gut gewirkt. Gerechtigkeit,
Du steigst, wenn Gold die and're Schale füllt.
(Alle ab.)

Vierter Auftritt.

(Zimmer im königlichen Palaste.)

Blanca und Walter.

Blanca.

Ja, Walter, deß beschwör' ich dich, sag' an,
Was diese lärmende Bewegung soll,

Die heut' die ganze Stadt erfüllt? Es strömt
Das Volk zu Tausenden die Burg heran.
Und wie mich dünkt, (o wie mein Herz mir schlägt!)
So hört' ich selbst aus seinem dumpfen Murmeln
Die Tempelherren manchmal deutlich nennen.
Was soll dies sein? Hast du heut' meinen Jakob
Noch nicht geseh'n? O Walter, reiße mich
Aus meinen Aengsten, die weit marternder
Als selbst Gewißheit sind!

Walter.

Prinzessin, fordert
Dies ja nicht! Bittet Gott, daß er euch blind
Wie einen Maulwurf schaffe, und so taub
Wie einen Stein, um nicht zu hören, nicht
Zu sehen, was in dieser Nacht geschah. —
Ich armer Greis, mußt' ich die schrecklichste
Der Scenen noch erleben, wo der Schutz
Der Menschheit, wo der Tugend einz'ger Stab
Durch lasterhafte Ränke hinsinkt, und
Die Bosheit über seinen Untergang
Mit Höllengeistern jauchzt!

Blanca.

O Walter, sprich,
Lass' deine Bilder, deck' mir Alles auf! —
Mein Gott, was werd' ich hören!

Walter.

Soll ich euch
Vom Strome retten, um euch in ein Meer
Hinab zu stürzen? Ach, ich kann es nicht.

Blanca.

Willst du zu deinen Füßen Blanca seh'n?
Ich lass' dich nicht von dannen. Wie die Rebe
Sich rankt um ihren Stab, so will ich dich
Umschlungen halten, bis du mir's entdeckst.

Walter.

Ach, Gott, so höret: Nur auf kurze Zeit
Könnt' ich verhehlen, was für ganz Paris
Bald kein Geheimniß sein wird. Höret denn:
Die Tempelherren sind in dieser Nacht
Im ganzen Reiche auf Befehl des Königs
Gefänglich eingezogen worden, und
Ihr Untergang ist, leider, schon gewiß.

Blanca.

Gott! (Sie sinkt betäubt in Walter's Arme.)

Walter.

Weh! — O Himmel, was hab' ich gethan!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, der König, Mathilde.

Der König.

Was seh' ich? Meine Tochter!

Mathilde.

Die Prinzessin!

Blanca (sich erholend).

Wo bin ich? — Wer sind die? — Sagt, bin ich noch
Ein Kind der lastervollen Erde? — Oder
Hat mich die Hand des güt'gen Todes schon

In's Reich der Seligen geführt? — Ihr schweigt? —
Ja, ja, so ist's — schon fühl' ich mich unsterblich. —
Ich wandle schon in heiligen Gefilden; —
Ich athme nun die reinste Himmelsluft. —
Wohl mir. — Doch, wo ist mein Geliebter, wo
Ist Jakob von Molay? — O führet mich,
Ihr Himmelsgeister, hin zu ihm, daß ich
Ihn wieder sehe, daß ich an sein Herz
Mich ewig fest und innig schmiege. — Nein,
Hier, Molay, ist Lieben nicht mehr Sünde.
Das Grab hat dein Gelübd' gelöst. — Doch, was —
Was seh' ich in der Ferne? Eine Leiche! —
Im Blute schwimmend! — Seht, ein Haufe Geier
Umflattert sie! Sagt, gibt es denn im Himmel
Auch solche Vögel, die vom Menschenfleische
Sich schändlich nähren und vom Raub? Dies sind
Gewiß die Könige der Vögel. Purpurn
Und golden strahlt ihr ganz Gefieder. — Aber,
Was seh' ich? Es ist meines Jakobs Leiche —
Gemordet von den Händen meines Vaters!

Der König.

Sie schwärmt entsetzlich! Walter, was verursacht
Die Schwärmerei, den Wahnsinn meiner Tochter?
Daß sie so gäh —

Blanca (sich fassend).

Was hör' ich, ist's mein Vater?

(Sie sieht ihn an, und fällt zu seinen Füßen.)

O mein Erzeuger! bei dem heil'gen Bande,
Mit welchem die Natur an euch mich knüpft,
Bei eurem Blut, das in mir strömt, bei dem
Allmächtigen, gerechten Richter, der

Des Königs, wie des Bettlers Thaten wiegt,
Bitt' ich um Mitleid — um Gerechtigkeit!

Der König.

Für wen?

Blanca.

Für die unschuld'gen, edlen Templer.

Der König.

Wie, für Ungläubige, für Zauberer?
Was denkst du, Tochter, komme zu dir selbst,
Und spare die vergeb'ne Mühe. Nichts
Kann diese Lasterhaften von der Strafe,
Die sie verdienen, retten.

Blanca.

Strafe? Nein,
Nicht Strenge — Mitleid, Menschlichkeit schmückt Fürsten!
Ich lass' euch nicht, mein Vater; höret mich:
Hier lieg' ich und umfasse eure Knie,
Auf denen ihr als Kind mich wiegtet, und
Mich eures Lebens süße Freude nanntet,
O schonet, schonet der Unglücklichen!

Der König.

Lass' ab, du unbesonnenes Geschöpf!
Dein eitles Wimmern rührt mich nicht. Es ist
Der Fürsten erste Pflicht — Gerechtigkeit.

Blanca.

Gerechtigkeit verlangt der Unschuld Mord?
Nein, blut'ge Tyrannei und Grausamkeit
Mißbrauchen diese heil'gen Namen. Wollt
Ihr aber Blut: wohlan, so tödtet mich,
Erwürget mich, und kühlet euern Durst.

So gerne stirbt der fromme Märtyrer
Für seinen Glauben nicht, als ich für dich,
O Molay, Geliebter meiner Seele!

Der König.

Er, dein Geliebter? — Tochter, rasest du?
Nicht weiter oder meinen ganzen Haß —
(Er stößt sie von sich.)
Wenn du ihn liebst, so warst du nie mein Kind.
Geschändet hat ein Bös'wicht deine Mutter,
Und sie log mich zu deinem Vater. Fort!
Ha, nun — nun muß er sterben — sterben, wenn
Die ganze Schöpfung mir auch widerstände.

Walter.

Herr, gebt dem Rufe der Natur Gehör!
Schont eures Blutes, schont des armen Kindes!

Der König.

Wie, alter Knabe, du auch wimmerst mit?
Ihr Schänder meiner Ehre, fliehet, fliehet!
Sonst sollt ihr fühlen, was mein Zorn vermag.

Mathilde.

Ach, Euer Majestät, ich fleh' um Gnade.

Der König.

Habt ihr euch alle wider mich verschworen?

Walter (leise).

Prinzessin, kommt. Mein Herz, das nicht aus Stahl
Mir ward, zerbricht mir sonst. O, wäret ihr,
Nach eurem Wunsch, die Tochter eines Hirten;
Ihr wär' in einem Hüttchen wohler, als

Der Königstochter. — O Natur, Natur!
Wo bleibt dein Drang, ach, wo die Menschlichkeit?
(Führt sie langsam ab.)

Sechster Auftritt.

Der König und Mathilde.

Mathilde (für sich).
Ha, welch ein Labetrunk für meine Rache!
(Stellt sich zu weinen.)

Der König.
Was seh' ich? Wie, Mathilde, weinest du?

Mathilde.
Und sollt' ich's nicht? Das Schicksal deiner Tochter
Bekümmert mich. Bei jener Seligkeit,
Die uns die Liebe bringt, beschwör' ich dich,
Vergib dem armen Kind', das unbekannt
Mit Welt und Männerränken, und verführt
Durch ihr unschuldig, arglos Herz, die Beute
Des tugendlügenden Verräthers ward.

Der König.
Du trachtest noch, sie zu entschuldigen?

Mathilde.
Mein eigenes Bewußtsein heißt mich dies.
O die Erfahrung lehrte mich zu sehr,
Wie hart den Schmeicheleien eines Mannes
Ein schwaches Mädchen widersteht.

Der König.
O Engel
In weiblicher Gestalt! Hätt' Blanca nur
Von deinem Herzen den geringsten Theil,

So würd' ich ein beglückter Vater sein. —
Wer könnte deinen Bitten widersteh'n?
Sie soll Vergebung haben. Zweifach aber
Zerschmett're meine Rache den Verführer,
Der bis zu ihr den frechen Blick erhob.

Mathilde (für sich).

Vortrefflich, Alles geht nach meinem Wunsch!
Denn, stürzt die Eiche, so zerknickt sie auch
Den schwachen Strauch, der ihr zur Seite steht.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Nogaret.

Nogaret.

Nach Eurer Majestät Befehl hab' ich
Die Tempelherr'n verhört.

Der König.

Bekannten sie?

Nogaret.

Nein, keiner! Selbst der Folter größte Qual
Vermochte nichts. Sie schwiegen und ertrugen
Mit trotziger Gelassenheit die Pein.
Es schien beinah', als wäre die Natur
Selbst ihre Sklavin. Ja, sie wagten's kühn,
Uns Richter zu verspotten. Molay
Erfrechte sich sogar, den gnäd'gen König
Zu schmähen einen geizigen Tyrann.

Der König.

Der freche Bube. Doch nun gleicht er nur
Dem Löwen, der im Eisenkäfig brüllt,
Weil ihm zu schaden Freiheit fehlt.

Nogaret.

Und doch,
Wenn dieser Löw' aus seinen Fesseln käme,
Wär' seine Wuth nicht doppelt fürchterlich?

Der König.

Gibt es nicht feste Kerker, Wächter noch,
Dies Ungeheuer zu verwahren, bis
Wir es dem lang verdienten Tode weih'n?

Nogaret.

Nur rieth ich Eurer Majestät, das letzte
Sobald wie möglich zu vollziehen; denn
So eben schrieb mir ein geheimer Freund
Vom Hof' des Papstes, daß nun Clemens schon
Die Hilfe zu der Templer Sturz bereue.
Ich trieb darum die Richter selber an,
Das Urtheil auszusprechen, zeigte ihnen,
Daß der Gehorsam gegen ihren König
Die allergrößte ihrer Pflichten sei.

Der König.

Was thaten sie darauf?

Nogaret.

O, sie erkannten,
Wie billig alles, was ich sagte, wahr!
Hier ist das Urtheil, und erwartet nur
Die Unterschrift von Eurer Majestät.

(Gibt es ihm.)

Der König (indem er's liest).

Das Feuer also ist für ihn bestimmt?

Nogaret.

Ja, diesen Tod verordnen die Gesetze
Abgöttischen und Zauberern.

Der König.

Dennoch
Wünscht' ich, sie sprächen milder. — Welche Unruh'
Steigt mir im Innern auf. — Zum Feuertod'! —

Nogaret.

Es ist zwar scharf, allein, mein König kann,
So nöthig auch ein Beispiel wär', es mildern,
Wenn er um Gnade fleht.

Mathilde.

Das wird er nie.

Der König.

So sei's: der stolze Böſewicht, er sterbe!
(Er unterschreibt das Urtheil am Tische, und gibt es dem Nogaret.)

Mathilde.

Erlaubst du mir wohl eine Frage, Philipp?

Der König.

Geliebte, zweifelst du?

Mathilde.

Wie wär's, wenn erst
Der Orden die Verbrechen, nicht durch Zwang,
Nein, listig hinter's Licht geführt, gestände?

Der König.

Was wäre wohl erwünschter? Unser Zweck
Wär' dann erreicht. Es müßte alle Welt
Das Urtheil billigen. — Doch wie ist's möglich?

Mathilde.

O Philipp, glaub', ich weiß ein sich'res Mittel,
Das mehr als alle Folterqualen wirkt.

Der König.

Und dieses Mittel? Sprich es aus! —

Mathilde.

Heißt Liebe.
Du weißt, daß Jakob deine Tochter liebt!
Biet' ihm durch sie das Leben und die Freiheit,
Erkennt der aufgebürdeten Verbrechen
Er seinen Orden 'schuldig. Traun, es wirkt.
Was kann nicht Liebe, diese Zauberin,
Die aus dem Weisen einen Thoren, die
Den Heiligen zum schwachen Sünder macht.

Der König.

Bei meiner Krone!... Schlaue Evenstochter,
Dein Rath gefällt mir. Sage mir, woher
Holst du die Klugheit?

Mathilde (spottend).

Eure Majestät! —
Aus der Erfahrung.

Der König.

Mädchen du bist dreist!
Doch, wie kann ich das Leben und die Freiheit
Für dies Geständniß ihm erbieten? Liegt
An seinem Tod mir nicht das meiste?

Mathilde.

Pfui!
Führt Philipp diese Sprache? Du bist König!
Wer bindet Fürsten an ihr Wort?

Der König.

Sehr gut! —
Nun, Wilhelm, sag', was räth mir deine Klugheit?

Nogaret.

Was ich hier rathe? Wär's nicht meine Tochter,
So sagt' ich's frei, daß die Verschlagenheit,

Des Weibes List, den männlichen Verstand
Weit übersieht. — Vergebung, bester König,
Ich kann der väterlichen Zärtlichkeit
Nicht widerstehen. (Er umarmt sie.) Meine liebe Tochter!
Süß lohn'st du dem Erzieher seinen Fleiß.

Der König.

Ja, Wilhelm, sie ist werth von dir zu stammen.

Nogaret.

Ich muß gestehen, meiner Wachsamkeit
Entging es, daß der freche Molay
Sich gar erkühnte, seine Blicke selbst
Zur reizenden Prinzessin zu erheben.
Doch ist es mir zu meiner Tochter Rath
Noch etwas beizufügen wohl erlaubt?

Der König.

Sehr gerne. Sprich!

Nogaret.

Das, Eure Majestät!
Schien mir sehr gut, vor allem dem Großmeister
Das Urtheil anzukünd'gen. Der Gedanke
Des nahen Todes stimmt ihn besser dann,
Dem Antrag' der Prinzessin zu willfahren,
Und, was wir wollen, zu gesteh'n.

Der König.

Fürwahr!
Ein weiser Rath, und deines Geistes würdig!
Sogleich werde ich Befehl ertheilen, daß
Sich Blanca zu dir her verfüge. Brauch'
Die dir so eig'ne Klugheit, sie dazu
Zu lenken... Du Mathilde, folge mir!

(Geht mit Mathilden ab.)

Achter Auftritt.

Nogaret (allein).

So geht denn Alles mir nach meinem Wunsch.
Wie glücklich bin ich nicht! Bald, stolzer Jakob,
Sinkst du hinab. Bis in das Reich des Todes
Wird Schande dich begleiten, und mit Abscheu
Wird deinen Namen nach Jahrhunderten
Die Nachwelt nennen. Ich verfolgte dich
Einst nur um deiner Schätze willen; aber
Der Schimpf, mit dem du mich und meine Tochter
Entehret hast, erfordert diese Rache.

Neunter Auftritt.

Nosso Dei und Nogaret.

Nogaret.

Ha, wie gerufen, Nosso Dei, Sieh,
Ich hab' dir etwas aufzutragen: Geh'
Zu Molay, und mach' ihm dieses Urtheil
Im Namen unsers gnäd'gen Königs kund!

(Gibt ihm das Urtheil.)

Nosso Dei.

Das Urtheil, und so schnell?

Nogaret.

Ich höre schon
Die Tritte der Prinzessin! — Eile hastig,
Und thue nur was ich dir befohlen habe!
Wer meine Gunst erhalten will, gehorche
Mir ohne Widerspruch.

(Nosso Dei ab.)

Zehnter Auftritt.

Nogaret und Blanca.

Blanca.

Was habt ihr mir
Zu sagen, Nogaret? Der König sendet
Sein Lamm euch zu. Vielleicht habt ihr auch Lust,
Zur Schlachtbank es zu führen. Schlachtet es,
Sie fürchtet nichts, die arme Blanca. Was
Hat sie noch zu besorgen, da man ihr
Des Lebens einziges Vergnügen raubte?

Nogaret.

Besorget nichts! Der König, euer Vater,
Ist gänzlich Huld für euch, und läßt euch Gnade
Durch mich entbieten.

Blanca.

Wie, durch euch? O lasset
Doch diese Possen, mich betrügt ihr nicht!
Man sieht doch eure schwarze Seele, wenn
Sie gleich der Flor der Heuchelei bedeckt.

Nogaret.

Mein Auftrag ist so fern von jeder Falschheit,
Als wie die Blüthen eurer Schönheit von
Unreinen Flecken. Seine Majestät
Schenkt volle Huld euch wieder, wenn ihr nur
Den Molay beredet, vor Gericht
Für lasterhaft den Orden zu erklären;
Doch frei, und ohne Zwang.

Blanca.

So? Nogaret,
Ihr wollt durch diesen schönen Antrag auch

An mir nun eure edle Kunst versuchen?
Doch wißt: hier irr't ihr sehr; denn glaubt mir, Kanzler,
Der Vogel, der des Voglers Netze kennt,
Ist schwer zu fangen.

Nogaret.

Reizende Prinzessin!
Ich sehe wirklich mich von euch verkannt.

Blanca.

Nein, Nogaret, euch kann man nicht verkennen!
Dank der Natur, die euch so leserlich
Den Bös'wicht auf die Stirne schrieb, daß selbst
Das süßeste von allem euern Lächeln
Ihn nicht verbirgt, um jedes Menschenkind
Vor euch zu warnen.

Nogaret.

Das ist hart behandelt.
Mein Dienst, Prinzessin, welchen ich dem Staat
Und eurem Vater leiste, heischt mehr Achtung.
O kenntet ihr mein Herz, ihr würdet mich
Bedauern, nicht verdammen. Ach, es blutet
Sehr oft bei einer That, zu welcher mich
Die Politik, des Reiches Wohlfahrt zwingt.

Blanca.

Ja, Politik ... Ihr harten Männer um
Und auf dem Throne, wo ist eine Schandthat,
Der ihr nicht diesen schönen Namen gebt?
Nicht wahr, sie ist es auch, die euch jetzt treibt,
Den Antrag mir zu thun, von dem Großmeister
Geständnisse erdichteter Verbrechen

Herauszulocken, daß ihr vor der Welt
Im Schein des Rechtes ihn ermorden könnt?

Nogaret.

O nein, nicht seinen Tod verlangen wir.
Prinzessin, frei gesteh' ich's euch: den Templern
Bringt blos der Reichthum ihren Untergang.
Es ist euch ja nicht unbekannt, wie sehr
Sich euer Vater zu bereichern strebt!
Bekennet Molay, so werden zwar
Des Ordens Güter eingezogen, doch
Die Gnaden eures Vaters harren sein.
Der König weiß es, daß er edel denkt,
Und ist er gleich dem Orden gram, so schätzt
Er sein persönliches Verdienst doch hoch.
Kurz, hält er mit dem König, so erwartet
Am Busen seiner Blanca hier am Hofe
Ein selig Leben ihn; doch, wenn er, stolz
Und thöricht, diesen Antrag nicht ergreift,
Und eigensinnig länger läugnet, so
Trifft ihn das Schicksal seiner Ordensbrüder,
Und nichts entreißt ihn dem gewissen Tod. —
Erwählt, Prinzessin, und beredet ihn,
Wenn ihr ihn liebt. Der König wartet jetzt
Auf eueren Entschluß.

Blanca.

Nein, nimmermehr
Wird Molay um einen solchen Preis
Sein Leben kaufen! Doch, was fällt mir bei? —
Das ist ein glücklicher Gedanke. — Sagt
Dem König, Nogaret, ich sei bereit,
Ihm zu gehorchen, und es zu versuchen.

Nogaret.

Prinzessin, diese edle Denkungsart
Entzückt mich äußerst, und die süße Hoffnung,
Euch mit dem König ausgesöhnt zu seh'n
Ist meinem Herzen eine Lust, die nur
Ausübung einer guten That gewährt. —
Es steht euch nun in die Gefängnisse
Der Tempelherren freier Zutritt offen.
Ich eile gleich zu seiner Majestät,
Die so erwünschte Nachricht zu ertheilen.

(Ab.)

Eilfter Auftritt.

Blanca, Walter (von der andern Seite).

Blanca.

O lieber Walter, — eben wünscht' ich dich.

Walter.

Ihr seid so freudig und ich komme eben
Nun mit der Nachricht, daß man eurem Jakob —
Macht euch gefaßt, ich kann euch nimmer schonen, —
Den Tod schon angekündigt hat.

Blanca.

So schnell?
Doch desto süßer ist ihm seine Rettung.
Wie will ich freuen mich, wenn ich ihn einst,
Erlöst von seinen Henkern, an dies Herz,
Das alles für ihn waget, drücken kann.

Walter.

Prinzessin, ich versteh' euch nicht.

Blanca.

So höre!
Man gab mir Freiheit, meinen Molay
Im Kerker zu besuchen, und von ihm
Geständnisse der angelog'nen Laster,
Der man den Orden zeiht, herauszulocken.

Walter.

Abscheulich, euch sogar versuchen sie!

Blanca.

Und eben dies gereicht zum Vortheil' mir
Bei dem Versuch', ihn durch die Flucht zu retten.

Walter.

Wie wird dies möglich sein? Man hat sie alle
Auf's strengste ja bewacht?

Blanca.

Besorge nichts!
Hat Jakob nicht geheime Freunde noch?
Hab' ich nicht Gold, die Wächter zu bestechen,
Und uns're Flucht zu fördern? — Aber, horch,
Mich däucht, ich höre rauschen. — Komm mit mir
In mein Gemach, den Plan dort ungestört
Zu überdenken. In Palläst en haben
Die Wände selbst nicht selten Aug' und Ohr.

(Beide ab.)

Fünfter Act.

(Ein Gefängniß.)

Erster Auftritt.

Guido von Auvergne, Jakob von Molay.

Guido

(sitzt auf der Erde, von Molay unterstützt, und spricht mit schwacher Stimme).

O Dank, getreuer Bruder, für die Sorge,
Die du im letzten Zeitpunkt seines Lebens
Dem schwachen Greise schenkst.

Jakob.

Unglücklicher,
Verlass'ner, armer Freund, war dies Geschick
Am Ziel der schönen Laufbahn dir bestimmt?
Vollend'st du so die Wanderschaft auf Erden?
Ach Gott,.. nun fühl' ich es in vollem Maße,
Was Menschenschwäche ist! Unthätig steh'
Ich da vor dir, und sehe deine Leiden,
Und kann nicht einen Augenblick sie lindern!
Ja, leichter ist's, dem Herzen, das empfindet
Die eig'nen Qualen zu erdulden, als,
Durchdrungen vom Gefühl des Unvermögens,
Hilfreiche Hand zu bieten, so die Pein
Des Freundes anzusehen.

Guido.

Tröste dich.
Ich bin nicht arm, auch nicht unglücklich, Freund.

Ich bin viel glücklicher und reicher, als
So Mancher, den hier eine Krone schmückt,
Im Augenblicke seines Todes ist.
Der ewige Erschaffer hat mein Flehen,
Das in Geheim oft zu ihm stieg, erhört,
Er gab im letzten Kampf mir ein Gewissen,
Das frei von jedem Vorwurf ist; er gab
Mir einen Tröster — einen Freund zur Seite. —
Sieh, Jakob, hell liegt meines Lebens Buch
Vor meinen Blicken aufgeschlagen; aber
Dank dir, o güt'ger Gott, für diese Gnade;
Nur Menschenschwachheit, keine schwarze That
Seh' ich darinnen aufgezeichnet... Glaube
Mir, Bruder, des Gerechten Tod ist süß,
Ist nur ein Uebergang zum bessern Leben.

Jakob.

Auch mich erwartet dieser Wahrheit Trost;
Denn meine Stunde nah't mit deiner sich.
Ach Philipp, Nogaret,.. daß ihr es wüßtet,
Wie an dem Rand des Grabes Erdengröße
So nichtig ist, ihr würdet, mit dem Laster
Nicht so vertraut, euch auch der Tugend weih'n!

Guido.

Mein Freund, Vergebung unsern Feinden! — Lass'
Uns, gleich dem großen Märtyrer der Wahrheit,
Zum Schöpfer dieses Weltalls rufen: „Herr!
Vergib es ihnen, denn sie wissen nicht,
Was sie beginnen!"

Jakob.

Edle, große Seele!
So ruhig wollt' ich auch den Tod erwarten,

Bekümmerten mich meine Brüder und
Des Ordens Schicksal nicht.

Guido.

Sei unbesorgt!
Jetzt in des Todes Armen fällt die Decke
Vor meinen Augen weg, die vor der Schwelle
Der Zukunft hing. — O daß ich sagen dürfte,
Was ich erblicke! — Sieh nur um dich her,
Mein Freund! Vernichtung nicht, Veränderung
Herrscht nur im Alle der Natur... Die Blume
Der Heide welket, aber eine And're
Entsteht aus ihrem Samen. — Aus dem Staub'
Erwachen wir zum Licht. — Wie wird mir? — Ach!
Die Todesnacht umhüllet meine Augen!
Schließ' mich in deine Arme, Molay! —
So, so! — — Nun ist — mir wohl. Gib mir die Hand
Und lebe wohl! Wir seh'n uns wieder... Herr!
Vergib all meinen Feinden! (Er stirbt.)

Jakob.

Großer Gott!
Er ist nicht mehr. — Flieg' hin, du edler Geist,
In eine bess're Welt, beginne dort,
Auf höhern Stufen der Vollkommenheit,
Ein Leben wechselloser Freuden voll!
O daß nun auch schon meine Stunde schlüge!
Ich bin gefaßt. Erschrecklich ist der Tod
Dem Bösewicht nur, wenn Erinnerung
Ruchloser Thaten ihn am Scheideweg,
Wie Blitz die Mitternacht, durchfährt, und Angst
Und bleiche Furcht ihm unaufhörlich folgt,

Wohin er immer vor sich selbst umsonst,
Sich bergen will. — Doch ein geliebter Freund
Ist den Unschuldigen der Tod; — ein Freund,
Der ihn der schweren Lebenslast entbürdet,
Der seinen Geist hienieden niederdrückt,
Auch wenn's ihm wohl ergeht; der ihn hinüber
In ein zwar unbekanntes Land versetzt,
Doch wo es besser werden muß, wo dem
Betrog'nen, irrgeführten Volk kein Philipp
Die Ferse auf den freien Nacken setzt.

Zweiter Auftritt.

Jakob, Johann von Paris.

Johann.

Seid mir gegrüßet, edler, tapf'rer Ritter!
Wie glücklich bin ich, daß ich noch einmal
In dieser Welt euch seh', die Vaterhand,
Die mir den Ritterschlag ertheilte, noch
An diesen dankerfüllten Busen drücke!

Jakob.

Seid gleichfalls mir willkommen, junger Ritter.
Doch, welche Hand des Mitleids hat die Pforte
Zu mir Unglücklichen euch aufgethan?

Johann.

Die grausam güt'gen Richter schenkten mir
Das Leben und die Freiheit wegen meiner
Noch frühen Jugend. Wächter, deren Herz
Mit Mitleid die Natur begabte, ließen
Auf vieles Bitten mich zu euch herein,
Doch nur auf Augenblicke.

Jakob.

Dank den Edeln,
Noch gibt es Menschlichkeit. Ein Einziger
Von ihnen hat vielleicht mehr Menschenwerth,
Als Hunderte, die ihren Purpur schänden.
O junger Mensch, verbleib der Tugend treu,
Und lass' dich nie durch Rang und Würden blenden!
Das Herz bestimmt des Menschen echten Werth.
Erfülle stets die Pflichten, die du heut
Zur Stund der Mitternacht beschworen hast. —
Durchwandere die Welt, und bring' den Brüdern,
Die uns'rer Feinde Wuth entgangen sind,
Des Meisters letzten Kuß, der für sie starb.

Johann.

O Ritter, Flammenschrift sind eure Worte,
Besonders jetzt, in meiner Seele, die
Der Tod daraus nur tilgen kann — doch sagt:
Wo ist denn Guido, der ehrwürdige Greis?
(Sieht seine Leiche.)
Was seh' ich todt?

Jakob.

Da ist er, ja, den Schmerzen
Der Folter unterlag die schwache Hülle
Des alten Manns — sie brachten ihm den Tod.

Johann (kniet zu ihm).

Du armer, edler Greis!... Da liegt er nun,
Als hätte Nachtigallensang ihn hier
In einen sanften Schlummer eingewiegt —
O welche Ruhe strahlt sein Angesicht,
Der Spiegel seiner großen Seele vormals!

Schlaf sanft, geliebter Todter. (Sich zu Molay wendend.) O daß mir
Es auch vergönnet wär', mit euch, ihr Ritter,
Den besten Menschen dieses Erdenrundes,
Zu sterben! — (Feurig.) Aber wohl mir, wohl, daß ich
Noch dieses Leben, diese Freiheit habe!

(Aufspringend.)

Ich will euch rächen! — — So gewiß, als ich
Ein Tempelritter bin! Es soll mein Arm
Nicht ruhen, bis ich mit dem Blute Philipps
Und Nogarets der Brüder Tod gerochen.

(Will ab.)

Jakob (ihn zurück haltend).

Wo willst du hin, du Unbesonnener?
Woher geziemt dir, Staub, in Gottes Rechte
Verwegen einzugreifen? Wiss': er selbst
Darf nur die Thaten uns'rer Feinde strafen;
Nicht wir!... Mißgönnst du uns den Ruhm, unschuldig
Zu sterben? Blut ist nicht des Templers Rache,
Sie ist Vergebung. Sterbend flehte noch
Für unsere Verfolger Guido. — Mensch!
Bist du ein echter Templer, o so schwöre
Hier über seiner kalten Leiche, nie —
Nie mehr an Rache zu gedenken.

Johann.

Gott!

Ich bin beschämt.

(Er kniet zur Leiche, faßt Guido's Hand.)

Verklärter, heil'ger Schatten!
Der du einst diesen Staub bewohntest, ja!
Ich schwör' es dir, ich will dir gleichen, und

An meiner Brüder Mörder nie mich rächen.
Umschwebe mich, und halte mich zurück,
Wenn sich mein Herz empört. Schwer wird es kämpfen.

(Er küßt die Leiche. Rückwärts zeigt sich ein Wächter — Johann steht auf.)

Jakob.

Laßt euch umarmen, Ritter. So seid ihr
Des Namens eines echten Templers werth. —
Nun aber lebet wohl, ihr müßt zurück.
Ich aber will, eh' meine Stunde mich
Aus diesem Leben rufet, dem Gebet
Die letzten Augenblicke weih'n, um Muth
Zu diesem Schritt von Gott mir zu erfleh'n! —
Lebt wohl! Vergesset nie die Lehren, die
Ich euch so oftmals gab: bleibt treu der Tugend,
Bleibt Templer, ist der Orden gleich dahin!
Bleibt echter Christ, und so — lebt wohl, mein Sohn!
Jenseits des Grabes sehen wir uns wieder.

(Sie küssen sich drei Mal.)

Johann.

O Gott, o Gott, mein Herz!

(Geht im äußersten Affect ab. Der Wächter folgt ihm.)

Dritter Auftritt.

Jakob

(geht eine Weile schweigend und tiefsinnig herum).

Was ist der Mensch?
Ein Räthsel! — Tausend Qualen nagen stets
An seinem Herzen. Selbst dem Glücklichsten
Quillt aus dem Lebenskelch mehr Bitterkeit,
Als Süße. — Dennoch knüpfen uns so viele,

So viele Bande an dies Erdenrund!...
Vor wenig Augenblicken war ich noch
Entschlossen, jedes Schicksal zu ertragen,
Zu eilen in des Todes Arme, wie
Ein Freund mit Freuden zum geliebten, lang'
Ersehnten Freunde: nun erstirbt mein Muth,
Wie Wachs am heißen Sonnenstrahle schmilzt.
Ich zitt're — möchte weinen wie ein Kind!...
O was ist Leben, was ist Tod? Heißt sterben,
Gerissen werden aus der Menschheit Sphäre —
Heißt Tod nicht Trennung selbst vom besten Freund?
Ach, er versetzet uns an einen Ort,
Den niemand kennt, ja, den wir nicht einmal
Zu denken fähig sind. — Wie eingeschränkt,
Wie kurz ist nicht des Menschen ganzes Wissen!
Er kommt, und weiß es nicht, woher... Er geht,
Und weiß es nicht, wohin. Und doch — und doch
Ist dieser Glaube an ein anders Sein,
An die Verpflanzung in ein bess'res Land
Gewißlich kein Betrug. — Er ist zu tief
In unser Innerstes verwebt; er ist
Der Trost des Leidenden, der Fels, worauf
Der Edle baut, der nicht nur bis zum Tode,
Der selbst auch da, wo sie sein Leben fordert,
Der Tugend treu verbleibt. Nein, nein! Gott täuscht
Uns nicht durch dieses inn're Trostgefühl! —
Was hör' ich? Ein Geräusch? — Des Kerkers Pforten
Eröffnen sich! — Sie rufen mich zum Tode. —
So sei es denn. — Komm, Freund der Leidenden!
Komm, führe mich hinan zum Quell des Lichtes!

Vierter Auftritt.

Jakob, Blanca und Walter.

Jakob.

Gott, es ist Blanca!

Blanca

(fällt ihm um den Hals).

O mein Molay!

Jakob.

O meine Blanca!

(Faßt sich, und zieht sich zurück.)

Wie, Prinzessin, müßt
Ihr auch hierher mich noch verfolgen? Kommt
Ihr, mir noch mehr durch eure Gegenwart
Die letzten Augenblicke zu verbittern, wo
Der Abschied von der Welt schon leicht mir war?
O, das ist grausam! —

Blanca.

Nein, Geliebter! du
Sollst nicht von dieser Erde scheiden, sollst
Lang' leben in den Armen deiner Blanca.

Jakob.

Prinzessin, ist es jetzt wohl Zeit zu scherzen?

Blanca.

Bei Gott, ich scherze nicht. Komm, komm, mein Trauter,
Die Pforten steh'n dir offen. Schon sind Pferde
Zu uns'rer Flucht bereitet. Lass' uns eilen!
Leicht werden wir zu uns'rer Sicherheit
Im weiten Erdraum' eine Freistatt finden.

Jakob.

Weh mir! So bin ich in der Menschen Augen
So tief herab gesunken, daß selbst Blanca
Mir einen solchen Antrag machen kann?

Blanca.

Was kannst du wider einen Antrag haben,
Der dir das Leben und die Freiheit gibt?

Jakob.

Nur nied're Schurken fristen ihre Tage
Durch eine Schandthat; aber wißt: der Edle
Erkauft um diesen Preis sein Leben nicht!
Was wär' ich dann, wenn ich mit euch entflöhe?
Habt ihr vergessen, daß ich Templer bin,
Und daß ein Schwur mich ewig bindet? O,
Denk' ich so eine That, dann bebet mir
Eiskalte Angst durch meine Seele. Ha,
Von aller Welt würd' ich als Bösewicht
Noch nach Jahrhunderten verabscheut werden;
Die Unschuld meines ganzen Ordens würde
Durch meine Flucht verdächtig; ich, gejagt
Von der Gewissensgeißel, und gebrandmarkt
Mit Schande, alle Welt durchirren, gleich
Dem Brudermörder Kain, und Ruhe suchen,
Doch keine finden, bis Verzweiflung mich
Tief in den Abgrund des Verderbens risse.

Blanca.

O Molay, dein Bild ist fürchterlich;
Doch minder wahr!... Befiehlt nicht die Natur
Uns Sorge für das Leben? Wird die Welt
Nicht Recht dir geben, wenn du durch die Flucht
Dich den Verfolgungen entziehst, die dir
Das Laster zubereitet? Kann dein Tod
Dem Orden — nicht dein Leben viel mehr nützen?
Kann nicht ein bess'rer Papst dich deines Schwurs

Noch einst entbinden, und in's Band der Ehe
Uns gültig schlingen? Edler Molay,
Die wahre Liebe wägt nicht so bedächtlich —
Ein Wort, und sie gehorcht; doch du bist Eis,
Und fühlst es nicht, wie sehr dich Blanca liebt.

Jakob.

Ich fühl' es nur zu sehr! Doch Stärke gab
Der Himmel mir: ich siegte über mich!
Und jetzt am Grabesrande sollt' Verräther
An meiner Ehr' ich werden? eine That,
Die Schandthat heißen würd' und müßte, thun? —
Wenn ihr mich liebt, so fordert dieses nicht!
Ich bin ein Mensch. Laßt ab von mir, laßt ab. —
Und wenn ich je dem Ruf der Menschheit mehr,
Als meiner Pflicht gehorchte, so bedauert
Mich jetzt dafür! Ich sollte nie in euch
Die kleinste Hoffnung nähren, da sie euch
Unglücklich nur, nicht glücklich machen konnte.
Auch dieses kränkt mich innerst nun. Vergebt!
Denkt nimmermehr an mich — und so — lebt wohl.

Blanca.

O nein, ich gehe nicht, ich lass' dich nicht!
(Fällt auf die Knie.)
Auf diesen Knien bitt' ich dich: komm, fliehe,
Noch ist es Zeit, mit mir, verweile dich
Nicht länger. Einen Augenblick vielleicht,
So ist's um uns gescheh'n! Um Liebe nicht,
Um deine eig'ne Rettung fleh' ich blos.
Ich träumte nur; ich hoffte nie, dein Haupt
Auf meiner Brust zu wiegen. Ach nicht dich,

Dein Leben rette mir, entflieh' allein,
Lass' mich zurück! — Vergiß, ja hasse mich,
Nur fliehe! —

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Nogaret, Wächter.

Blanca.

Weh, es ist zu spät, mein Gott, zu spät!

Walter.

Unglückliche Prinzessin!

Nogaret (für sich).

Kluge Vorsicht!

(Laut:)

Wißt, Molay, ich komme auf Befehl
Des großen Königs, euch hiermit zu fragen,
Ob ihr den Orden vor Gericht als schuldig
In den bewies'nen Punkten anerkennt?
Er bietet euch das Leben und die Freiheit,
Und seine Gunst dafür. Wo nicht, so harrt
Auch eurer schon der Holzstoß. Wählt geschwind,
Und sagt mir den Entschluß — doch wählet klug!

Jakob.

Ein Mann, der ehrlich denkt, hat zwischen Laster
Und Tugend keine Wahl. Ich bin bereit. —
Prinzessin, lebet wohl — seid glücklich!

(Will ab.)

Blanca (tritt ihm vor).

Nein,

Ich lass' dich nicht. Ich will mit dir — vergönnt

Man mir mit dir zu leben nicht, so will
Ich mit dir sterben — das ist mein Entschluß.

Nogaret.

Prinzessin, klug!

Blanca.

Du Tiger in der Hülle
Des Menschen — Nein, du trennst uns nicht
(Schlingt ihre Arme um Molay.)
So, so!
Nun soll mich nichts mehr, nichts mehr von dir reißen.
Ich trotze selbst der Allgewalt des Todes! —
(Eine Pause.)
Was zaudert ihr? .. Ihr Henker, schleppt uns fort,
Und füttert nun mit sein und meinem Fleische
Das Feuer und den Hunger eurer Mordsucht!

Jakob (windet sich los).

O laßt mich, laßt mich, Blanca!

Nogaret.

Ach, Prinzessin,
Wie sehr bedau're ich den tapfern Jakob,
Und euch mit ihm! — Warum bekennt er nicht?

Blanca.

Wie? du, du fühltest Mitleid? — o dann fühlt
Es auch der Wolf, wenn er das Lamm erwürgt. —
Doch nein, ich will es glauben, daß dein Herz
Noch Menschlichkeit in seinen Tiefen hegt,
Wenn du sie jetzt beweisest. (Fällt auf die Knie.) Sieh, hier kriecht
Vor dir im Staube deines Königs Tochter!
O rette, rette meinen Molay!
Verwandle dich durch diese einz'ge That
Aus einem Höllengeist in einen Engel!

Sprich, hungert dich nach Gold und Reichthum? — O,
Ich will dir geben, was dein Herz verlangt:
All mein Geschmeide sollst du haben, mehr,
Als meines Vaters Geiz dir je gewährt!

Jakob.

Wie könnt ihr euch so sehr erniedrigen?
Prinzessin! (Hebt sie auf.) Er ist keines Blickes werth.

Nogaret (kalt).

Herr Ritter, macht der Sache bald ein Ende.
Ich bin ein Unterthan, ich muß gehorchen.

Blanca.

So ist denn keine Hilfe, kein Erbarmen?
O hört mich Himmelsmächte! (Gegen Nogaret.) Wie es lächelt,
Das Ungeheuer von des Schöpfers Hand
In seinem Grimm zu unserm Fluch geschaffen
Aus seinen schadenfrohen Blicken flammt
Die Hölle. Thränen unterdrückter Unschuld
Sind Wollust seinem Aug', und ihre Seufzer
Musik dem Tigerohr... Doch nein, nicht länger
Währt dein Triumph! Das Meer all deiner Laster
Ist voll. Ich will die Erde reinigen. —
Da, Teufel fahre hin zu deinen Brüdern!

(Sie zückt einen Dolch auf Nogaret. Jakob fängt den Stoß auf, Blanca sinkt in Walters Arme.)

Jakob.

Prinzessin! —

Walter.

Gott!

Nogaret.

Das heißt zu viel versucht!

Jakob

(nimmt ihr den Dolch, und gibt ihn Nogaret).

Nimm, Nogaret, ich will nicht deinen Tod.

(Sieht starr auf Blanca, und nimmt sie bei der Hand, mit den Worten:)

Du gutes, zu empfindsames Geschöpf,
Das wollt' ich nicht. Von allen deinen Leiden
Bin ich die Schuld — doch wider meinen Willen.
Ach, trag' sie mit Geduld! — Bald nimmt die Hand
Des güt'gen Schöpfers dir des Staubes Bürde —
Du bist für diese Erde nicht geschaffen. —
Jenseits des Grabes gibt es noch ein Land,
Wo keine Thränen fließen. Lass' uns dort
Ein besseres Geschick erwarten; doch
Lass' uns mit Gleichmuth es zuvor verdienen;
Rein sei stets uns're Hand von Blut! (Zu Waltern.) Leb' wohl
Auch du geliebter Greis, — sei du ihr Pfleger!

(Küßt ihn.)

Walter.

Lebt wohl. — Der Schmerz erstickt meine Stimme.

Jakob (zu Nogaret).

Du warst stets mein und meines Ordens Feind;
Du trugst viel bei, uns zu vertilgen — Gott
Mag dir's verzeih'n, wie ich. — Ich weiß, schon lange
Hat sich dein Herr, der König, wider uns
Mit Clemens, seiner Creatur, verschworen!
Auch ihnen sei Verzeihung, und noch Reue,
Eh' sie vor Gottes großem Richterstuhl
Erscheinen werden, wohin ich sie lade,

Ihn, deinen Herrn, in einem Jahr', und Clemens
In vierzig Tagen.

Nogaret.

Schwache Prophezeiung!

Jakob.

O spotte nicht, einst wird dein Spott dich reuen.
Sag' deinem König, nach Jahrhunderten
Wird, wie ich heute, einer seiner Enkel
Im Templerhof das Todesurtheil hören. —

(Fällt auf die Knie:)

Du allumfassendes, erhab'nes Wesen,
Zu dessen mächtigem Gericht' ich bald —
Und freudig eile; o vergib dem Staube
Des Staubes Unvollkommenheiten! Ach!
Vergib sie mir. Du bist nicht grausam, nicht
Blutgierig, wie die Menschen. — Doch Vergebung
Für alle, die es sind. — Ich sterbe gern
Als Märtyrer der Wahrheit, und als Opfer
Für meiner Brüder Unschuld, die ich hier
Vor aller Welt noch feierlich betheure. —
Wenn Menschenschwächen gleich des Sünders Aug'
An ihnen sah; doch Zaub'rer sind sie nicht;
Ein Wort, das Aberglaub' ersann; auch bog
Sich nie ihr Knie vor einem andern Gott. —
Und du, in jener Welt, zahlreiche Schaar
Verklärter Brüder, nimm mich auf zu dir,
Ich eile schon, ich flieg' in deine Arme!

(Er eilt fort, bleibt noch einmal stehen, wirft einen Blick auf Blanca — geht ab. Nogaret und die Wächter folgen.)

Sechster Auftritt.

Walter, Blanca.

Walter.

Allmächtiger, so ist es wohl dein Wille,
Daß so viel Tugend unterdrückt — der Raub
Des Lasters wird!

Blanca

(aus ihrer Betäubung erwachend).

Wo ist er? — Ha, schon schleppten
Sie ihn zur Todesstätte, schon umschlingt
Ihn die gefräß'ge Flamme siebenfach!
Ja schon ergreift sie ihn! — O wie sie tobt,
O wie sie leckt! Weh mir! Ach Hilfe, Hilfe!

(Eilends ab.)

Walter (ihr folgend).

Mein Gott, was hast du über sie verhängt!

(Ab.)

Siebenter Auftritt.

(Ein Zimmer im königlichen Palaste.)

Der König, Mathilde.

Mathilde.

Komm, Philipp, komm, lass' uns das Schauspiel seh'n!

(Läuft zum Fenster.)

Fürwahr, ein schöner Anblick. Gleich den Wogen
Des Oceans bedeckt der Pöbel zahllos,
Von Neugier angespornt, den Platz, als wäre
Des Königs Hochzeit heut' in vollem Glanz,
Mit aller Pracht zu feiern. Bist du nicht
Recht glücklich? Philipp, allen diesen Menschen
Kannst du, so oft es in den Sinn dir kommt,

Ein solches Schauspiel geben, wenn's auch nicht
Zweihunderttausend Pfunde trägt.

Der König.

Mathilde!
Dies Schauspiel reizt dich mehr, als mich! — Ein Fürst,
Der unumschränkt sein Volk beherrschet, hat
Wohl große Macht; allein, was wir besitzen,
Hört auf, ein Gut, ein Glück zu sein, und wird
Uns bald zum Ueberdruß. Wir sind dafür
Von mancher Sorge, manchem Gram gequält. —
Die bange Menschheit zittert nur vor uns,
So wie vor einer Gottheit; aber Liebe,
Die gold'ne Stütze aller Erdenkronen,
Ist uns vom Volk versagt; die Ungleichheit,
Das leidige Verhältniß zwischen ihm
Und uns, verscheucht die besten Menschenherzen;
Und eben diese Uebermacht ist's, die
Das Band der Unterthänigkeit oft schwächt,
Oft gar zerreißt — wir haben keinen Freund.

Mathilde.

Mich däucht, mir wär' viel anders, wenn man mir
Zu einem Brautgeschenk die Krone brächte. —
Doch, sieh nur, sieh, nun kommen sie. — Wie stolz
Der Freche noch einher geht, gleich als ging'
Er nur zum Gastmahl. — Jetzt steigt er hinauf —
Der Scheiterhaufe flammt. — Es dünket mich,
Er spricht zum Volk. — Welch dumpfes Murmeln? — Sieh,
Es scheint, als drängten alle zu!

Der König
(der auf- und abgeht, und nicht hinaus sieht).

Mir bangt.
Hätt' ich doch nimmermehr den Schritt gewagt!

Mathilde.

Was hör' ich? Will es dich vielleicht gereuen?
Pfui, Philipp, wer ein großes Werk beginnt,
Muß keine kleine Seele haben. — Ha,
Wie schön zum Himmel auf die Flamme lodert!

Der König.

Mathilde, diese Freude schändet dich;
Ich weiß, daß sie aus deiner Rachgier quillt.

Blanca
(innerhalb der Scene).

Laßt mich! — Ich muß zu ihm — ich muß ihn sprechen!

Achter Auftritt.

Die Vorigen und Blanca.

Blanca
(stürzt mit fliegenden Haaren herein, und fällt zu des Königs Füßen).

Mein Vater, Menschlichkeit, o Menschlichkeit!
Bei aller eurer Vaterliebe, habt
Ihr eine je für mich empfunden; bei
Dem Schatten meiner längst verklärten Mutter;
Bei allem, was euch heilig ist; bei Gott
Dem höchsten Richter, dem ihr Rechenschaft
Für jede eurer Thaten legen müßt;
Bei meinem Leben selbst, beschwör' ich euch,
Habt Mitleid, rettet, rettet Molay!

Der König (mit Rührung).

Geliebte Tochter, wär's nur nicht zu spät!

Blanca (springt auf).

Was saget ihr, zu spät? — So habt ihr ihn
Denn schon ermordet, ihr Blutdürstigen! —
Gott, schon verzehret ihn die wilde Flamme!
Sieh, schon verweh'n die Winde seinen Staub,
Und ich, Elendeste, ich athme noch?

(Nach einer Pause.)

Ach, armer Jakob, deine Blanca war
Ein schwaches Kind nur — konnte dich nicht retten!

(Auffahrend.)

Was stehet ihr so stumm, wie Marmorsäulen,
Um mich herum? Auf, jauchzet, triumphirt!
Die Unschuld ist verrathen, krümmte sich
Auf jenen Bränden, sank im Rauch, und starb.

(Nach einer Pause.)

Nein, Philipp, triumphire nicht! ... Siehst du,
Die bleichen Locken da

(sie weis't auf seine Haare)

sind die Gesandten
Des nahen Tod's. Vergänglichkeit grub tief
Ihr Bild auf dein Gesicht! In einem Jahre
Schallt donnernd auch, so sagte Molay,
Des Todes Ruf in deine Königsohren.
Und du, sein bester Freund, der Tausende
Ihm zugesandt, du wirst dann selbst sein Raub. —
Dann wird dein königliches Possenspiel
Sich enden: deinem Haupt entsinkt die Krone,
Zersplittert ist das königliche Zepter. —
Wenn die Posaune des Allmächtigen
Dich vor sein schreckliches Gericht dann fordert:
Was wirst du sagen? Molay tritt auf,

Und klagt dich an. Dich schützt kein Kriegerheer,
Die Deinen sind nicht mehr um dich, du stehst
Dann nackt und bloß, und bleich und zitternd da —
Blut strömt um dich, Blut der Unschuldigen;
Verbrannte Templer fordern Rache dann!
Und fürchterlich braus't von des Richters Mund
Das Wort Verdammung, daß es tausendmal
Von allen Welten wiederhallet. . . Weh,
Wie wird mir? Feuer strömt in meinen Adern!
Mir ist so bang — mein Busen so beklemmt,
Als läg' der Erdball fest auf mir. . . . Luft, Luft!

(Geht zum Fenster.)

Ha, was ist das? was brennt dort in der Ferne?
Gott, Gott!

(Sinkt auf einen Stuhl.)

Der König.

Ach Blanca, Blanca, meine Tochter!

Blanca (fährt auf).

Horch, horch! Wer ruft, wer nannte mich? Bist du's?
Ja du, du bist es, edler Molay!
Du schon Verklärter, rufst mich an der Schwelle
Der Ewigkeit zu dir! Ja, harre meiner,
Geliebter, eilig folg' ich dir dahin!
Dank dir für dein Geschenk, das du mir gabst,
Erst gestern gabst, Dank. Es entbürdet mich
Von diesem lästigen Gewand, und bahnt
Mir einen Pfad zu dir — zu dir, Geliebter!

(Geht eilig ab.)

Neunter Auftritt.

Der König, Mathilde.

Der König.

Gott, meine Tochter! Auf, Mathilde, halte
Sie mir zurück!

Mathilde.

O lass' das kleine Ding
Nur immer geh'n! Bald hat sie ausgewimmert.
Dem Sturm folgt Sonnenschein. So manches Mädchen
Wird den Geliebten heut bejammern, und
Mit künft'gem Morgen hat sie einen andern.

Der König.

Fühlloses Ding, spar' deinen schalen Witz.
Du hast kein Menschenherz, ein Herz von Stein!
Die Täuschung weicht, dem Aug' entsinkt die Binde.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen, Walter.

Walter (eilt herein).

O weh, o weh, Herr, eure Tochter ist —

Der König (hastig).

Was ist sie, rede, was ist Blanca?

Walter.

Todt!

Mathilde.

Todt, die Prinzessin?

Der König.

Himmel, meine Tochter!
Nein — nein du lügst.

Walter.

O wollte Gott, daß nun
Mein Aug' ein Lügner wäre, gerne schlöß'
Ich's dann auf ewig! Einem Schatten gleich
Schwand sie, als ich die Treppe zu ihr stieg,
Vor mir vorüber. Bleich war ihr Gesicht;
Aus ihren Augen starrte die Verzweiflung;
Verwirrt umflatterte das lange Haar
Den Nacken; keine Antwort gab sie mir.
Ich eilte nach. Zu schwach, sie einzuholen,
Hört ich den schweren Fall schon an der Pforte
Des Schlafgemachs. Ich trat hinein, und ach,
Schon auf dem Boden lag sie ausgestreckt
In ihrem Blut, durchbohrt von jenem Schwerte,
Mit dem ihr Molay einst auf der Jagd
Das Leben rettete, und das er ihr,
Nach ihrem Wunsch, durch mich zum Angedenken
Erst gestern schickte. Sie erkannte mich;
Sie drückte mir die Hand — und starb. —

Der König.

Weh mir!
Weh' dir, Unglücklicher, du brachtest ihr
Das Werkzeug ihres Todes?

Walter.

Ja, Gebieter!
Hier ist mein Haupt, laßt mir's vom Rumpfe hauen;
Ich sterbe gern, da Blanca nicht mehr ist.
Doch, hätt' ich ihr's auch nicht gebracht; Verzweiflung
Ist zu erfindungsreich.

Der König.

Recht sagst du, Walter,
Nicht du, nicht Jakobs Schwert, nein, ich — ich selbst,
Und meine Härte, meine Grausamkeit
Hat sie gemordet!

(Wirft sich im äußersten Schmerz auf einen Stuhl, und verhüllt mit den Händen sein Gesicht.)

Mathilde (für sich).

Alles geht nach Wunsch!
Nun jammert um sein eingebüßtes Junges
Der alte Affe!

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen, Nogaret, Noffo Dei.

Der König

(blickt auf, und ersieht den Nogaret).

Seid ihr da, Verruchte,
Die ihr zu diesen bösen Thaten mich
Gespornt, verführet habt. Weg, Natternbrut,
Aus meinen Augen! Nimm sie, Nogaret,
Mit dir, die feile Metze, deine Tochter!
Und hütet euch, mein Königreich je wieder
Mit einem Fuße zu betreten; oder
Des Todes größte Qualen sollen euch — —
Fort, fort,... O Gott, mein Kind, ach, meine Blanca!

(Ab.)

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen, ohne den König.

Nogaret.

Mag er sie doch hinnehmen, seine Gnade,
Mir ist sie nicht mehr nöthig. Wer im Herbste

Sich Früchte sammelt, hungert nicht im Winter.
Die Fürstengunst ist eine Wetterfahne.
Komm, meine Tochter!

Mathilde.

Willig folg' ich euch;
Gesättiget ist meine Rache nun.

(Wollen ab.)

Nosso Dei.

Vergebt mir, Kanzler, darf ich wohl es wagen,
An euer Wort euch jetzt gleich zu erinnern?
Mathildens Hand?

Nogaret.

Bekommst du nimmermehr.

(Nogaret und Mathilde ab.)

Nosso Dei.

So lohnt man mein Verdienst?

(Ab.)

Walter.

Des Galgens werth. —
Hinweg von dieser Stadt, von diesem Lande!
Wo jede menschliche Verderbtheit wohnt;
Wo sich das Laster einen Thron erbaute,
Vor dem es durch Jahrhunderte den Völkern
Europens alles Weh zusenden wird,
Bis sie erscheinen mit dem Racheschwert. —
Paris, verpestetes, dir zu entfliehen,
Ergreift der müde Greis den Wanderstab,
Zu bessern Menschen überm Rhein zu ziehen;
O gönnt ihm, Deutsche, dort ein friedlich Grab!

(Ab.)



Anmerkungen.

Gedichte.

Seite 5. An die Steiermark. Dieses Gedicht erschien zuerst in der Sammlung: „Früchte vaterländischer Musen" (Herausg. v. J. v. Kalchberg). Gräz 1789 und 1790. 2 Bändchen. als Eröffnungsgedicht des ersten Bändchens.

Die letzten vier Strophen finden sich dort in vollständig anderer (charakteristischer) Fassung. Strophe 3 und 4 lauten:

Zwar horcht dein dumpfes Ohr dem Gesange nicht,
Der deiner Söhne Leier entströmet, nur
Der Fremdlinge Geklimper hat noch
Reize für Wenige deiner Kinder.

Doch Mutter — nein, ich zürne dir nicht, noch schläfst
Du fort den tiefen Schlummer des Geistes, noch
Ist das Jahrhundert nicht gekommen,
Welches bestimmt ist, dich einst zu wecken. u. s. w.

Dieselbe Fassung zeigt sich in der Sammlung der Ged. v. 1793.

Seite 6. Der Mensch. Erschien zuerst im Jahrgange 1788 des „Wiener Musenalmanachs", herausg. v. J. F. Ratschky und A. Blumauer.

Seite 8. An Marianne. Zuerst erschienen in d. „Früchten vaterl. M." II.

Seite 10. Die todte Nachtigall. Erschien zuerst im Jahrgange 1785 des „Wiener Musenalmanachs", herausgegeben v. J. F. Ratschky.

Seite 11. Erinnerung. Zuerst erschienen in den „Früchten vaterl. M." II, verfaßt 1782.

Seite 12. Aufmunterung zur Lebensfreude. Zuerst erschienen in den „Früchten vaterl. M." II.

Seite 16. Die Thräne. Zuerst in den „Früchten vaterl. Musen.“ I.

Seite 17. An den Mond. Ebendort.

Seite 18. Der Frühlingsmorgen. Zuerst in d. „Früchten vaterl. M.“ I. mit der Bezeichnung „An Mina“ gedruckt, eines der ältesten Gedichte Kalchberg's und deshalb hier aufgenommen.

Seite 20. Empfindungen. Zuerst in den „Früchten vaterl. Musen.“ I.

Seite 26. An Käthchen. Zuerst in meinem „Innerösterr. Stadtleben“. (Wien 1877.) S. 293.

Seite 30. Haß und Liebe. Zuerst in der Zeitschrift „der Aufmerksame“ (Graz) 1816. Nr. 134.

Seite 32. Lebenstrost. Zuerst im „Aufmerksamen“ 1816. Nr. 80.

Seite 39. Empfindungen... Zur Erläuterung dieses Prologes Folgendes: Im Jahre 1811 hatte der Erzherzog Johann, welcher sich um den culturellen Fortschritt der Steiermark so warm annahm, mit Bewilligung und Unterstützung des Kaisers (Franz I.) in Graz jenes Gelehrteninstitut und Museum gegründet, das heute noch von so großer wissenschaftlicher Bedeutung ist. Zum Danke und zur ewigen Erinnerung wurden die Büsten des Kaisers und des Erzherzogs, beide aus Bronce und von dem Künstler Kißling verfertigt, in einem Saale des Joanneums aufgestellt. Am 26. Mai 1813 wurde die festliche Enthüllung dieser Büsten vorgenommen, wobei die Gattin des ständischen Verordneten Grafen von Dietrichstein diesen von Kalchberg verfaßten Prolog sprach. Wie sich die Beziehung der Rede auf den Kaiser oder auf den Erzherzog wandte, ward die eine und die andere bis dahin verhüllte Büste unter dem Jubel des Publikums aufgedeckt. Der Prolog wurde gedruckt unter die Anwesenden vertheilt und sodann auch im dritten Jahresberichte des Joanneums von 1814 veröffentlicht.

Seite 44. Napoleon Bonaparte und Themistokles. Zuerst im „Aufmerksamen“ 1815. Nr. 96.

Seite 45. Napoleon Bonaparte's Verbannung... Ebendort Nr. 100.

Seite 51. Gesuch um eine Grabstätte an der Leechkirche in Graz. Dieses Gedicht bildet eine Art Bittschrift, welche

der Verfasser bei der Landcommende der deutschen Ordensritter wirklich überreicht, um an deren uralten Kirchlein begraben zu werden. Diese Kirche bildet durch ihr Alter und ihre Schicksale eines der interessantesten historischen Denkmäler der Stadt. Näheres darüber in meinem Innerösterr. Stadtleben. S. 14. — Das Gedicht wurde zuerst publicirt in dem nach dem Tode Kalchberg's von Professor Appel verfaßten und in der „Steyermärkischen Zeitschrift" VIII. Heft. Grätz, 1827 abgedruckten Nekrologe des Dichters. Es ist abgefaßt im Jahre 1823. „Edelmüthig wurde dieses Gesuch gewährt" schrieb Kalchberg selber, als man ihm seine Bitte bewilligte.

Seite 53. Andreas Eberhard von Rauber. Ueber diesen durch seine herkulische Stärke ausgezeichneten Mann, „der im sechszehnten Jahrhundert an der Spitze des vaterländischen Adels glänzte", berichtet Ausführliches schon der treffliche Ethnograph und Culturhistoriker J. W. Valvassor in seinem Colossalwerke: „Die Ehre deß Hertzogthums Crain" Bd. III. Buch 11 S. 631, woselbst auch dieser Sackkampf geschildert ist, von dem die schöne Helene eben den Namen Scharsäckin erhielt. Auch ein Bild Raubers mit dem in zwei Zöpfe geflochtenen Barte gibt Valvassor. Letzterer Schriftsteller ist jedenfalls die Quelle, aus der Kalchberg seine „Ballade" geschöpft, ebenso den Hauptstoff zu seiner in den Prosaschriften folgenden Skizze: „Der Rauberhof". — Das Gedicht erschien zuerst in den „Früchten vaterl. M." II.

Seite 56. Die Tempelherren zu Mainz. Zuerst gedruckt in dem Archiv für Geographie, Historie u. s. w. (v. Hormayr). 1818. Nr. 4 und 5. „Nach Dupuy, Histoire de la condemnation des Templiers". (Anmerkung Kalchberg's.)

Seite 57. Z. 16 v. o. „Der unglückliche Otto von Wittelsbach floh, nach Ermordung Kaiser Philipps im Jahre 1208, mit seinen Söhnen in die dichtesten Wälder am Rhein und deren Nachkommen erhielten von ihrem Wohnsitze den Namen der Wild- oder Rheingrafen, comites silvestres". (Anmerkung Kalchberg's.)

Seite 57. Z. 19 v. o. „Peter von Aichspalt war damals Erzbischof und Kurfürst zu Mainz." (Anmerkung Kalchberg's.)

Seite 58. Z. 4 v. o. „Alle Tempelherren trugen Panzerhemden unter ihrem kurzen weißen Ordenskleide, hatten große deutsche Schwerter

und ein rothes Kreuz auf dem weißen Mantel.“ (Anmerkung Kalchberg's.)

Seite 60. Die Ruinen von Kaisersberg. „Die Trümmer der Schlösser Königsberg in der Steiermark und Kaisersberg in Kroatien, auf zwei steilen Bergen einander gegenüber gelegen, zwischen denen sich in der Tiefe der kleine Gränzfluß Sotla mühsam durchwindet, erhöhen die Schönheit dieser romantischen Gegend des Cillier Kreises. — Königsberg war die Wiege eines längst erloschenen Heldengeschlechtes der Steiermark und Kaisersberg eines der festesten Schlösser des Tempelherrenordens. — Noch erkennt man die Kapelle, deren durchlöcherte Wände der schönste Epheu dunkelgrün beschattet, und auch noch das Dormitorium, wo sich der Templer Schlaf in Tod verwandelte.“ (Anmerk. Kalchberg's a. d. J. 1816 im Auszuge.)

Seite 71—73. An die Männer. An die Weiber. Mädchenlaunen. Zuerst in den „Früchten vaterl. M.“ I.

Seite 80—83. Die kleineren Gedichte von „Der Zeitgeist“ an bis zum Schluß wollte der Verfasser in einem Bande mit anderen Gedichten und Prosastücken herausgeben, allein fast ohne Ausnahme strich das Bücherrevisionsamt diese heutzutage gewiß harmlos erscheinenden Piecen. Ich habe sie zuerst aus der Handschrift in meinem „Inneröstterreichischen Stadtleben vor hundert Jahren“ S. 291 f. publicirt.

Bertram von Dietrichstein.

Seite 182. Schluß der sechsten Scene: „Diese Gefangennehmung ist historisch“ (Anmerkung Kalchberg's).

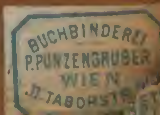
Die Tempelherren.

Seite 341. Z. 2 v. o. „Diese Vorladung ist aus der Geschichte und ward erfüllt“. (Anmerkung Kalchberg's.)

Seite 343. Z. 2 v. o. „Nach der Geschichte“. (Anmerkung Kalchberg's.)



Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei


BUCHBINDEREI
P. PUNZENGRUBER
WIEN
II. TABORSTR.

